12871/B

R

By Rudolf Zacharias Becker

Digitized by the Internet Archive
in 2016 with funding from
Wellcome Library

https://archive.org/details/b28770924_0002

Noth- und Hülfsbüchlein für Bürgers- und Bauersleute.

Zweyter Band.

Darinn für den Bürger- und Bauernstand viel Nützliches, Angenehmes und Belehrendes verzeichnet steht.

Mit Kupfern.

Grätz,
zu finden bei Aloys Tusch,
1794.

WELLCOME
HISTORICAL

Vorbericht des Herausgebers.

Dem Wunsch der Leser und meinem Versprechen gemäß, liefere ich hiemit das zweyte Bändchen des Unterrichts-Noth- und Hülfsbüchleins. Ich bediente mich dabei vorzüglich derjenigen Aufsätze, die mir meine gelehrten Freunde in Bayern ꝛc. ꝛc. reichlich mitzutheilen die Güte hatten; im übrigen hob ich aus allgemein beliebten und als gut und brauchbar anerkannten Volksbüchern die zu meiner Absicht passende Stellen aus, rückte auch hie und da einige meiner eigenen Bemerkungen und Erfahrungen ein.

Die Bücher, die mir zu den Gegenständen der verschiedenen Numern und Abschnitte die nöthigen Beiträge an die Hand gaben, sind vorzüglich unter mehrern folgende: Das räsonirende Dorfkonvent; die schöne Lebensgeschichte des guten und vernünftigen Bauersmann Wendelins;

Mayer, das Ganze der Landwirthschaft, und dessen vom Herrn D. und Professor Schrank zu Ingolstadt für Bayern umgearbeiteten Katechismus des Ackerbaus nebst Christs Anweisung Obstbäume zu pflanzen und zu warten. Ich freue mich, wenn ich so glücklich war, nach dem Geschmack desjenigen Theils des Publikums, für den ich zunächst dieses Büchlein bestimme, gewählt zu haben.

So wie ich glaube und mir es schmeichle, so soll nun mit diesem zweyten Bändchen und dem dazu gehörigen besondern Anhang, das Unterricht- Noth- und Hülfsbüchlein so vollständig und hinlänglich belehrend seyn, als man es nur immer von einem Buche dieser Art verlangen kann. Ja, ich getraue es mir zu behaupten, daß derjenige, der mit Vernunft, Auswahl und guter Anwendung, mit Rücksicht auf Verhältnisse, Lage und Umstände, von den darinn enthaltenen Vorschriften und Lehren Gebrauch macht: auch gewiß und zuversichtlich die nützlichst- und angenehmsten Folgen erwarten kann, und erwarten darf.

Wem aber an diesen beiden Bändchen und ihren Innhalt noch nicht genügt, und wer gerne mehr über die abgehandelten

Gegen-

Gegenstände, besonders nähern Unterricht in Absicht der Erhaltung seiner Gesundheit, der Gärtnerey, Bienenzucht, Landwirthschaft, und ächter Mittel für verschiedene Viehkrankheiten wissen will, dem wird mein 3tes und 4tes Bändchen des Unterrichts-Noth- und Hülfsbüchlein, so wie ich glaube, hinlänglich befriedigen.

Der Verfasser.

Inhalt.

Herrn von Mildheims Rede über den Nutzen des Unterrichts- Noth- und Hülfsbüchleins. 11

Wie das Büchlein aufgenommen worden. 17

Herrn Pfarrer Wohlgemuths Predigt. 21

Zusammenkünfte wegen des Buchs. 23

Noch etwas vom Brodbacken. 25

Vom verdorbenen Getraide und den Mitteln dagegen. 30

Noch etwas von den Erdäpfeln und deren Zubereitung. 35

Vom Zugemüs und Gemüsgarten. 48

Vom Obst und Obstgarten. 74

Vom Baumpelzen. 82

Vom Baumokuliren oder Aeugeln. 89

Vom Baumkopuliren. 92

Noch etwas vom Oel. 98

Noch etwas vom Fleisch. 103

Von der Viehhut. 107

Die gute Stiefmutter. 113

Ursachen, warum Bauernkinder nicht studieren sollen. 119

Hexerey unter dem Vieh. 125

Vom Schaden, den man vom Gespenster- und Aberglauben hat. 137

Vom Wetterläuten und Wolkenseegnen. 144

Entwurf

Entwurf zu einer Dorfschule. 149
Grobheiten bei manchen Gemeinversammlungen. 152
Verhaltungsregeln bei Gemeinversammlungen. 157
Schulpredigt. 161
Kindergebethe. 169
Lehren für die Dienstbothen. 180
Nichts ist ohne Gottes weise Absicht. 190
Wie man die Kranken besucht. 194
Vom Aderlassen. 197
Vom Purgieren. 201
Vom Kalenderglauben. 203
Wohlverhalten ist des Menschen Glück. 208
Auf was man beim Heyrathen zu sehen hat. 218
Wie sich schwangere Frauen verhalten sollen. 229 - 233
Hebammen- und Geburtshilfe. 234
Reinlichkeit bei Kindern. 241
Baden ist Kindern gesund. 243
Vom Wiegen, Leibesbewegungen und Luftveränderung. 244
Kost für Kinder. 245
Vom Fätschen. 247
Verhütung des Schadens beim Spielen. 250
Kinder sollen zur Arbeitsamkeit gewöhnt werden. 251
Gewöhnung zur Herzhaftigkeit. 253
Entwöhnung vom Eigensinn. 255
Gewöhnung zum Gehorsam. 257
Gewöhnung zur Friedsamkeit. 258
Gewöhnung zur Aufrichtigkeit. 259
Von Schleckerey- und Zwackereyen. 260
Gewöhnung zur Wohlthätigkeit. 262

Der Aeltern gute Beispiele. 263
Reinlichkeit im Hauswesen. 264
Dienstfertigkeit macht einem ganzen Dorfe Ehre. 270
Wie man vernünftig hausen soll. 272
Schädlichkeit der Processe. 276
Schädlichkeit des Spielens. 279
Feldarbeit an Sonn- und Feyertägen. 284
Etwas von der Stallfütterung. 289
Warum es so viele verdorbene Bauern giebt. 291
Katechismus des Feldbaus. 299
Etwas von den Erdkäfern. 356

Des Unterrichts-Noth- und Hülfsbüchleins

Zweytes Bändchen.

Der Herr von Mildheim hält eine Rede *) an seine Unterthanen, und theilt ihnen das zweyte Bändchen des Unterrichts-Noth- und Hülfsbüchleins eigenhändig aus.

Ich ließ euch, meine lieben Freunde und getreue Unterthanen, vor einiger Zeit das erste Bändchen des goldenen Unterrichts-Noth- und Hülfsbüchleins durch meinen Gerichtsverwalter austheilen, und euch dessen fleißige Lesung und Gebrauch durch unsern würdigen Herrn Pfarrer Wohlgemuth aufs dringendste empfehlen. Ich hatte die Freude zu sehen und zu vernehmen, daß der größte Theil von euch das Buch mit Dank annahm und fleißig darnach thut; ich empfinde aber auch das Misvergnügen, daß einige unverständige und eigensinnige Personen sich unter euch befinden, die nicht allein das Buch ungelesen beiseite werfen, und hartnäckig

auf

*) Diese Rede kann als Vorrede zu diesem Bändchen betrachtet werden; diesfalls steht sie auch dem nächstfolgenden Abschnitt, der Zeitfolge zuwider, vor.

auf ihren eingewurzelten Vorurtheilen beharren, sondern auch diejenigen, so meine gute Absichten erkennen und ausführen wollen, leichtsinniger, oder boshafter Weise daran zu hindern suchen. Ich bin zwar weit entfernt, jemanden eine Wohlthat aufzudringen, am allerwenigsten eure Freyheit zu untergraben; allein dieß kann ich nimmermehr gestatten, daß irgend einer aus euch seinem fleißigen, helledenkenden und braven Nachbarn, oder Miteinwohner auch nur das geringste Hinderniß in den Weg lege, oder solchen an Ausübung nützlicher Unternehmungen hindere. Ich verbiete dieß hiemit ernstlich, und werde die Uibertreter meiner Befehle und die Frevler gegen meine heilsame Verordnungen exemplarisch zu bestrafen wissen.

Da nun aber unser liebes Unterricht-Noth- und Hilfsbüchlein dem Bürger und Bauer so nützlich und diensam, als nur immer möglich ist, werde, so habe ich unsern würdigen und braven Herrn Pfarrkaplan Treumann ersucht, das zweyte Bändchen dazu zu verfertigen. Er hat es mit Zuziehung und dem Beirath gelehrter, geschickter und rechtschaffener Männer gethan, und meine Erwartung vollständig befriediget. Ich habe dieses Buch ebenfalls zum Drucke befördert, und nun vollkommen fertig erhalten; säume daher auch nicht, es euch ebenfalls in die Hände zu geben. Ihr findet in diesem zweyten Bändchen nicht allein alle Numern des ersten Bändchens nochmals durchgegangen, erläutert, verbessert und vermehrt, wo es nöthig war, sondern ihr findet auch noch manche schöne, lehrreiche Geschichte und Erzählung, die euch den guten Erfolg aller der gegebenen Lehren beweisen und anschaulich machen.

Daß ich es herzlich gut mit euch meine, wißt

ihr aus Uiberzeugung gewiß; um euch nun von diesem Wohlwollen und von dieser meiner gegen euch hegenden Zärtlichkeit einen neuen Beweis zu geben, so theile ich euch hier das zweyte Bändchen des Unterrichts-Noth- und Hilfsbüchleins nicht allein selbsten aus, sondern gebe euch auch Rechenschaft, warum ich euch ein Geschenk damit mache.

Dieses ganz vortrefliche Büchlein heißt, wie ihr wißt, Unterricht-Noth- und Hilfsbüchlein, weil es fast in allen Vorfällen des Lebens Belehrung und Unterricht ertheilet, und Hilfe in Noth und Anfechtung gewähret. Ich weiß es gewiß, daß ihr nun durch beide Bändchen dieses Buchs an Leib und Seele gesünder, munterer, vernünftiger, reicher, tugendhafter und glücklicher werden könnet, wenn ihr die unvergleichlichen Vorschriften, so darinnen stehen, fleißig leset, und in euren Lebenshandlungen künftig ausüben wollt; und das werdet ihr doch gewiß wollen! — nicht wahr?

Dieses mehr genannte Büchlein ist ursprünglich von einem grossen Menschenfreund, dem Herrn Rath Becker in Gotha, verfaßt und an das Licht gestellt worden; auf meine Verordnung aber wurde es für die hiesige Gegenden besonders eingerichtet, nunmehr mit dem zweyten Bändchen vermehrt und geschlossen, und sind nun beide Bändchen für jedermann in äußerst billigem Preise zu haben.

Um euch aber den Werth dieses ungemein schätzbaren Unterrichts-Noth- und Hilfsbüchleins begreiflich zu machen, so darf ich euch die Nachricht nicht vorenthalten, daß es in ganz Deutschland ungemein geschätzt wird, und verschiedene Landesfürsten solches sehr häufig unter ihre Unterthanen vertheilen lassen. So haben z. B. der durchlauchtigste Kurfürst von Pfalz-Bayern als einen Versuch für

Höchst-

Höchstdero Herzogthum Neuburg von der für den bayerischen Kreis umgearbeiteten Auflage 3000, der durchlauchtigste Markgraf von Anspach und Bayreuth von den ersten Ausgaben des Verfassers 10,000, der durchlauchteste Markgraf von Baaden 20,000, und der durchlauchtigste Fürst von Anhalt-Dessau auch 3000 Stücke gekauft, und ihre Unterthanen damit beschenkt. Es sind auch nach der Schweitz und in andere Länder eine grosse Menge abgangen, und die rußische Kaiserin hat dieß Buch ins Rußische zu übersetzen, und in grosser Menge unter ihre Unterthanen auszutheilen befohlen. — Außer den von dem Verfasser nach und nach veranstalteten 6 Originalausgaben sind noch 6 Nachdrücke vorhanden, und diese unsere umgearbeitete Ausgabe macht mit dem zweyten Bändchen ein besonders Werk, wozu auch noch das Buch vom Aberglauben, Mißbrauch und falschen Wahn, und der Volksfreund vorzüglich gehören, um ein schönes Ganzes zu machen.

Ihr könnt euch fast keinen Fall in eurem Leben denken, worauf ihr nicht den besten Rath, klügsten Vorschlag, und den kürzesten Weg zu dem erwünschten Ziele zu gelangen, in diesen beiden Büchleins mit Uiberzeugung fändet. Ihr lernt daraus die Tugend lieben, und das Laster hassen; weil ihr von den guten Folgen der ersten, und der schlimmen Wirkung des letztern in anmüthigen Geschichten und Erzählungen oder sonsten deutlich überzeugt werdet. Ihr lernet eure Haushaltungen ordentlicher führen; Kinder und Gesinde zu ihren Pflichten und Beruf gehörig anhalten, das liebe Vieh zu eurem wahren Nutzen besser pflegen; die Feldstücke und Gründe fruchtbarer machen; eure und eures Viehes Gesundheit befestigen, und in kranken Tagen wieder herstellen.

len. Ihr lernet die wahre Art, von euch und euren Nächsten die kleinen und grossen Gefahren mit Vorsicht abwenden, und wenn solche zufällig doch kommen, euch und eure Nächsten glücklich heraus reißen. Ihr lernet Stift und Steuern und andere Abgaben auf eine leichte Art bezahlen, und doch immer einen Nothpfenning auf die Zukunft ersparen. Mit einem Wort: ihr lernet aus diesem mit Recht gepriesenen Buch, wie ihr Gott und Menschen gefällig leben; und euch an allen Gütern einen Uiberfluß erwerben könnet. Und alles dieses lernet ihr in kurzen, und nicht leicht fehlschlagenden Regeln, wenn ihr sie anders genau und gewissenhaft beobachtet.

Sehet also, meine Freunde! welches zwar kleine, im Grunde aber höchstwichtige, Geschenk ich euch hiedurch mache, und welche Mittel, zufrieden und glücklich zu werden, ich euch in die Hände liefere.

Mein Herz hüpft vor Freude in meiner Brust, und meine Augen überströmen mir vor Vergnügen, wenn ich in die Zukunft sehe, und da an eure merklich verbesserte Umstände denke; wenn ich, als euer Herr und Freund, als euer aller irdischer Vater, mir vorstelle, daß ich heute noch bei gesunder Vernunft vor euch gleichsam mein Testament mache, und euch zu Erben von unsäglichen Reichthümern einsetze. Daß ihr, als gute und gehorsame Kinder, diesen meinen letzten Willen, welcher darinnen besteht: Leset das Unterricht- Noth- und Hilfsbüchlein fleißig, und befolgt es noch fleißiger in der That und Ausübung! genau und gewissenhaft erfüllen werdet, hoffe ich, und kann euch dann auch die richtige Versicherung geben, daß ihr zuverläßig zu dem ungestörten Genuß eures Erbtheils gelangen werdet.

Gott

Gott gebe euch seinen Segen, und stärke euch mit seinem guten Geist, das grosse Werk eures zeitlichen und ewigen Wohls ämsig anfangen, beharrend zu verfolgen, und gut und glücklich zu vollenden.

Ich aber fodere hiezu eure geistliche Seelsorger, die Beamten, Richter, Schulmeister, und die vernünftigsten Wirthe, Bauern, und sonstige Landwirthschafter, in jeder Gemeine und Gegend auf, euch auf diesem Wege des Wohls und Reichthums zu leiten, mit Rath, That und guten Beispiel so beizuspringen und vorzugehen, als ich es selbst gerne durch die übrigen Tage meines Lebens thun will, und bereits durch Austheilung des mehr belobten Buchs den Anfang damit gemacht habe.

So kann ich mich ohne Eitelkeit rühmen, zu eurem zeitlichen und ewigen Glück einen festen und dauerhaften Grund gelegt zu haben. Dafür werdet ihr einst meine liebe, getreue Unterthanen und Freunde, dafür werden eure Kinder und Kindeskinder, bei einst blühenden Vermögensumständen, wenn ich lange nicht mehr seyn werde, mein Andenken segnen und sagen: Gott! vergelte es du unserm lieben Herrn im Himmel, was wir dahier auf deiner reichen Erde durch seine Anordnungen und Leitung mit Zufriedenheit genießen.

Kommt nun, meine liebe Kinder und Freunde, so wie ihr verlesen werdet, und empfangt das zweyte Bändchen des Unterrichts- Noth- und Hilfsbüchleins aus meinen eigenen Händen; prägt euch dabei meine inbrünstigen Wünsche für euer Wohl und meine herzliche und innige Liebe zu euch recht fest und unvergeßlich ein, damit mein eifriges Bestreben, eure Wohlfahrt zu befördern, nicht ohne Nutzen und gute Wirkung bleiben möge. —

Hier-

Hierauf theilte der Herr von Mildheim jedem Hausvater der in seinem Schloßsaale versammelten Gemeinde ein zweytes Bändchen des mehr gedachten Buches eigenhändig aus, und ermahnte denselben noch besonders: Mißbräuche, Aberglauben, und eingewurzelte Vorurtheile abzulegen; dann, sagte er, fehlt es gewiß keinem, und jeder kann versichert seyn, daß er die Früchte des Fleißes und der Zufriedenheit, die das Büchlein verheißt, in vollem Maaß einerndten wird.

Wie das erste Bändchen des Unterrichts-Noth- und Hilfsbüchlein zu Mildheim und jener Gegend aufgenommen wurde, und was darauf erfolgt ist.

Eine geraume Zeit hindurch, nach der Austheilung des ersten Bändchens vom Unterricht-Noth- und Hilfsbüchlein, war dieses die alleinige Neuigkeit eines jeden Tages zu Mildheim; und jeder, der lesen konnte, las darinnen. Auf dem Felde, im Wirthshause, bei Hochzeiten und Kindstaufen, und wo sonst noch nur etliche Personen zusammen kamen, war dieß Buch ein beständiger Gegenstand des Gesprächs. Jeder kramte seine Meinung frey aus, je nachdem ihm dieß oder jenes gefiel, oder misfiel; und der Meinungen wurden beinahe so viele, als der Bücher im Ort waren.

Viele meinten, daß dem Buche doch noch manches beizusetzen wäre, und daß man dieses in dem versprochenen zweyten Bändchen beisetzen und dieses zweyte Bändchen recht bald nachliefern sollte. Viele lasen das Büchlein, und lasen es wieder, aber wenn es vom Lesen und Wissen zum Thun kommen sollte, so hieß es: viel Köpfe, viel Sinne! Einige alte Leute, die ohnehin mehrentheils eigensinnig sind,

wollten gar nichts von den darinnen enthaltenen Vorschlägen wissen und hören. „Wir sind so alt worden, sagten sie, und es ist unser Lebenslang nicht anders gewesen, es mag auch so bleiben; denn die neuen Sachen thun einmal kein gut.“ Es wohnte auch ein alter Bader zu Mildheim, der sich dafür ausgab, als verstünde er Latein und das Versemachen; auch mit seinem schlechten Latein und elenden Versen jedermann beschwerlich fiel. Wenn dieser im Wirthshause von dem Buche sprach, so sagte er oft: sum, es, est, wir lassen's, wie's gewest. Dieser Art von Leuten half das Büchlein freylich aus keiner Noth, sondern diente ihnen nur zum Zeitvertreib. Dagegen gab es wieder andere, die wollten ihre ganze Hauswirthschaft und ihren Feldbau auf einmal so einrichten, wie es in dem Büchlein beschrieben steht, und kehrten daher alles um, das unterste zu oberst, so daß sie nothwendig grossen Schaden davon haben mußten. Einige probirten dieß und jenes, und machten es nicht recht nach der Vorschrift; weil nun nicht heraus kam, was in dem Büchlein versprochen ist, so wollten sie nichts mehr damit zu thun haben. In manchen Haushaltungen wurden Mann und Frau darüber uneinig, wenn eines etwas Nützliches aus dem Büchlein nachmachen wollte, und das andere wollte nicht. Wegen dem Kleebau, den einige anfiengen, gab es Händel mit dem Schäfer und einigen aus der Gemeinde. Diejenigen aber, die sich von der guten Sache überzeugt fanden, und solche nach Möglichkeit auszuführen gedachten, wurden von den andern dießfalls angefeindet, und durch mancherley heimliche Tücke daran gehindert, oder ihnen doch die Ausführung erschweret. Kurz, das Büchlein verursachte einen solchen Wirrwar in der Hofmark, daß die Alten

und Mißvergnügten öffentlich sagten: es sey wohl mit Recht ein Nothbuch zu nennen, das den Leuten erst Noth machte, wenn sie noch keine hätten; und mit der Hilfe sey es nichts mehr, als ein schönes Schattenspiel.

Als der Herr Pfarrer Wohlgemuth diese Verwirrungen nach und nach erfuhr, that es ihm sehr leid, um das liebe Büchlein und um die guten Absichten des gnädigen Herrn, die man so unbesonnener Weise verkannte. Er entschloß sich daher dem Herrn von Mildheim genauen Bericht davon zu geben, und sich mit ihm und mit dem Herrn Pflegskommissarius Justus, zu Mainbach, über die schicklichsten Mittel zu berathschlagen, wie all diesem Unwesen am leichtesten und geschwindesten abzuhelfen seyn möchte. Er theilte diese seine Wahrnehmungen dem Herrn Pflegskommissär mit, erklärte ihm seine Meinung, und dieser menschenfreundliche Mann war sogleich mit ihm einverstanden.

Sie giengen nun beide in Gesellschaft zu dem Herrn von Mildheim, und belehrten ihn von der ganzen Beschaffenheit der Sache. Dieser gute Herr war darüber sehr niedergeschlagen und betrübt; zu vernehmen, daß seine guten Anordnungen misgekannt, und seine redlichen Absichten sollten vereitelt werden, hätte er sich nicht vermuthet. Er sah nur immer auf die fleißigen und folgsamen Leute, und achtete das Geschwätz der übrigen, das ihm manchmal seine Bedienten hinterbrachten, für nichts als bloßen unvernünftigen Tadel, von dem, wie er wohl wußte, auch die edelste und heiligste Absicht nicht frey bleibt. Er dachte, nach und nach wird sichs schon geben, und die dummen kurzsichtigen Tadler werden von selbsten dem Guten und Nützlichen die Hände bieten, sobald sie sehen werden, daß andere wahren

Vortheil dadurch ziehen; allein nun fand er sich betrogen in seiner Meinung. Nun wurde gerathschlagt, wie dem Uibel schleunig und wirksam zu steuern wäre, und folgender Beschluß gefaßt. 1) Sollte der Herr von Mildheim, sobald als möglich, das versprochene zweyte Bändchen des Unterrichts-Noth- und Hilfsbüchleins fertigen und drucken lassen; es eigenhändig unter seine Unterthanen austheilen, und dabei eine zweckmäßige Anrede und Ermahnung an dieselbe halten. 2) Sollten die Fertigung dieses zweyten Bändchens, Herr Pflegskommissarius Justus und Herr Pfarrkaplan Treumann übernehmen. Damit es aber bei den Bauersleuten mehr Gewicht hätte und einen stärkern Eindruck machte, so sollte aus den Gesprächen und Erzählungen einiger der vernünftigsten und bravesten Einwohner der Hofmarks-Herrschaft Mildheim dieß zweyte Bändchen gesammelt, und mit den Vorschriften und Aufsätzen gelehrter und erfahrner Männer ergänzt und berichtiget werden. Zu diesem Ende und so lang es nöthig ist, sollten alle Wochen an einem bestimmten Tag, Herr Pfarrkaplan Treumann, Herr Amtsverwalter Hilfgern, Herr Schulmeister Lehreviel, der Müller Jakob, und die beyden Bauern Xaveri Fleißig und Joseph Emsig bei dem Herrn Pflegskommissarius Justus zu Mainbach zusammen kommen, das erste Bändchen des Unterrichts-Noth- und Hilfsbüchlein Numer für Numer durchgehen und prüfen, ihre Gedanken und Anmerkungen darüber frey und unbefangen sagen, und daraus sollten dann oben gedachte beide Herren das zweyte Bändchen zusammen setzen, und mit den Vorschriften und Erinnerungen gelehrter Männer vermehren und an das Licht stellen. 3) Sollte der Herr Pfarrer Wohlgemuth noch eine Predigt halten und darinnen

nen den Leuten den rechten Gebrauch des Unterrichts= Noth = und Hilfs = Büchleins deutlich erklären. — Es gehörte zwar diese Erklärung nun nicht mehr auf die Kanzel, sagte der Herr von Mildheim, da ich auf meinen Ortschaften ohnehin verordnet habe, daß an allen Feyertägen nach der Christenlehr die jungen Leuten auf den Pfarrhöfen erscheinen sollen, um da die Erklärungen über mehrere nützliche Bücher zu hören. Allein, fuhr er fort, da dieses nur den jungen Leuten zu gute kommt, indem sich die alten schämen dahin zu gehen, so ist diese und mehrere Predigten dieser Art ein vorzügliches Mittel die Starrköpfe und Eigensinnigen auf den rechten Weg zu bringen, wenigstens bei einem Theil dieser Leute wirds gelingen.

Der Herr Pfarrer Wohlgemuth schickte sich demnach an, nächsten Feyertag über diese Materie zu predigen; seine Predigt, die sehr lehrreich war, hatte die Vorstellung:

Uiber den rechten und nützlichen Gebrauch edelmüthiger Geschenke ihrer Vorgesetzten, wie das des Unterrichts = Noth = und Hilfsbüchleins ist, sollen Bürgers = und Bauersleute vernünftig und anhaltend forschen und nachdenken.

Er zeigte darinnen seinen Zuhörern handgreiflich: es sey zwar nicht gemeint, daß jeder alles, was in dem Büchlein stehe, nachthun solle; allein doch sollte jeder aus den in demselben enthaltenen Geschichten die schöne Lehre lernen: 1) daß man mit Verstand und Geschicklichkeit, und mit anhaltenden Fleiß, alles in der Welt nicht allein verbessern, sondern auch selbst immer besser, und dadurch glücklicher werden kann, wenn man anderst will. 2) Sollten sie dadurch gereizet werden, ihre Geschäften im Felde und zu Hause nicht ohne

Verstand nach der alten Leyer, immer überein zu verrichten, sondern dabei fleißig nachzudenken zu überlegen, und zu untersuchen, wie dieses und jenes besser eingerichtet werden könne. 3) Wenn sie in dem Unterricht-Noth und Hilfsbüchlein oder in einem andern Buch dieß und jenes gelehret fänden so sich für ihre Umstände schickte, so sollten sie es so weit zur Ausübung bringen, als es sich den Umständen nach thun ließe. 4) Sollten sie daraus die Lehre behalten: bei Essen Trinken, Kleidung, Wohnung, Freude, Leid Uiberfluß und Noth, ja auch bei der ganzen Landwirthschaft, und bei allen und jeden menschlichen Dingen sey nicht der Leib die Hauptsache worauf alles gerichtet seyn müsse, sondern die Seele.

Alles, was ihnen in der Welt widerfahre, und alles, was sie thäten, solle nach dem Willen Gottes ihre Seele besser machen am Verstand, und am Willen. Und dazu hilfe das Büchlein etwas, wenn sie alles, was darinnen steht, wohl überlegten, und nur das, was sich schicke, wirklich ausübten.

Der ehrwürdige Greis zeigte darauf fast von jeder Numer insbesondere, wie dieses geschehen könne, und brachte es allmählig dahin, daß diejenigen, die erst am eifrigsten dem Büchlein widersprachen, nun fast auch die eifrigsten Verehrer desselben wurden. In kurzem hörte man überall in Gesprächen zwischen Mann und Weib, Eltern und Kindern, Nachbarn und Freunden, auch bei Zusammenkünften und im Wirthshause diese Fragen: wozu nützt diese Sache? Wie ist sie am klügsten einzurichten? Wie kann mehr Vortheil daraus gezogen wer-

werden? Und die Leute fiengen an, und bekümmerten sich bei allen Dingen um das wie? wann? wo? warum? wozu? und wodurch? gerade so, wie Willhelm Denker. Und so kamen nach und nach manche nützliche Veränderungen zu Stande, die man sonst für unmöglich hielt. Es blieben wohl noch einige wenige eigensinnige und tückische Brummer auf ihrem alten, eingewurzelten falschen Wahn, allein man achtete ihrer nicht; und da ihnen der Herr von Mildheim in seiner (vorne stehenden) schönen Rede Zaum und Gebiß in den Mund legte, so mußten sie sich zufrieden geben, und durften nur in der Stille murren, woran sie auch niemand hinderte. Wenn nun der alte Bader mit seinem lateinischen Vers angestochen kam, so drehten die Bauern ihm seinen Vers um, und sprachen:

Sum, fus, fut, verändert thut wohl gut;
Sum, es, est, mach's besser, als es g'west.

Der Herr Pflegskommissarius Justus zu Mainbach, hält die von dem Herrn von Mildheim verordnete Zusammenkünfte, worinnen sich Numer für Numer über das Unterrichts- Noth- und Hilfsbüchlein berathschlagt, und das zweyte Bändchen dieses Buchs entworfen wird.

Die Personen der Zusammenkünfte waren:

Felix von Justus, Pflegskommissär zu Mainbach, und Haus-Konsulent des Herrn v. Mildheim.

Karl Treumann, Pfarrkaplan zu Mildheim, und Beneficiat zu Mainbach.

Franz Amandus Hilfgern, Gerichtsverwalter zu Mildheim.

Aloysius Lehreviel, Schulmeister zu Mildheim.

Xaverius Fleißig, und Joseph Emsig, beide Bauern und Hofmarksgerichtsmänner zu Mildheim.

Ignatius Jakob, Müller zu Mainbach.

Pflegskommissarius. Ich habe sie, meine Herren und lieben Freunde, in der Absicht zu mir bitten und einladen lassen, um nach dem Willen meines gnädigen Herrn und Gönners, des Herrn Baron v. Mildheim, mit ihnen ein zweytes Bändchen des Unterrichts = Noth = und Hilfsbüchleins zu entwerfen; damit nachher daraus und aus andern Schriften der Herr Pfarrkaplan und ich dieses Büchlein ins Reine bringen und zum Druck befördern können. Wir sollen nach dem Auftrag, den mir der gnädige Herr gegeben hat, wöchentlich an einem bestimmten Tag zusammen kommen; jeder soll in dieser Zusammenkunft seine Meinung frey und offenherzig sagen; seine erlangten Kenntnisse an den Tag geben; und so sollen wir allesamt nach unsern beßten Wissen trachten, daß ein taugliches und ein der Sache anpassendes zweytes Bändchen zu unserm lieben Unterrichts= Noth = und Hilfsbüchlein an das Licht trete, wozu ich mein Möglichstes beizutragen anmit heilig verspreche.

Pfarrkaplan. Es ist meine Pflicht, und ich mache mir ein grosses Vergnügen daraus, mit meinen wenigen Kenntnissen der vortreflichen Absicht des gnädigen Herrn, unter der Mitwirkung solcher rechtschaffenen Männer in alle Wege beförderlich zu seyn.

Verwalter. Ich thue hier meine Schuldigkeit mit Freuden, und werde alles Mögliche hervorsuchen, um ein nützliches Mitglied dieser verehrungswürdigen Versammlung zu werden.

Schulmeister. Was ich alter Mann erfahren, geprüft und bewährt gefunden habe, werde ich getreulich anzeigen; Gott gebe, daß unsere Bemühungen reichliche Früchten bringen mögen.

Müller. Ich halt's, wie der Herr Schulmeister, und bin, ohne mich eitel rühmen zu wollen,

brav

brav in der Welt herumgewandert, hab manches erfahren, und bin in vielen Stücken ein gehetzter Fuchs.

Beide Bauern. Wir giengen ohnehin für den gnädigen Herrn ins Feuer, wenns nöthig wäre; an uns soll es also gewiß nicht fehlen, von dem, was wir nützliches und anwendbares wissen, den deutlichsten Bericht zu geben, und uns der Ehre würdig zu machen, daß wir in dieser ehrwürdigen Versammlung unsere Meinung geziemend vortragen dürfen.

Pflegskommissär. Das ist ja vortreflich! bessere, bravere und willigere Leute, Gutes zu stiften, hätte der Herr Baron gar nicht wählen können. Ich freue mich auch der Ehre, meine Herren! von dieser würdigen Gesellschaft ein Mitglied zu seyn, und bin vollkommen überzeugt, daß das Geschäft, so uns aufgetragen ist, zweckmäßig wird behandelt und vergnügt beendiget werden. Wir wollen demnach, wenn's gefällig ist, ohne weitere Umstände, zum Werk schreiten; Herr Schulmeister, Sie sollen unser Vorleser seyn, lesen Sie, der Ordnung nach, die erste Numer aus dem Unterricht-Noth- und Hilfsbüchlein wörtlich her. (Der Herr Schulmeister liest.)

Num. 1.

Vom Brodbacken, und was dabei zu beobachten ist ꝛc.

Pflegsk. Ich, meine Herren! habe aufmerksam zugehört, wüste aber dieser Numer nichts mehr beizusetzen, noch etwas gegen das darinnen Vorgetragene einzuwenden.

Bauer Fleißig. Das hab ich einzuwenden, daß es in Betref des Gemeindebäckers auf den meisten Dörfern nicht angehen mögte, einen solchen Mann

zu unterhalten. Wenn auch das Dorf schon groß ist, und nicht an der Landstrasse liegt, so kann ein solcher Bäck sein Brod, das er für sich bäckt, nicht anbringen. Die Einwohner im Dorf kaufen nur wenig; soll er nun damit auf andere Dörfer haußiren gehen, so versäumt er viel Zeit, und löste doch nur wenig, weil sich auf dem Lande jedermann das benöthigte Brod selbsten bäckt. Wohnte nun in jedem Dorfe ein Gemeindebäcker, so müßte am Ende einer dem andern selbst abkaufen; von dem wenigen Backgeld aber kann kein solcher Mann allein leben, und wenn auch ein Dorf 50 und mehrere Haushaltungen stark wäre. In grossen Hofmärkten, Märkten und in bedeutenden Dörfern, so an den Landstrassen liegen, geht dieß an, außer diesem aber an keinem andern Ort.

Verwalter. Also meint ihr, die Gemeindebackhäuser wären nicht so leicht einzuführen.

B. Fleißig. Ich halt's für unmöglich.

B. Emsig. Nicht doch, G'vatter Fleißig! es kann schon mit den Gemeindebäckhäusern angehen, nur da habt ihr recht, der Gemeindebäcker ist unnöthig. Unsere Weiber haben aus dem Unterricht-Noth- und Hilfsbüchlein gelernt, den Teig zum Brod ordentlich zu bereiten; sie haben Anweisung bekommen, wie sie die rechte Hitze zum Backen in den Ofen treffen sollen: sie wissen es nun, wie man in allen Stücken verfahren muß, um ein gutes, nahrhaftes und gesundes Brod zu erhalten; die andern Handgriffe, so beim Backen erfoderlich sind, wissen sie ohnehin, folglich wenn etliche zusammen stehen, so können sie in dem Gemeindebackhaus ohne Bäcken ihr Brod selbsten backen. Das Holz wird gemeinschaftlich zusammen gebracht, und daß mit dem Feuer keine Verwahrlosung geschehe, dafür müssen

die

die Männer Sorge tragen; nicht weniger müßten sie Acht haben, daß die Weiber sich nicht zankten und neckten und etwa alle auf einen Tag backen wollten.

B. Fleißig. Ihr legt ja da, G'vatter, mit eurem Vorschlag den Männern eine abscheuliche Last auf; wer wird wohl klug genug und im Stande seyn, allen Unfug zu verhüten, der gemeiniglich entsteht, wenn mehrere Weiber in einerley Geschäft beisammen sind?

B. Emsig. Nur sachte, G'vatter, in sehr grossen Haushaltungen braucht man viel Brod, es können also solche allein, und kleinere Haushalten können zwey oder drey zusammen backen. Zwey oder drey Weiber, die gute Freundinnen zusammen sind, und sonst wohl miteinander auskommen, finden sich wohl; diejenigen aber, so nicht miteinander einstimmig sind, oder einander sonst nicht leiden können, diese backen auch gewiß nicht zusammen.

Pflegsk. Brav, Emsig, brav! ihr vertheidigt eure Meinung recht gut, und eure Vorschläge sind gar nicht übel und auch ausführbar.

Pfarrk. Doch, um allen Zänkereyen und Verdrüßlichkeiten auszuweichen, dächte ich, man ließe die Leute bei ihren eigenen Hausbacköfen; nur müßten solche ordentlich und feuerfest an einem sichern Ort angelegt seyn, damit dadurch auf keine Weise Schaden geschehen könne.

Müller. Sie haben recht, hochwürdiger Herr! ich kann es mit meinem eigenen Backofen darthun, daß man nicht allein mit wenig Holz, sondern auch ohne alle Feuersgefahr sich selbsten das schönste und beßte Brod backen kann. Mein Backofen ist in einer gewölbten Kuchl unter dem Rauchfang so angebracht, daß er mich auf keine Weise hindert. Der Ofen selbst steht außen am Haus, ist recht dick und fest gemauert und wohl mit Ziegeln, doch ohne Sparrwerk

und

und Latten, d. i. ganz ohne Holzwerk, gedeckt. Das Ofenloch geht durch die Mauer des Hauses in die Kuchl; es kann also durch meinen Backofen auf keine Weise Schaden geschehen.

Pflegsk. Meister Jakob, ihr habt uns da wohl die Feuersicherheit von eurem Backofen, aber damit noch nicht die Nützlichkeit desselben bekannt gemacht.

Müller. Die Nützlichkeit besteht darinnen, daß ich mit wenig Holz gut ausgebackenes Brod erhalte. Mein Ofen ist nur so groß, als ich ihn nöthig habe, um für mich und meine Leute auf 14 Tage Brod zu backen. Auf die Person rechne ich des Tags 2 Pf. Brod, folglich brauche ich für meine 16 Personen starke Haushaltung alle Tage 3 Laibe, jeden zu 10 bis 11 Pfund schwer, mithin in 14 Tagen 48 Laibe. Diese faßt mein Ofen auf zwey Hitzen allemal 24 Laibe; und nach diesem Verhältniß kann jeder Mauermeister das Maas an dem Brod nehmen, wenn er einen neuen Backofen bauen soll. Der Vortheil, daß mein Backofen so leicht zu erhitzen ist, ist der, er ist klein, und dabei niedrig gewölbt; daneben sind der Heerd oder Boden, die Seitenmauern, und das Gewölb oder die Decke außerordentlich dick; folglich muß die Hitze beisammen bleiben, und kann nicht durchlagen, noch sich weit verbreiten, wie es in den Backöfen mit hohen Gewölbern der Fall ist. Die mit Hitze erfüllten dicken Mauern und Gewölbe wirken auf das Brod, daß es eine gute Rinde bekommt ohne zu verbrennen, und dabei bäckt es vollkommen gut aus. Im Sommer, wenn das Brod gerne schimmelt, backe ich alle 8 Tage aus einer, und im Winter alle 14 Tage aus zwey Hitzen.

Pfarrk. Die Sache läßt sich hören, Meister Jakob, und sie verdient auch nachgeahmt zu wer-

den

den. — Wißt ihr nicht auch ein Mittel, das Mehl auf lange Zeit gut und schmackhaft zu erhalten?

Müller. O ja! ich war lange Zeit auf Arbeit in Holland, und sah es oft, wie mein Meister das Mehl für die Schiffe packte. Der Vortheil ist gering; man trocknet oder dürret das Mehl, unter oftmaligen Umrühren, an der Sonne, oder auf besondern Horden in der Zugluft, und packt es nachher, wenn es vollkommen trocken, wie Staub ist, in Fässer fest ein. Auf diese Art erhält es sich lange Zeit gut; nur müssen die Fässer an recht trockne und lüftige Plätze gestellet werden, sonst wird das Mehl dampfig und bekommt einen übeln Geschmack.

Pflegsk. Wißt ihr nicht auch den Regeln vom Mahlen und Backen etwas beizusetzen, oder etwas daran zu verbessern?

Müller. Etwas weniges. Den Müller soll man dazu anhalten, daß er sich beständig mit guten und ganzen Beuteltüchern versieht, und dafür sorgt, daß die Mühle immer recht frisch und flüchtig geht; dieß sind ein Paar Hauptstücke, um aus schönem Getraide auch schönes und gutes Mehl zu erhalten.

Beim Backen ist noch dieses zu erinnern, daß man das Wasser zum An- oder Einmachen des Teigs siede, und auf ein Gebäcke von 8 oder 10 Leib Brod eben so viel Hände voll Mehlkleyen mitsieden lasse. Das abgesottene Wasser wird zum Verkühlen etwas beiseite gesetzt, und, wenn man es an das Mehl schütten will, durch ein reines leinenes Tuch gegossen, damit die Kleye zurück bleibt, welche man den Schweinen oder andern Vieh füttern kann. Ein auf diese Art angemachtes Brod wird noch so wohlschmeckend und kräftig, als eins, wozu nur das

bloſe Waſſer genommen worden iſt. Friſches Mehl, ſo erſt von der Mühle hergekommen iſt, muß man nicht ſogleich verbacken, ſondern erſt 8 oder 14 Tage lang, durch fleißiges Umrühren im Mehlkaſten, trocknen.

Pflegsk. So hätten wir dann für die erſte Numer einige Zuſätze, die nicht unerheblich wären. Immer genug; wenn alſo keiner von uns weiter noch etwas zu erinnern hat, ſo wollen wir die zweyte Numer vornehmen. — Herr Schulmeiſter leſen Sie ſolche auch ganz vor.

Nro. 2.

Wie verdorbenes Getraide zu verbeſſern iſt, damit geſundes Brod daraus kann gebacken werden ꝛc.

Pflegsk. Was finden ſie hier anzumerken, meine Herrn? ich finde nichts, und muß daher blos den Frager und Zuhörer machen.

B. Fleißig. Das in dieſer Numer beſchriebene Mutterkorn finde ich ſo lebensgefährlich nicht, als man es ausgiebt, ob ich wohl nicht läugnen will, daß es einigermaſſen ungeſund ſeyn mag. Ich habe es mehrmalen geſehen, daß Kinder die einzelnen Körner des Mutterkorns gegeſſen haben, und es ſind doch keine ſchlimme Zufälle darauf erfolgt. Im Jahr 1778. gab es gleichfalls viel Mutterkorn, und doch hörte man nichts von der Kriebelkrankheit, unerachtet die Leute das Getraide mahlen ließen, wie es war, ohne es vorher von dem Mutterkorn zu reinigen.

Verwalter. Dieß iſt noch keine Folge; ungeſund iſt dieſe misrathene Frucht einmal gewiß, und was ungeſund iſt, kann, in Menge genoſſen, auch tödtlich werden. Es iſt alſo doch immer vorſichtig

gehandelt, wenn man das Getraide von dieser misrathenen Frucht reinigt und putzt.

Müller. Da haben sie vollkommen Recht, gestrenger Herr; ich gebrauche diese Vorsicht allemal, so oft ich Mutterkorn unter dem Essgetraide finde. Ich wasche das Getraide fleißig, trockne es wieder, und mahle es nicht stark aus, damit es viele Kleyen giebt, worinnen das schlechteste und klebrige Mehl des Mutterkorns hängen bleibt. Auf diese Weise ist keine Gefahr zu besorgen, und ich brauche das Mutterkorn nicht wegzuwerfen. Nur das muß bemerkt werden: daß man das Wasser, worinnen das Mutterkorn gewaschen worden ist, in den Mist schüttet, weil wirklich das Federvieh, so davon säuft, krepirt; und daß man mit der Kleye aus dieser Frucht kein Wasser zum Brodbacken absiedet, noch solche den Schweinen füttert, dem Rindvieh aber schadet sie nichts, besonders wenn Salz darunter kommt. Zum Brandweinbrennen braucht man das mit Mutterkorn vermischte Getraide weder zu waschen noch zu putzen, sondern nur gleich so, wie's ist, zu schroten. Durch die Gährung, in die man den Brandweinschrot setzt, geht alles Schädliche verloren.

Schulmeister. Ich las jüngst in einem sehr guten ökonomischen Buch, daß das Mutterkorn dadurch entstünde, wenn durch den zu häufigen Saft in den Getraidhalmen die zarten Häute der jungen Getraidekörner entzwey borsteten; wodurch nachher die ungestalten und schwarzen Körner neben den gesunden hervorwüchsen. Es gebe daher in den Jahren, worinnen man viele sogenannte Honigthaue bemerkte, welche aus den zu häufigen Säften der Gewächse entstehen, auch vieles Mutterkorn, der Jahrgang möchte übrigens naß seyn oder nicht.

B. Emsig. Die Bemerkung ist ganz richtig, ich habe sie auch schon gemacht, nur mit dem Unterschied: daß in ganz trockenen Jahrgängen kein Mutterkorn wächst, und daß man auch kein Honigthau bemerkt. Am häufigsten erscheint es, wenn bald nach der Korn- oder Roggenblüthe Regen eintritt. Die Getraidehalmen saugen da sehr vielen Saft ein, und zersprengen damit die zarten Körner, die nun wohl fortwachsen, aber eine ungestalte Form und schwarzblaue Farbe bekommen. Man sieht den aus den Saftröhren der Gewächse ausgetretenen Saft deutlich, wie Honigtröpfeln, hängen, und die Bienen sammeln ihn fleißg auf.

Pflegsk. Ihr seyd ein fleißiger und vernünftiger Beobachter Emsig. — Bedarf die Lehre vom Verbessern des feuchten und ausgewachsenen Getraids und Mehl keine Berichtigung oder Zusatz?

Pfarrk. Nein, sie ist vollkommen gut, so wie auch die Behandlung der zu feucht gewachsenen Zugemüse ebenfalls die wahre ist. — Wer hat sonst noch etwas dieser Numer beizusetzen?

Müller. Auf meiner Wanderschaft habe ich am Hundsrück, in der Wetterau, und überhaupt am Oberrheinstrom, bemerkt, daß die Landleute bei einer regnigten oder sonst unbeständigen Erndte sich besser zu helfen wissen, als wir in unserer Gegend. Sie wählen diejenigen Stunden und Täge, wo die Sonne scheint, (denn an einem weg regnet es doch nicht) schneiden da nicht mehr Getraide ab, als soviel sie sogleich nach dem Schnitt in Garben binden können, diese stellen sie nun in einen Kasten auf.

B. Fleißig. Was ist das, in einen Kasten aufstellen? wie wird das gemacht?

Müller. Man nimmt 9 Garben, und stellt sie, mit den Aehren aufwärts, in ein Viereck zusammen,

men, je allezeit 3 Garben dicht aneinander, so daß 3 in der Mitte stehen; über diese 9 Garben stürzt man die zehnte, mit den Aehren unterwärts. Diese Sturzgarbe muß etwas dicker als die andern und nahe am Schnitt gebunden seyn, damit man sie auseinander thun, und ringsherum über die neune das Dach davon machen kann. Eine solche Mandel wird ein Kasten genennet, und die Frucht kann darinnen 3=4 und mehrere Wochen auf dem Felde stehen, ohne daß das Getraide Schaden nimmt. Der Regen läuft daran ab, und der ganze Haufe ist dann bald wieder trocken. Dauert die nasse Witterung lange, so setzt man die Haufen einmal um, so, daß die innen gestandenen Garben außen heraus kommen, und stürzt die Dachgarbe, die man auch umbinden kann, wieder drüber. So wie sich dauerhaftes schönes Wetter einstellt, werden die Haufen auseinander gelegt, und wenn das Stroh trocken genug ist, eingefahren. *)

Verwalter. Nicht übel. — In Ungarn hat man Gruben in der Erde, die in einer Gegend, wo es Thon= oder Lettenboden in der Tiefe hat, angelegt sind. Man brennt sie alljährlich, oder doch

*) In einigen Gegenden von Bayern, wenn es viel regnet, oder wo der gute Boden das Unkraut frech und zu saftig wachsend macht, daß es, mit dem Getraide geschnitten, nicht bald genug trocknet, schneidet der Landmann sein Getraide sehr hoch, fast ziemlich nahe an den Aehren, ab. Im Herbst werden sodann die langen Stoppeln ausgezogen, und zum Einstreuen für das Vieh verbraucht. Dieses Verfahren läßt sich in nassen Jahren sehr wohl nachahmen, weil die reifen Aehren viel geschwinder und besser trocknen, als eine ganze Garbe mit dem häufig untermengten grünen Unkraut.

doch so oft, als man sie frisch anfüllen will, mit starkem Feuer aus; reinigt sie gehörig, und verwahrt darinnen das Getraide, welches aber recht dürr seyn muß. Es hält sich nicht allein länger, sondern ist auch vor dem Verderb und mancherley Insekten sicher; wovon es auf den gewöhnlichen Getraidemagazinen öfters angegriffen wird. Uiber solche Gruben sind gute Dächer von Ziegeln gemacht, und sie sind auf immer brauchbar.

Pflegok. Diese Art Magazine gefallen mir; neben dem, daß sie nützlich sind, und wenig kosten, sind sie auch für Feuersgefahr sicher, welches unsere gewöhnlichen Magazine nicht sind. Nur muß ich noch anmerken, daß diese Art unterirrdischer Getraidebehältnisse ihren Besitzern könnten schädlich werden, wenn sie in dieselben unvorsichtig hinab stiegen, nachdem das Getraide schon eine geraume Zeit darinnen gelegen hätte; sie könnten leicht in der dämpfigen und verderbten Luft ersticken, besonders wenn viel Getraide da wäre. Zur Vorsicht wäre also dem, der diese Behältnisse nachahmen wollte, anzurathen, daß er, ehe er jedesmal hinabstiege, vorher durch in die Grube geworfenes Feuer probirte, ob die Luft rein ist, oder nicht. Brennt das Feuer, so ist keine Gefahr da, verlischt es aber, so muß man etliche recht starke Pistolen- oder Flintenschüsse in die Grube thun, und damit die Luft reinigen.

B. Fleißig. Ich muß doch auch noch ein kleines Mittel auskramen, das nicht uneben ist. Wenn man Erbsen, Linsen, Bohnen, oder andere Körnersämereyen, gegen Würmer und Insekten, die sie benagen, schützen will, so muß man, gleich nachdem solches Scheidengetraid gedroschen worden ist, die Körner im kalten Wasser wohl abwaschen, und wieder an der Sonne trocknen. Alle in selbigen befind-

findliche Würmer und Insekten essen nun davon, und die zurücke gebliebenen Eyer derselben sterben ab.

Pflegek. Auch zu dieser Numer sind der Zusätze genug, gehen wir weiter, Herr Schulmeister lesen sie Num. 3 vollständig her.

Nro. 3.

Von Kartoffeln oder Erdäpfeln.

Pflegek. Hier komme ich endlich daran, etwas sagen zu können. Dieses nützliche Gewächse ist mein Leibessen, und ich habe mich mit dessen Bau und Vervollkommung schon mehrere Jahre fleißig beschäftiget.

Pfarrkaplan. Ich habe ebenfalls mancherley gute und bewährte Aufsätze über den Bau und Gebrauch dieser nützlichen Frucht gesammelt.

B. Fleiß und Emsig. Wir sind recht sehr begierig auf das, was sie uns, liebe Herren, von dieser nützlichen Frucht sagen werden; deren Anbau bei uns, leider, noch sehr vernachläßiget, und aus einem ungerechten Haß gegen ein gewisses Land, wo man diese Frucht mit vielem Nutzen bauet, verachtet wird.

Müller. Ich baue diese nützliche und gesunde Frucht schon so lange, als ich auf meiner Mühle bin, und befinde mich recht wohl dabey. Aus Haarpuder und Stärke, so ich aus Erdäpfel mache, und nach München und Augsburg führe, löse ich alle Jahre an 100 fl.; daneben mache ich aus dem Abgang, so ich bekomme, und den ich mit etwas Gerstenschrot, Fußmehl und Erdäpfelgries mische, jährlich 4 Schweine fett.

Schulmeister. Wenn ich nicht Erdäpfeln baute, und meine Frau nicht mancherley gute Gerichte

oder Speisen daraus zu machen verstünde, so würde Schmalhanns Küchenmeister bei mir seyn; ich wüßte bei meinem geringen Dienst meine vielen Kinder nicht zu sättigen, und mein Vieh würde schlechten Speck kriegen.

Pflegst. Das Nöthigste von den besten Sorten der Erdäpfeln ist schon in der eben hergelesenen Numer des Unterrichts = Noth = und Hilfsbüchleins gesagt worden. Es werden da dreyerley Gattungen angezeigt; allein wenn man alle Arten dieses Gewächses zählet, so kommen über 60 heraus, die aber den angezeigten 3 guten Hauptarten, und der ebenfalls angegebenen wilden Neuländer oder polnischen Art, in Gestalt, Farbe und Geschmack mehr oder weniger beikommen, und blos Abarten von diesen 4 Gattungen zu seyn scheinen. Noch eine gute Hauptart verdient angemerkt zu werden; sie ist hier zu Lande gar nicht, in Thüringen und dem Vogtlande (den deutschen Vaterländern der Erdäpfeln) aber recht wohl bekannt. Man nennt sie da die Jakobskartoffel, weil sie um Jakobi schon vollkommen zeitig sind. Die Früherdäpfeln haben eine zum Theil ganz runde, zum Theil platte Form, und eine Haut, die mehr ins Graue oder Blaßweiße als ins Röthliche fällt. Sie werden einer Faust dick, und sind um Jakobi eßbar. Man pflanzt in jenen Gegenden nicht mehr davon, als man auf die paar Monate, bis die andern Arten nachkommen, zum Essen braucht. Ich habe in meinem Garten noch ein und andere Gattungen, allein mehr des Vergnügens und der Seltenheit, als des Nutzens wegen. Meine Hauptarten, die ich mir alle zwey Jahre aus dem Saamen frisch nachziehe, sind die in der verlesenen Numer bemerkten. Die holländischen oder Zuckererdäpfel pflanze ich schon zu Anfang des Märzens, wenns gut

Wetter

Wetter ist, oder doch spätestens zu Ende dieses Monats; lege sie etwas tiefer als gewöhnlich, und häufe die Erde um die hervorkommenden Keime, so wie sie aus dem Boden sind, fleißig an, damit mir die Aprilen- und Mayfröste solche nicht verbrennen, wodurch die Stöcke geschwächt würden. Von dieser Art Erdäpfeln kann ich schon um Jakobi, dann und wann, in der Mitte des Augusts aber, vollauf die Früchte genießen. Diejenigen Stöcke, so bis in den Herbst stehen bleiben, geben immer häufigere, grössere, und mehlichtere Früchte, und die besten Legerdäpfeln fürs künftige Jahr. Ziehe ich im Juli und Anfangs Augusti einige Stöcke zum essen aus, so nehme ich bloß die größten Erdäpfeln vom Stock ab, und die in dem Loch der ausgezogenen Staude liegende alle heraus, und setze dann den Stock wieder eben so tief, als er vorher gestanden hat, an die nämliche Stelle ein; befestige die ausgerissene Erde um den Stock, und begieße ihn etliche Tage fleißig. Der Stock wächst nun wieder fort, trägt noch reichlich Früchte, und ich mache keinen Uibelstand oder Lücke in mein Erdäpfelland. Mit der rothen Art Erdäpfeln geht dieß Verpflanzen noch besser an, dann sie sind härterer Natur und dauern mehr aus, als die weißen. Man muß aber dieses Versetzen nicht ehender vornehmen, als wenn der Erdboden vom Regen oder durch Begießen erweicht und mild gemacht worden ist, weil man sonsten zu viele Wurzeln durch das Ausziehen absprengt; auch muß man es nicht an einem heißen Tag oder im Sonnenschein, sondern bei trüben und regnigten Wetter und zu Abends vornehmen, imgleichen muß man eilen, daß das Laub an dem Stock nicht welkt, und die Erdäpfelstaude bald wieder an ihre Stelle kommt und sogleich recht stark begossen wird. Die Holländischen Erdäpfel gebrauche ich für mich und meine

Leute zum essen bis gegen Weynachten hin, wo sie zu süßschmeckend werden, und dann dem Vieh gegeben, ein herrliches Futter sind. Die lange rothe Art Erdäpfeln tritt nun zum essen an die Stelle, und wird dazu beibehalten bis ins Frühjahr. Die grossen weißgelben Erdäpfeln gehören bei mir in die Küche und zum Brodbacken; im übrigen werden sie, alle 3 Gattungen untereinander, auch dem Vieh gefüttert, und zu Gries oder Schrot gemacht. Die Zuckererdäpfeln baue ich in meinem Garten, die andern beiden Arten aber auf dem Feld, doch jede Art von der andern abgesondert. Diejenigen Stöcke, von welchen ich mir den Saamen ziehen will, setze ich ebenfalls in den Garten, aber so weit, als es nur immer möglich ist, voneinander ab, damit sich der Saamenstaub nicht vermischt, woraus sonsten eine Zwitterart entsteht, die niemalen viel taugt. Die Saamenäpfel nehme ich allemal erst im Oktober ab, ehe es gefriert; denn dieß können sie nicht vertragen; ich pflege auch die Saamenstöcke aufs beste, gebe ihnen Wasser, wenn es allzutrocken wird, und binde die Stengel an Stecken auf, damit sie nicht anfaulen. Alle Jahre ziehe ich Saamen, und alle Jahre lege ich die daraus erhaltenen Erdäpfeln ins kleine, alle zwey Jahre aber ins grosse, und so habe ich beständig die beste Art Erdäpfel vom herrlichsten Geschmack. — Nun aber Herr Pfarrkaplan, lösen Sie mich ab, ich hab mich ganz heischer geredet.

Pfarrk. Sehr gerne. Die Erdäpfel, wenn sie wohl gedeihen sollen, verlangen einen lockern Boden, und einen freyen, lüftigen und sonnenreichen Platz. Sie gerathen zwar in jedem Lande, allein die in sandschüßigem Erdreich gewachsenen sind viel besser im Geschmack, als die; so in schwerem Boden erzeugt worden. Der beste Dung für die Erdäpfeln

ist

ist ungelöschter Kalk, diesen läßt man an der Luft zerfallen, zerdrückt die größten Klumpen, und streuet dieses Kalkmehl auf den Platz, wohin man Erdäpfel setzen will. Dieses Kalkstreuen muß aber bei stiller Luft geschehen, und man muß das aufgestreuete Mehl gleich unterpflügen oder untergraben, damit es der Wind nicht wegführen kann. Ungebrannter und zerstossener Gyps, ausgelaugte Seifensiederasche, und wo man diese nicht haben kann, Strohdung, Laubmist und Sägkleyen thun auch die Dienste, doch ist Kalk das beste. In Ermanglung aller der genannten Dungsorten pflanzt man die Erdäpfeln auf Stellen, die des Jahrs vorher gedüngt worden, und Getraide getragen haben; dann in Feldern, die mit fetten Dungarten frisch gedüngt worden sind, überwachsen sie sich. Jeder Neubruch, und jedes abgetragene Kleefeld giebt ohne Dung viele und wohlschmeckende Erdäpfeln, besonders wenn der Boden locker ist. Es ist eine nachtheilige Gewohnheit, die Erdäpfeln, so man legen will, vorher in die warme Stube zu bringen, um damit sie auskeimen, und der gemeinen Meynung nach, ehender kommen sollen. Sie werden durch dieß Verfahren entkräftet, kommen nicht eher, und geben, wenn die Witterung nicht sehr vortheilhaft ist, kranke Stöcke und wenigere Frucht. Das Auskeimen muß man zu verhüten suchen, und daher die Legerdäpfel nach Vorschrift der eben verlesenen Numer, schon im Herbst in Gruben bringen, und wenn man sie im Frühjahre heraus nimmt, gleich legen. Kommen die Keime zu frühzeitig aus dem Boden, so bedeckt man sie mit Erde, um das Erfrieren zu verhindern. Das Zerschneiden der Legerdäpfeln ist ebenfalls nachtheilig für die einst zu erwartende Früchte; man nehme nur lauter kleine und unbeschädigte Erdäpfel zum legen, so hat man

das Zerschneiden nicht nöthig, und man wird dießfalls doch eben so grosse Früchte bauen, als wenn man lauter grosse gelegt hätte. Das allzufrühzeitige Abschneiden des Krauts taugt auch nichts, und hindert den Wachsthum der Früchte erstaunlich; vor Ende des Augusts soll man das Abschneiden der Erdäpfelkräuter nie vornehmen, und dem Vieh die Kräuter nicht roh oder frisch, sondern stark gebrühet oder gekocht, oder wie Sauerkraut eingemacht, verfüttern, wo es sehr gut nährt und mästet. Das Behacken und Beziehen mit Erde an den Stöcken muß zu Anfang Juny auch gänzlich aufhören.

Der Meister Müller hat vorhin vom Erdäpfelgries gesprochen; dies ist ein nützliches Produkt für die Menschen sowohl, als auch hauptsächlich für das Vieh. Ich besitze ein paar Anweisungen, wie dieser Gries am besten zu machen ist, die ich hier mittheile.

Der Gries für die Menschen zur Speise wird folgendermassen bereitet: Man nimmt eine selbst beliebige Menge guter Erdäpfeln, siedet solche weich, schällt sie ab, und läßt sie, auseinander gelegt, ganz kalt werden. Hierauf reibt man diese Erdäpfeln auf einem scharfen Reibeisen, breitet das Geriebene auf flachen Schüsseln oder reinem Papier auseinander, und trocknet es gelinde auf dem Ofen oder auf der heißen Heerdplatte ab, wobei es fleißig umgewendet werden muß, bis es ganz dürre ist. Hierauf verwahret man den auf solche Art erhaltenen Gries in Schachteln, so mit reinem Papier ausgelegt sind, setzt diese an trockene Orte, öffnet sie zuweilen, und rührt den Gries mit einem Löffel um, zieht er allenfalls von der feuchten Luft an, so trocknet man ihn wieder, wonach er sich den ganzen Sommer hindurch hält, und gut aufbewahren läßt. Man

kann

kann von diesem Gries, wenn man ein wenig Salz, Kümmel und Butter dazu thut, recht wohlschmeckende Suppen machen, besonders wenn man Fleischbrühe dazu nimmt; man kann ihn aber auch, mit dem gewöhnlichen Mehlgries zur Hälfte vermischt, zu all den Speisen gebrauchen, wozu man sonsten lauter Mehlgries nimmt, wobei man noch den Vortheil hat, daß die Speisen schmackhafter werden. Diesen Erdäpfelgries, ehe man ihn trocknet, zum dritten Theil am Gewicht, unter den Winterbutter gemischt, nachdem der Butter wohl ausgewaschen und gesalzen worden ist, verbessert den geilen Strohgeschmack, den der Butter im Winter an sich hat, und macht ihn sehr wohlschmeckend zum essen. Dieß ist aber nur von dem Butter zu verstehen, den man aufs Brod streicht, nicht aber von dem, den man zum kochen braucht; hier würden die geriebenen Erdäpfel unter die verschiedenen Speisen kommen, welches nicht jedermann anständig seyn möchte, ob sie gleich keine Speise verderben.

Der Gries für das Vieh wird folgendermassen bereitet: Man nimmt Erdäpfeln, so viel man will, wäscht solche sauber ab, und schneidet sie in Stücke einer Haselnuß groß und grösser, so wie sich gerade schickt. Diese zerschnittene Erdäpfel dürrt man nun im Backofen oder in einer Obstdörre, doch so, daß sie nicht anbrennen, wohl aus, bis sie wie Erbsen klappern, und schüttet sie nachher wie das Getraide auf den Boden. Will man nun Gebrauch davon machen, so läßt man sie auf der Mühle klar schroten oder brechen, und streuet dem Vieh den Schrot handvollweis auf das gewöhnliche Futter. Es dient dieser Gries nicht allein in Futter klemmen Zeiten dazu, Heu und Stroh zu ersparen, sondern auch statt einer Arzney gegen den

Durchfall oder das Abweichen, wenn das Vieh solches auf irgend eine Futterart bekommen hat. Auf diese Art kann man die Erdäpfeln herrichten, daß sie auch im Sommer zu gebrauchen sind, wo man sie nicht frisch haben kann. Den Schweinen kann man diesen Schrot unter den Trank mischen, sie werden davon sehr fett, nur allein darf man sie nicht damit füttern, besonders die jungen nicht, weil es ein stark stopfendes Futter ist. Die nach westphälischer Art in den Backöfen gebackene ganze Erdäpfel sind ein gutes Futter fürs Rindvieh und die Schweine, und werden folgendergestalt bereitet: Man sucht von einerley Art Erdäpfeln die größten heraus, und legt sie entweder zum kochen oder roh zu füttern beiseite. Die mittlern und kleinern wäscht man rein ab, und schüttet sie ganz dünne in den Backofen, nachdem das Brod herausgenommen worden, rührt sie mit einer Ofenkrucke manchmal unter einander, und probirt hie und da einen Erdapfel, ob er ausgebacken ist; sieht man, daß außen um die Erdäpfel sich eine dünne Rinde zieht, und daß sie innen mehligt wurden, so sind sie fertig, und man muß sie aus dem Ofen heraus nehmen und andere hineinthun, die man dann über Nacht darinnen lassen darf, weil der Ofen immer kälter wird, und sie also nicht verbrennen. Diese gebackene Erdäpfel stößt man, wenn man sie füttern will, mit einem hölzernen Stempel in einem Trog wohl zusammen, und giebt sie dem Rindvieh mit geschnittenem Futter, den Schweinen aber mit ein wenig Mehltrank und etwas Salz vermischt, zu fressen. Rindvieh und Schweine werden fett davon, und das Fleisch bekommt einen sehr guten Geschmack. Aelter als drey Tage dürfen aber die gebackenen Erdäpfeln nicht werden, sonst frißt sie das Vieh nicht mehr, man muß daher immer wieder frische backen.

Auch

Auch das Federvieh läßt sich mit Erdäpfeln fett machen. Wenn man Erdäpfel nicht ganz auskocht, und sie in länglichte Stücke schneidet, so wie die Mehlnudeln sind, so kann man damit Gänse, Enten, Kapaunen und Hühner stopfen oder schoppen, und sie werden eben so bald fett davon, als von den Mehlnudeln. Doch muß man mit dem Futter abwechseln; zwey oder drey Tage giebt man Erdäpfelnudeln, und dann einen Tag Nudeln von Mehl, worunter man beim Anmachen des Teigs etwas Salz, Pfeffer und Mauersand mischt. Auch ist nicht zu vergessen, daß dem in Mastung stehenden Federvieh beständig und in Menge reines Wasser zum Saufen vorgesetzt werden muß. Zum Brandtweinbrennen sind diejenigen Erdäpfel die besten, die schon etwas ausgewachsen sind, oder ausgekeimt haben; man schüttet sie daher zu diesem Behuf in warme Stuben, bis sie austreiben, und stampft sie, wenn dieses geschehen ist, in einem Trog klein zusammen. Die auf solche Art hergerichteten Erdäpfeln werden nun eben so zur Gährung; wie der gewöhnliche Brandtweinschrot aus Getraide angesetzt; müssen aber etwas länger als das Getraide gähren, damit sich der Geist mehr entbindet, der bei dieser Frucht stärker, als beim Getraide, mit erdigt- und schleimichten Theilen verbunden ist. In den Brenn- oder Brandtweinzeug muß man mehr Stroh oder Reisig, als sonst gewöhnlich ist, einlegen, damit sich das Erdäpfelmus nicht anlegen kann und anbrenne, wodurch sonst der Brandtwein einen widerlichen Geschmack und Geruch bekäme. Halb Erdäpfel- und halb Kornbrandtwein vermischt, und zusammen übergezogen, giebt einen milden und angenehmen Geist, der sehr dienlich ist, Rosolis oder Aquavit zu machen, besonders wenn man in den Brennzeug etwas zerstos-

sene

seine bittere Mandeln und ein klein wenig Gewürz thut, und nachher etwas Zucker, der im abgesottenen Wasser aufgelöset worden, durch einen Filz oder Fließpapier seihen läßt, und unter den Geist mischt. Milch, von der der Rahm oder das Obere abgenommen worden ist, unter den Brandtwein gemischt, den man überziehen will, macht den Geist ungemein mild, rein und wohlschmeckend. Daß man diese Milch, so wie alles dasjenige, was in den Brandtweinhäfen oder Brennzeugen zurück bleibt, den Schweinen füttern kann, brauche ich wohl nicht zu erinnern.

Müller. Euer Hochwürden und der Herr Pflegskommissarius haben uns da manchen Vortheil gezeigt, um uns die Erdäpfeln nützlicher zu machen; wir danken auch dafür recht gehorsam und wollens uns nicht umsonst gesagt seyn lassen. Nun möchten wir doch auch gerne ein und anders aus der Frau Schulmeisterinn ihrem Erdäpfelkochbuch hören, um es unsern Weibern lehren zu können. Machen sie uns damit bekannt, Herr Schulmeister, wenn sie anders davon unterrichtet sind.

Schulmeister. Gar gerne. Meine Frau macht unter andern eine gute und wohlschmeckende Art Erdäpfelkäs. Das Verfahren bei dessen Zubereitung ist folgendes: man nimmt von den besten Erdäpfeln, rothe oder weisse, dies gilt gleich, und kocht sie in wenig Wasser so lange, bis sie aufspringen; dann schält und zerdrückt man sie mit einem Kochlöffel zu einem klaren Mus. Nun mengt man frischgemachten Küh- oder Geiskäs zum halben Theil, das ist eben so viel Käs als das Erdäpfelmus ist, unter letzteres, knätet es mit Salz und Kümmel wohl durch einander, und läßt das Gemische 3 bis 4 Tage stehen. Nun knetet man diesen Kästeig noch einmal, und

thut

thut ein wenig süßen Milchrahm und Salz, wenns nöthig ist, darunter, formt die Käslaiblen nach Gefallen, und läßt sie bei gelinder Wärme abtrocknen. Je älter dieser Käs wird, je besser wird er; ja er kommt am Geschmack dem holländischen bei; doch muß man ihn an einem kühlen und reinen Ort aufbewahren, damit er sich hält.

An den Fleischtägen kocht meine Frau die Erdäpfeln auf mancherley Art. Einmal schabt sie solche roh, nachdem sie vorher rein abgewaschen sind, sauber ab, schneidet sie in dünne Scheiben, und thut diese an das schon fast weichgekochte Fleisch in die siedende Fleischbrühe, läßt sie darinnen weich kochen, und brennt sie mit ein wenig Schmalz und Mehl, wie anderes Gemüs, ein. Dies ist ein recht gutes Essen. Ein andermal macht sie Speckknödeln von halb Mehl und halb gesottenen wieder abgekühlten und geriebenen Erdäpfeln, die viel lockerer und besser als von lauter Mehl sind. Wieder ein andermal macht sie, wie sie's nennt, aufgesetzte Erdäpfeln; hier werden die Erdäpfeln sauber gewaschen, rein abgeschabt und jeder in 4 Theile zerschnitten. Nun werden sie in wenig Wasser und gehörig mit Salz weich gekocht; das Wasser läßt man sodann durch einen Seiher oder Durchschlag rein ablaufen, schüttet die Erdäpfel auf eine Schüssel, gießt sogleich ein wenig siedende Fleischbrüh darauf, macht inzwischen etwas Butter heiß, und gießt diesen, wenn er braun geworden ist, über die Erdäpfeln her. Dies ist auch ein herrliches Essen, und man kann von der Fleischbrühe, die ein halb Pfund Fleisch giebt, und mit 6 Loth Butter für 6 bis 8 Personen Erdäpfeln sehr gut zurichten. Mischt man unter den heiß zu machenden Butter ein wenig zerschnittenen Speck und Zwiebeln, so wird das Gericht noch schmackhafter. Die Erdäpfel ab-

gesotten, abgeschält, in Scheiben zerschnitten und mit zerschnittenem und wohl ausgebratenen Speck in einer Pfanne geröstet, ein wenig Salz, Pfeffer und Kümmel darunter gerührt, ist auch ein gutes Essen.

An den Fasttägen macht meine Frau gute Knödeln aus den Erdäpfeln. Sie siedet solche im Wasser weich, schält sie ab, läßt sie kalt werden, und reibt sie dann auf einem Reibeisen ganz klar. Darauf nimmt sie halb Mehl, halb geriebene Erdäpfel, und soviel Eyer und Salz, als man gewöhnlich zu dem Anmachen des Mehlknödelteigs nimmt. Dies alles rührt sie mit etwas Milch durch einander, daß es ein ganz steifer und zäher Teig wird, und gießt endlich, damit sich die Knödeln in den Hafen oder in die Pfanne einlegen lassen, noch ein wenig Milch daran, und läßt sie dann gehörig auskochen. Streut man auf diese Knödeln, nachdem sie angerichtet sind, ein wenig geriebenen alten Erdäpfelkäs, so ists ein vortrefliches Essen. Roh abgeschabte und in Scheiben zerschnittene Erdäpfel in Milch zu einem Mus gekocht, und, wenn das Mus fast fertig ist, noch ein wenig Salz und Butter hineinkochen lassen, ist ebenfalls sehr gut; noch besser aber, wenn man dieses Mus in eine mit Butter oder Schmalz bestrichene Bratpfanne legt, und ein wenig backen läßt. Zerschnittener Hering mit gekochten und in Scheiben zerschnittenen Erdäpfeln im Schmalz in einer Pfanne geröstet, giebt auch eine gute Mahlzeit; imgleichen ist es ein angenehmes Essen, wenn man unter die gerösteten Erdäpfeln und Hering ein wenig Milch gießt, alles nochmal heiß werden läßt und über abgekochten Stockfisch, den man vorher aus einander in kleine Stücklein zerlegt und gesalzen hat, anrichtet. Dergleichen Speisen aus Erdäpfeln weiß meine Frau noch viele zu machen; allein ich wollte nur einige

der wohlfeilsten, und solche, die am wenigsten Umstände machen, anzeigen. Uiberhaupt nimmt meine Frau unter alle Mehlspeisen etwas gesottene und sodann geriebene Erdäpfeln, weil sie nichts verderben, und keineswegs, wie man irrig glaubt, den Teig und die daraus bereiteten Speisen schwer machen. Ein Hauptvortheil ist der, daß man den Teig, worunter Erdäpfel kommen sollen, allezeit fester mache, als außerdem geschiehet, wenn keine darunter kommen. Man muß also zum Anmachen des Teigs, wenn Erdäpfeln dazu kommen sollen, immer weniger Wasser oder Milch, als sonsten, nehmen.

B. Emsig. Habt ebenfalls grossen Dank, Herr Schulmeister, daß ihr uns, oder vielmehr unsere Weiber, so gute Sachen aus Erdäpfeln kochen lehret; das hätte ich nie gedacht, daß man aus dieser bei uns so wenig geachteten Frucht so gute Sachen machen, und soviel Getraid und Mehl damit ersparen könnte.

B. Fleisig. Eins hat der Herr Schulmeister doch vergessen, nämlich das, daß man auch aus den Erdäpfeln einen gar guten Salat machen kann. Ich diente in München im goldenen Kreuz etliche Jahre als Hausknecht, da bekam ich dann manchmalen dergleichen Erdäpfelsalat zu essen, wenn die Gäste, die sich solchen gemeiniglich besonders bestellten, welchen übrig ließen. Da ich diesen Salat allemal als eine Leibspeise von mir betrachtete, so wollte ich doch auch gerne wissen, wie er eigentlich zubereitet würde. Ich fragte daher einstmals unsere liebe Madam um die eigentliche Zubereitung des Erdäpfelsalats. Sie lächelte über meine besondere Frage, gab mir aber doch sehr gütig folgende Belehrung: Wenn man einen guten und wohlschmeckenden Erdäpfelsalat machen will, so sucht man dazu

Erd=

Erdäpfel von mitterer Grösse aus, die rein und nicht fleckigt oder angestossen sind. Diese wäscht und schabt man rein ab, siedet sie sodann langsam, damit sie nicht aufspringen, weich, schüttet das heiße Wasser davon ab, und kaltes darüber; sind die Erdäpfel nun ganz abgekühlt, so zerschneidet man sie in Scheiben, und zwar gleich auf die Salatschüssel, worinnen sie aufgetragen werden sollen. Nun nimmt man Salz, ein wenig Pfeffer, Essig und Oehl, soviel als man nöthig zu haben glaubt, den Salat damit gehörig anmachen zu können. Diese Sachen thut man zusammen in einen kleinen Topf oder Häferl, und querlt oder wiedelt es wohl untereinander. Nun gießt man diese Brühe über die Erdäpfeln, biegt die Schüssel etwas um, und gießt mit einem Löffel die an der Seite hervorkommende Brühe einigemal über die Erdäpfel her, bis sie alle wohl getroffen sind, und nun ist der Salat fertig. Ich habe mich dieser Anweisung immer mit Dank in meiner eigenen Haushaltung erinnert und bedient, und habe manche Abendmahlzeit damit hingebracht. Blos zum Salat hab' ich bisher nur einige Erdäpfel gebaut, jetzt werd' ich aber deren Bau stärker betreiben, da ich nun weiß, wozu sie überall gut sind, und werde sie mir wohl zu Nutzen machen.

Pflegsk. Thut das, lieber Fleißig, und macht euren Nachbarn auch Lust dazu, ihr werdet es nie zu bereuen Ursache haben. Nun wollen wir, wenn's gefällig ist, weiter gehen, und Nro. 4. vornehmen. Herr Schulmeister, lesen sie die Numer vor.

Nro. 4.

Vom Zugemüse und dessen Aufbewahrung.

Pflegsk. Die Anweisung zum Kräutelwerk und Wurzeln trocknen und aufbewahren ist muster-

mäßig;

mäßig; ich kenne sie schon länger, und lasse alle Jahre in meiner Haushaltung darnach verfahren, bin daher auch das ganze Jahr hindurch mit allerley gutem Zugemüsse in Menge versehen.

Pfarrk. Der Gemüßbau ist für den Landmann allerdings von grossem Nutzen, und da nun noch die herrliche Erfindung hinzukommt, die grünen Zugemüsse und das Wurzelwerk trocknen und lange aufbewahren zu können, so wird dieser Nutzen erst recht wirksam, besonders für Gärtner und solche Leute, die sich von der Kuchen-Gärtnerey nähren. Allein in jeder Haushaltung auf dem Land will es sich doch nicht wohl thun lassen, von diesen nützlichen Vorschriften gehörigen Gebrauch zu machen. Mancher Landmann hat nicht Zeit übrig, sich der nöthigen Aufsicht und Behandlung der Kräuter- und Wurzeltrocknung zu widmen; manchem fehlt es an einer reinlichen und bequemen Wohnung, und an Raum dazu, und mancher wird, nebst den Seinigen, davon abgehalten, weil sie sich vom Taglohn nähren müssen, und am Abend, nach vollbrachter Arbeit, sich alles nach der Ruhe sehnet. Indessen ist für grosse Haushaltungen, wo man viel Zugemüß braucht, und wo man die Leute zum zubereiten und den Platz zum trocknen hat, die Erfindung nicht mit Geld zu bezahlen. Für den meisten Theil der Landleute ist es schon genug, einen Garten zu haben: worinnen sie sich die bekannten grünen Zugemüsse, als Salat, Spinat, Köhl, Kohlraben, Wörsig, gelbe Ruben, Petersil, Bohnen und Zwiebeln bauen, und diese Gewächse so lange, als sie zu haben sind, frisch genießen. Man kann einige dieser Gewächse aufbewahren, daß man sie auch im Winter noch frisch genießen kann. So kann man z. B. den Wörsig bis hoch in das Frühjahr frisch

erhalten, wenn man im Spatherbst die Wörsigstauden mit samt den Wurzeln auszieht, die Erde von den Wurzeln abschüttelt, die größten äußern Blätter abbricht, und dann Staude an Staude im Garten auf einen trocknen, schattenreichen und mit etwas Sand bestreuten Platz so hinstürzt, daß der Kopf oder das Haupt des Wörsigs auf den Boden zu liegen kommt, und die Wurzeln gen Himmel schauen. Im Anfang welkt der Wörsig etwas ab, zieht aber bei dem nächsten Regen oder Schnee wieder an, weil die in die Höhe stehenden Wurzeln die Feuchtigkeit anziehen und der Staude zuführen. Faulen und erfrieren kann der Wörsig aus dem Grunde nicht, weil durch das untersich stehen der Blätter und des ganzen Haupts weder Regen noch Schnee eindringen kann, und auch bei der strengsten Kälte dieses Kohlgewächs gut und frisch bleibt. Daß man keinen schon angefaulten oder angestossenen Kopf mit einstürzen darf, versteht sich von selbsten; denn dieser würde die guten auch anstecken. Auf diese Weise kann man immer den Winter hindurch frischen Wörsig zum kochen haben, weil man nur blos den Schnee wegzuräumen braucht, um dazu zu gelangen. Wo Haasen in den Garten kommen können, muß man den aufgesetzten Wörsig etwas umzäunen, sonst fressen ihn diese ungebetenen Gäste rein auf. Den blauen Köhl kann man in einem wohlumzäunten Garten, wo keine Haasen hinein kommen können, entweder im Feld, wo er gebaut worden, den ganzen Winter hindurch stehen lassen, oder eben so, wie den Wörsig aufsetzen, und im Frühjahr zum nochmaligen Nachwuchs die Stämme der Stauden, von denen man zum kochen nur die Blätter abbricht, wieder in den Boden nahe zusammen setzen. Die Kohlraben lassen sich in einem Keller oder trocknem

Gewölbe, wenn man die groſſen Blätter davon bricht, und ſie mit den Wurzeln in feuchten Sand ſetzet, und den Sand manchmal mit Schnee oder zerſtoſſenem Eis beſtreuet, auch den ganzen Winter hindurch friſch erhalten. Erdäpfel, Peterſil, und gelbe Ruben, Erdkohlraben, oder die ſogenannten Erd- oder Scherruben kann man in Gruben, nach der Vorſchrift von Numer 4. im erſten Theil dieſes Büchleins, verwahren. Man muß aber der Gruben mehrere machen, damit man dieſe, eine nach der andern, angreifen und ausleeren kann, und ſie ſo einfüllen, daß in jeder von allerley Gemüß befindlich iſt; auch müſſen ſie ſo angeleget werden, daß man im Winter ohne groſſe Mühe dazu zu kommen vermag. Dieſe Einrichtung gewährt nun genug Zugemüſſe für den Landmann, und deren Aufbewahrung iſt nicht mit groſſer Mühe oder Zeitverluſt verknüpft; ſie geben auch mit Erbſen, Linſen, Sauerkraut und den bekannten Mehlſpeiſen, eine hinlängliche Abwechslung durch das ganze Jahr. Säet man im Herbſt Spinat und Schnittköhl an, und läßt beide über Winter ſtehen, ſo hat man im Frühjahr bei Zeiten eine gute grüne Zuſpeiſe; es können auch Reis, gerollte Gerſten und Hirs, (gelber Brey, auch Heidel- oder Heidenbrey genannt) mit dem ebengenannten Scheidengetraid eine gute Abwechslung machen, ſo daß eine Speiſe nur alle 10 oder 12 Tage einmal vorkommt.

B. Fleißig. Euer Hochwürden lehren uns da recht ſchöne Sachen, dafür wir ihnen nicht genug danken können. Unſere Weiber erhalten auch die allerbeſte Lehre, wie ſie die Abwechslung mit den Speiſen vornehmen ſollen, worauf gewiß nur wenige bisher geachtet haben. Haben wir Landleute ja, nach dem, wie's Euer Hochwürden da herzähl-

ten, in unserer einfachen Kost fast eben so viele Abwechslung, wie die Stadtleute, wenn wirs nur ordentlich eintheilen wollen.

B. Emsig. Mein Weib versteht diesen Handel ganz gut. Am Sonntag kocht sie, an einem Stück Rindfleisch, halb Reis und halb gerollte Gerste; am Montag Erbsen mit geräuchertem Fleisch; am Dienstag (Erichtag) Sauerkraut mit halb geräuchertem und halb frischem Fleisch; am Mittwoch Linsen mit gesalznem Fleisch; am Donnerstag (Pfingstag) Hoch- oder Erdkohlraben mit Fleisch, wie es gerade zu haben ist; Freytags und Samstags, als an den beiden Fasttägen, oder wenn sonst ein Fasttag einfällt, kocht sie abwechselnd allerley Fastenspeisen von Mehl, Milch, Butter und Eyern, wobei das saure Kraut, das lange und das gehackte oder kurze, tapfer herhalten müssen. Dieß ist der Kuchenzettel im Winter, worinn auch manchmal noch ein Braten aufgetragen wird; im Sommer kommt selten ein dürres Zugemüs auf den Tisch, da muß der Garten Schnittköhl, Salat, Cucumern, Kohlraben, Bohnen oder Fasolen, gelbe Ruben, und mehr andere Sachen liefern. Im Herbst giebts Wörsig, weiße Ruben, bayersche Rübeln, Kraut und dergleichen; durch Euer Hochwürden gütige Belehrung soll nun auch noch manches, das ich vorher nicht auf den Tisch bekam, zugesetzt werden, besonders für das Frühjahr, und die Erdäpfel sollen auch nicht in Vergessenheit kommen.

Pfarrk. Mich freut's, liebe Leute, wenn euch meine Belehrung einigen Nutzen und Vergnügen schaft. Allein, lieber Emsig, euren Küchenzettel möchte wohl nicht jeder gebrauchen können; ihr seyd ein wohlhabender Mann und könnt alle Tage Fleisch

essen

essen, und an den Fasttägen die Fastenspeisen gut zurichten lassen, allein das können Arme und Geringe nicht, und deren giebt es doch weit mehrere, was sollen die thun?

B. Emsig. Hier ist auch Rath übrig, hochwürdiger Herr. Sind's ganz arme Leute, die arbeiten ja gemeiniglich bei den Reichen oder Wohlhabenden im Taglohn, bekommen also da ihre Kost; sind's besser Bemittelte, die haben dann auch ein kleines Gut, und sind daher im Stande, sich die Zuspeisen alle selbst zu bauen, sie können sich des Jahrs ein Rind und ein Paar Schweine fett machen und schlachten, und eine oder ein Paar Kühe liefern schon so viel Milch, Butter und Schmalz, daß das Haushalten davon besorgt und doch noch etwas daneben verkauft werden kann. Hühner zum Eyerlegen hat ja jedermann. Freylich muß man dabei fleißig und sparsam seyn und alles genau zu Rath halten, alle Sachen zu nützen suchen, und nichts für unnützen lumpigen Staat und Näschereyen ausgeben, auch nicht unmäßig fressen und saufen wollen, nicht spielen, und nicht andern Liederlichkeiten nachhängen; dann kann man schon auskommen, und jeder kann so gut, wie ich, seinen Tisch mit einer ordentlichen und nahrhaften Mahlzeit besetzen lassen, ohne daß er braucht, der Herrschaft, noch andern Personen, schuldig zu bleiben, oder daß er das Verderben befürchten darf.

Pfarrk. Wahrhaftig, guter Emsig, ihr überzeugt am besten durch euer eignes Beispiel, und zeigt, was ein redlicher Mann auszurichten vermag. Ich sehs nun wohl ein, daß ihr Recht habt, und es blos an dem Menschen selbsten liegt, wenn er nicht glücklich und vergnügt ist; Unglücksfälle, so Gott schickt, ausgenommen, die freylich niederschlagen

können, aber doch nicht muthlos machen sollten, weil Gott alles zu unserm Besten thut.

B. Emsig. Wenn's ein Mensch mit Gott, seiner Herrschaft und seinen Nebenmenschen aufrichtig, treu und redlich meint, fleißig betet, und mit Klugheit und unverdrossenen Muth arbeitet, gerne gute Lehren annimmt und darnach thut, so wird es ihm nie, wenigstens nicht lange, fehlen, und er wird immer haben, was er braucht, auch stets zufrieden seyn können. Trift es sich durch Unglück oder sonsten hie oder da bei einem, daß es nicht allezeit geht, wie es wohl gehen könnte, so muß man glauben, daß es Gottes Fürsehung so beschlossen hat, und daß man bei guter Gesundheit, frohem Muth und gutem Gewissen, bei einem Stück Brod und Trunk Wasser glücklicher und vergnügter seyn kann, als ohne dieß bei der leckerhaftesten Tafel. Denn wer gesund und vergnügt ist, der ist der reichste!

Pflegsk. Eure Moral oder Sittenlehre, lieber Emsig, entzückt mich, predigt sie ja überall, wo ihr Gelegenheit dazu habt, sie wird mehr früchten aus eurem Munde, als aus dem Munde des gelehrtesten Mannes. Ihr seyd ein Muster eines rechtschaffenen Bauern, eines braven Mannes und Unterthans, weil ich gewiß weiß, daß eure Thaten mit euren Lehren ganz übereinstimmen. — Wer hat noch weiter etwas bei dieser Numer zu erinnern?

Müller. Von der Art, einen Gemüs- oder Küchengarten zu bestellen und zu warten, sollte doch auch geredet werden.

Pflegsk. Da kann der Herr Schulmeister am besten die Anweisung geben, der ist ein Gärtners Sohn aus München, und hat selbst zu Mildheim einen schönen und wohleingerichteten Garten.

Schulmeister. Ich werde also, mit Ihrer Er-

Erlaubniß, meine Herren, den kleinen Aufsatz, den ich mir über die Küchengärtnerey zusammen geschrieben habe, ablesen, er ist aber nur für Bürgers und Bauersleute, und nicht für Kunstgartenliebhaber geschrieben.

„Ein Kräutel- oder Küchengarten muß, wenn er wohlschmeckende und gesunde Gemüse tragen soll, eine Lage haben, wo wenigstens den Tag über die Sonne einen jeden Fleck im Garten 3 oder 4 Stunden frey bescheinen kann, und der Zugang der frischen Luft darf weder durch zu viele Bäume, noch durch hohe Gebäude versperret werden. Der Erdboden soll nicht zu fest und auch nicht locker seyn, eigentlich ist gemischter Boden von schwerer und leichter Art, mit ein klein wenig Sand vermischt, der beste. Die Mischung kann man mit einiger Mühe nach und nach zuwege bringen, und durch das Mittel, dessen sich Wilhelm Denker in Num. 31 des ersten Bändchens dieses Buches bediente, die Beschaffenheit der Erde zu erforschen kann man erfahren, welche Gattung Erde man seinem Gartenland noch beizumischen habe. Faulerden und zähe Erde zu vier Theilen und Sand zu einem Theil dazu gemischt, giebt den besten Gartenboden, worinnen alle Gewächse gut fortkommen. Ist der Boden in einem Küchengarten einmal in guter Ordnung in Ansehung der Erdemischung, so ist ferner nöthig, daß man alle Jahre fleißig und reichlich Dung dahin bringt, diesen sogleich ausbreitet, und untergräbt, damit die beste Kraft des Dungs nicht durch den Wind und Sonnenschein ausgezogen werde. Die eigentliche Zeit zum Düngen ist für alle Gewächse in den Gemüsgärten der März, und zwar wenn's die Kälte zuläßt, der Anfang des Monats. Der beste Dung in die Gärten ist der kurze und stark

verfaulte Dung vom Rindvieh; Schaafdung ist schon schlechter, und Pferde- oder Roßdung gar nichts nütze, außer in die Früh- oder Treibbeeten. Wird Rinds- Pferd- und Schaafsdung untereinander gemischt, und ist gut verfault, so geht er auch an. Wer sich die Mühe nicht reuen läßt, und gräbt den Boden seiner Miststatt oder Dunggrube alle Jahre etwas aus, und führt von dieser ausgegrabenen Erde, nach Beschaffenheit der Größe seines Gemüsgartens, 3 - 4 - 6 Fuhren auf die Gartenbeete, der kann allen andern Dung ersparen, und wird über den schönen Wachsthum seiner Gartengewächse erstaunen. Damit bei diesem Verfahren die Mistgrube nicht zu tief wird, so muß man allezeit wieder soviel andere Erde hineinfüllen, als man daraus genommen hat. Ist der Boden der Mistgrube etwan steinig oder kiefericht, so muß man indem ersten Jahrgang, da man diesen Gartendung gräbt, daß Herausgegrabene durch ein Wurfsieb von Draht oder dünnen Stecken werfen, auf die Art, wie die Maurer mit dem Sand zu ihrem Mörtel thun, damit Steine und Kiefer davon kommen. Die Dungstatt muß aber auch so eingerichtet seyn, wie solche der Bauer Kleinjogg in Nr. 30 des ersten Bändchens dieses Büchleins hatte, nämlich tief, damit kein Mistwasser weglaufen kann, sondern alles in den Mist und in die Erde, so in Boden der Grube liegt, sich einzieht. Wer nicht Gelegenheit hat, eine von beiden Gartendungarten zu bekommen, der grabe sich an einem abgelegenen Orte in seinem Hof oder Garten eine geräumige Grube, und werfe dahinein das verwelkte Gras vom Ausgrasen, oder Ausjäten, verdorrte Wasen- oder Rasenstücke, alte unbrauchbare Lumpen, besonders wollene, Kehrigt, Gassenkoth, u. d. gl. und begieße es fleißig mit dem Spühlwasser

aus

aus der Küche, mit Urin, mit der Lauge und dem Seifenwasser, so vom Waschen abgehen, u. s. w. so wird er auch dadurch hinlänglichen und guten Gartendung bekommen.

Im Spatherbst, wenn alle Gartengewächse aus und von den Gartenbeeten genommen sind, wird das ganze Grabland (die Spargel- und Artischockenbeeten, die aber der Landman selten hat, ausgenommen) umgegraben, und ohne daß man es eben zu rechen pflegt, über Winter liegen gelassen. Will man ein Paar Beete Spinat und Schnitköhl ansäen, so thut man dieß schon zu Ende des Septembers. Im Frujahre, wenn es die Witterung erlaubt, zu Ende des Februars oder im Anfang des Märzen, führt man den Dung auf das Grabland, und zwar an einem regenfreyen Tag, wo man ihn auf die im Herbst umgegrabene Beete sogleich gehörig ausbreitet, und untergräbt, auch das Land eben rechet. Nun theilt man mit einem Maßstab und der Gartenschnur das Land in die Beete ein, und zwar so, daß jedes Beet 4 Schuh breit, ja nicht breiter wird, weil man sonst mit dem Ausgrasen oder ausjäten nicht gut beikommen kann. Die Wege zwischen den Beeten läßt man einen schwachen Schuh breit, und kann sie, damit sie nicht öde liegen, sogleich mit Spinat und Salat besäen, weil diese Gewächse herauskommen und verspeist werden, ehe man der Wege zum Versetzen, Begießen und Ausjäten sich zu bedienen nöthig hat. Ohne darauf zu sehen, ob der Mond im Zu- oder im Abnehmen, im alten oder im neuen Licht ist, denn das sind wahre Narrenspossen, und wer daran glaubt, ist ein Schwachkopf, säet man im Märzen den Saamen von Petersil, gelben Rüben, Zuckerwurzel, Zwiebeln, Salat, Spinat, Schnitköhl, und Skorzo-

neri oder Schwarzwurzel, legt auch Zuckererbsen. Im April säet man Kohlraben, und Erdkohlraben, Wörsig, Kraut, pflanzet oder legt Erdäpfeln, und zwar alles, wo möglich, zu Anfang des Monats. Im May pflanzt man oder versetzt die Salat-Kohlraben-Wörsig-rothe Ruben-Kraut- und blauen Köhlpflanzen, legt Bohnen oder Fasolen, Cucumern- oder Kimmerlingkerne, und Sommerretig. Im Juny säet man Spatsalat, Spatkohlraben, legt Bohnen und Zuckererbsen nach, und behackt die wohl angewachsenen Pflanzen aller Gewächse, man legt auch Winterretigsaamen. Im July kann man Herbstspinat ansäen, und noch an leeren Plätzen hie und da Kohlraben nachsetzen, auch thut Spatsalat noch gut. Hier und im August sammelt man die zeitigen Sämereyen aller Gewächse, einige frühere auch schon im Juny; man nimmt die Zwiebeln aus dem Boden, wenn anders ihre Röhren oder Laub von selbsten umgefallen, und welk geworden sind; denn nieder- oder untertreten, nach der fast allgemeinen Meinung, darf man das Zwiebellaub nicht, weil sonst die Zwiebeln nicht mehr wachsen, und gerne anfaulen. Will man um Martini herum gerne noch einen zarten und jungen Rettig essen, so steckt man jetzt noch einige Saamkörner dieses Gewächses. Im September kann man Wintersalatsaamen ansäen, und die Pflanzen im Oktober versetzen, die dann über Winter stehen bleiben und im Frujahr zeitig Kopfsalat liefern; man säet auch jetzt den Spinat und Schnittköhl, der über Winter stehen bleiben soll. Im November, noch ehe Fröste einfallen, nimmt man die Kohlgewächse sowohl, als die Wurzelgewächse aus dem Boden, und verwahrt sie, wie in dem ersten und diesem zweyten Bändchen dieses Büchleins deutlich gelehrt

wird.

wird. So wie man in den letzten Monaten Oktober, November und Dezember die Gewächse aus dem Boden genommen hat, und es der Witterung gemäß ist, macht man sich auch gleich über das Umgraben der Gartenbeete, damit man nicht vom Winter übereilt werde. Nun ruhet die Gartenarbeit ein Paar Monate, und geht dann wieder auf die Weise an, wie so eben gelehret worden ist.

Dieß wäre nun eine kleine Uiberſicht und Lehre, wie und auf welche Art man einen Gemüsgarten zu behandeln habe, damit der gewünschte Nutzen davon verspürt werde; dabei sind aber auch besonders die nachstehenden Regeln genau in Acht zu nehmen:

1) Kein Gewächs darf so gepflanzt werden, daß es dem andern Schatten macht, folglich muß dasjenige, so am höchsten wächst, gegen Mitternacht, und das niedrigste immer gegen Mittag gepflanzt werden, damit ein jedes die Sonne genießen kann.

2) Mit dem Ansäen und Anpflanzen muß alle Jahre gewechselt werden; wo z. B. heuer Kohlraben, Wörsig u. d. gl. Kohlkräuter stunden, da muß aufs kommende Jahr Wurzelgewächse oder Bohnen, Zuckererbsen, Salat u. d. gl. hingepflanzt werden, um so umgewandt; nicht zwey Jahre aneinander einerley Art Gewächs auf ein und eben derselben Stelle. So muß man auch mit der Eintheilung der Beete alle Jahre eine Veränderung machen, damit die Stellen, die heuer zu Wegen gedient und nichts getragen haben, das nächste Jahr in die Beeten selbst hinein kommen, und diese Land zu Wegen abgeben.

3) Muß man beim Düngen der Gartenbeete dahin sehen, daß auf die Stellen, wo Wurzelgewächse und Zwiebeln hinkommen, kein oder doch nur

leich-

leichter Dung gebracht werde das heißt, daß man Wurzelgewächse niemals auf frischgedungte Stellen bringt, sie überwachsen sich, und gehen zu sehr ins Laub, die Wurzel wird voller Zasern und Aeste und bleibt mager. Dahingegen kann man die Stellen, wohin Salat Wörsig, Kohlraben, Spinat, Kraut und Köhl kommen sollen, kaum zuviel dungen, weil diese Gewächse, wenn sie anders gerathen und vollkommen werden sollen, erstaunend viele Nahrung brauchen. Rettig, Bohnen, Zuckererbsen, rothe Ruben, gelbe Ruben, Erdäpfel ꝛc. brauchen etwas, aber nur ganz wenig Dung, der aber gut seyn muß.

4) Man grabe mit dem Stech- oder Grabscheit tief, und bringe immer, beim Herumwerfen des Bodens, die obere Erde samt dem Mist in die Tiefe und die untere Erde oben herauf.

5) Man pflanze alles und jedes auf ganz grade Linien oder Zeilweis, so bekommt man Gelegenheit ohne grosse Mühe mit der Hacke oder Haue das Unkraut wegzubringen, und den Boden stets aufzulockern. Das fleißige Ausjäten oder Ausgrasen und das Behacken der Gewächse ist von ganz außerordentlichem Vortheil, und trägt ungemein viel zum Wachsthum bei. Beim Ausgrasen muß man die Wurzeln des Unkrauts mit herauszubringen suchen, und beim Behacken muß man wohl Acht geben, daß man nicht die Wurzeln des Gewächses, so man behackt, abhaut; daher darf man dem Gewächs mit der Haue nicht zu nahe kommen. Die Haue soll wie eine hohle Hand gemacht, vorne nicht breit, sondern platförmig seyn.

6) Den benöthigten Saamen erkaufe man sich alle Jahre aus entfernten Gegenden oder Gärten,

von redlichen Leuten, damit man nicht alten oder falschen Saamen bekomme; oder wenn man dieß nicht will, sondern ihn selbst zu ziehen gedenkt, so muß man mit aller Vorsicht dabei verfahren. Es müssen a) die Saamenwurzel, Saamenstauden und Saamenhäupter den Winter hindurch vor dem Treiben oder Auswachsen verwahret werden, sonst bringen sie nur Schlechten Saamen. Man muß sie daher in keinen warmen Keller einschlagen oder legen, sondern in temperirten Kammern, oder an Orten, wo es nicht hinfriert, aufbewahren. b) Im Frühjahre muß man diese Saamengewächse, wenn kein Frost mehr zu befürchten ist, in den Garten, und so weit als möglich, voneinander setzen. Kohlraben kommen zu Kohlraben, Wörsig zu Wörsig, Kraut zu Kraut u. s. w. Kohlgewächse müssen, ihren Arten nach, am sorgfältigsten und weitesten auseinander gesetzt werden, weil sonst durch die Vermischung des Saamen-Blüthen-Staubs After- oder Zwitterarten entstehen. Bei Wurzelgewächsen, als Sellerie, Petersil, gelben Ruben und Zuckerwurzeln ist es der nämliche Fall; bei Bohnen ebenfalls; denn Stangen- und Zwerkbohnen neben einander gesetzt, arten eine wie die andere gänzlich aus, die verschiedenen Arten Erdäpfeln und Zwiebelgewächse thun ein gleiches. c) Die Saamen tragende Gewächse muß man bei trockener Witterung fleißig begießen, und alles Ungeziefer davon zu entfernen suchen. d) Hauptsächlich muß man nur von dem Hauptstamm und den Hauptästen Saamen zu gewinnen suchen, die kleinen Nebentriebe aber wegschneiden. Und endlich muß man e) den Saamen recht zeitig werden lassen, gehörig reinigen, und an trockenen und lüftigen Orten aufbewahren. Bei aller dieser Vorsicht ist es dennoch nothwendig, daß man

sein Garten-Saamenwerk wenigstens alle 3 Jahre einmal mit dem von andern Gartenbesitzern verwechselt oder umtausche, weil sonst doch eine Ausartung der Gewächse entsteht, oder diese wenigstens an Güte und Geschmack verlieren.

7) Wenn der Gemüsgarten wohl gedungt, tief umgegraben, rein gemacht, und in Beete von 4 Schuhen breit abgetheilt ist, so säet man den Saamen ein. Einige säen das Beet durchaus voll; es ist aber besser, sonderlich bei Wurzelgewächsen, die nicht versetzt werden, als bei Peterſil, Skorzoneri, Zuckerwurzeln, Pastinaken u. dgl., wenn man auf ein vierschuhiges Bett 5 Linien oder schmale Furchen, zwey Zoll tief, mit einer spitzigen Hacke oder Haue macht, und den Saamen ganz dünne hinein säet, die Furchen zurechet, und mit einem Brettlein, woran man sich einen Stiel schräg einbohrt, die Beeten etwas eingepritschet, oder überstampft. So wie die Gewächse aufgegangen sind, kann man sodann zwischen den Linien die Erde mit einer Haue leichter auflockern, und bequemer das Unkraut ausjäten; das Einstampfen oder Einpritschen mit dem Brettlein ist gut, und dient dazu, daß das Beet die Feuchtigkeit besser behält, und die aufgehenden Gewächse einen festern Stand haben.

8) Ist die Witterung sehr heiß, und das Land trocknet aus, so kann durch fleißiges Begießen dagegen viel ausgerichtet werden; man muß diese Mühe immerhin gern übernehmen, da sie sich gewißlich reichlich bezahlt. Doch ist dieß zu bemerken, daß man im Frühjahre, wenn man kalte Nächte vermuthet, das Begießen gleich früh Morgen vornehmen muß: sind die Nächte warm, so ist es Abends besser. Bei Wurzelgewächsen ist das Begießen

sehr

sehr nöthig, weil solche in trockenen Frühjahren (es sey denn, daß man sie recht frühzeitig, etwa im Februar, falls man da schon in den Boden kann, aussäet) nicht gerne aufgehen, und der meiste Saame vorkommt, sonach die Beeten leer da stehen.

9) Beim Versetzen der Pflanzen von allen Gewächsen, nämlich derjenigen, wo das Versetzen gewöhnlich oder nothwendig ist, muß man genau Acht haben, daß man beim Ausziehen der jungen Pflanzen aus dem Pflanzenbeete die Wurzeln nicht zu sehr abreiße, man muß daher, wenn es nicht geregnet hat etliche Stunden vorher, ehe man die Pflanzen zum Versetzen ausziehen will, die Pflanzenbeete sanft begießen oder besprengen. Das Versetzen geschieht am Abend zum besten, und zwar an einem Tag, da es geregnet hat, oder doch ein baldiger Regen zu hoffen ist. Man nimmt ein etwas rundes und anderthalb Zoll dickes, zugespitztes Setzholz, stößt damit reihen- oder zeilweise Löcher in gehöriger Entfernung auf das Beet, ungefähr so, wie hier diese Abbildung zeigt.

Gleich nach dem Stossen eines jeden Lochs setzt man in dasselbe eine Pflanze so tief ein, daß die Stiele der untersten Blätter nahe an den Boden kommen, hält die Pflanze mit der linken hand subtil bei den Blättern, und drückt mit dem Setzholz die Erde an die Wurzeln der Pflanze, jedoch ganz sachte an, damit sie nicht gequetscht werden; also verfährt man durch das ganze Beet. Nachdem das Beet besetzt ist, so muß man unverzüglich eine jede Pflanze, aber nicht auf die Blätter, sondern an

den

den Stamm, einzeln und stark mit Wasser begießen, und wenn kein Regen kommt, solches 3 bis 4 Tage, jederzeit Morgens oder Abens, wiederholen. Ohne das Angießen verderben nicht allein viele Pflanzen, sondern sie werden auch gar sehr am Wachsthume gehindert, und verlieren ihre Blätter durch das langsame Anwurzeln, welches einen grossen Nachtheil bringt. Sind die Pflanzen angewurzelt, und es fällt trocken Wetter ein, so übersprengt man auch die Blätter. Man hat in der Gärtnerey eine gar herrliche Erfindung gemacht, vermittelst der man die Pflanzen aller Gewächse, auch bei dem stärksten Sonnenschein und der wärmsten Witterung, sicher und ohne Schaden versetzen kann. Die Art der Behandlung ist zwar etwas mühsam, allein der Erfolg belohnt die Mühe reichlich. Da unter den Bürgers- und Bauersleuten noch manche sind, die sich vor der Mühe nicht scheuen, zumalen wenn solche, wie hier der Fall ist, Nutzen schafft, so will ich die ganze Behandlung hier einrücken.

Man heißt diese Art zu versetzen das Einschlämmen, und verfährt dabei folgendergestalt: Wenn die Pflanzen, es sey von welch einem Gewächse es immer wolle, ihre gehörige Größe zum Versetzen erhalten haben, so zieht oder hebt man sie recht vorsichtig aus, so, daß so viel als nur immer möglich alle Wurzeln daran bleiben. Man muß daher, um dieß zu erhalten, den Saamen in recht lockeres Land säen, und, wenn man die Pflanzen begießt oder besprengt, etwas Stroh zerstreut darauf legen und sachte sprengen, damit man den Erdboden nicht fest mache; das Stroh nimmt man allemal wieder weg. Je mehr Wurzeln an den Pflanzen bleiben, desto besser ist es, und diese darf man ja

nicht

nicht abzwicken oder beschneiden. Nun legt man die Pflanzen an einen kühlen und schattichten Ort, und holt immer nur 3 oder 4 Stücke zum Einschlämmen herbei. Die Löcher müssen vorher schon gemacht seyn, ehe man die Pflanzen aus dem Pflanzenbeet ausziehet. Man muß überdieß eine Parthie sehr feine, dürre und wohldurchgesiebte Gartenerde, ingleichen eine mittlere Gießkanne oder Sprengkrug mit Wasser angefüllt bei der Hand haben. Ist dies alles in Bereitschaft, so zieht man die Pflanzen, wie gesagt, aus, und legt sie ins Kühle und Schattigte in die Nähe. Nun nimmt man eine Pflanze in die linke Hand und hält sie ganz leicht bey den Blättern in das Loch, so daß die Wurzeln und der Stamm der Pflanze in dem wohl weiten Loch auf allen Seiten frey sind. Darauf füllt man mit der rechten Hand das Loch mit der dürren und feinen Erde an, und schüttelt die Pflanze ein wenig, damit sich die feine Erde um die Wurzel anlegt. Auf diese Art verfährt man mit 3 bis 4 Pflanzen, dann nimmt man die Gießkanne und begießt sie sanft, aber ungemein stark und so lange, bis die Erde kein Wasser mehr anzieht, und die feine Erde, die man zur Befestigung der Pflanze in die Löcher gefüllt hat, wie Schlamm aussieht. Nun versetzt man wieder weiter, und verfährt mit allen Pflanzen auf diese Weise, bis das ganze Beet voll ist. Hat man die Pflanzen im Gemüsgarten selbst gezogen, so zieht man immer nicht mehr aus, als man versetzt; denn die Geschwindigkeit im Ausziehen, Versetzen und Angießen thut hier das Beßte. Man kann versichert seyn, daß, wenn man schnell verfährt, auch nicht eine Pflanze trauern oder welken, umfallen, noch viel weniger ver-

derben wird; gesetzt auch, daß man dies Versetzen oder Einschlämmen unter Mittag in der größten Hitze vornimmt. Man kann auf diese Weise Bohnen, Kukumern, Zwiebeln, Melonen und alle Gewächse, die sonst das Versetzen auf gewöhnliche Weise nicht vertragen, ohne Gefahr des Verderbens versetzen, und jedes Gewächse wächst sogleich fort, ja man merkt es kaum, daß es versetzt worden ist.

10) Endlich ist noch beym Gemüsbau zu merken, daß man jedes Gewächs rein vom Unkraut halten muß. In der Absicht ist es nöthig, daß man fleißig ausgrase oder jäte, die Erde zuweilen auflockere und an die Gewächse, besonders an die, so langstenglicht sind, anhäufe, daß man aber auch darauf genau Acht habe, damit beym Behacken der Gewächse deren Wurzeln nicht verletzt werden, und daß man den Gartenfeinden, als Haasen, Schweinen, Hühnern und anderem zahmen Vieh durch dichte Hecken, Zäune u. dgl. den Weg versperre, und die Gelegenheit benehme, den Garten zu verwüsten. Das Gartenungeziefer, als: Maulwürfe, Mäuse, Werren, Ameisen, Raupen, Erdflöhe u. dgl. muß man möglichst zu vertilgen suchen, wozu in diesem Büchlein, im ersten und zweyten Bändchen, gute Anweisungen verzeichnet stehen.

Verfährt man nach diesen Vorschriften, und nimmt, nach Beschaffenheit der Umstände und des Wetters, in Fällen, die eine Abweichung davon nöthig machen, vernünftiger und erfahrner Leute Rath und Belehrung an; so kann man vollkommen überzeugt seyn, daß man nicht allein von seinem Gemüsbau grossen Nutzen, sondern auch

wahres

wahres Vergnügen und viele Freude daran haben werde.

Müller. Herr Schulmeister, man merkts, daß Sie ein Gärtnerssohn sind, man merkts aber auch, daß Sie ein gescheider, nachdenkender Mann sind. Ihre Anweisung will ich getreulich beybachten; denn in meinem Garten siehts ziemlich lüderlich aus, obwohl er doch nicht der schlechteste im Ort ist, und ich mir immer viele Mühe damit gegeben habe. Allein was hilft alle Mühe und Fleiß, wenn man nicht die gehörige Kenntniß von der rechten Behandlung einer Sache hat. Ja, ja, jetzt sollen mir meine Bohnen schon besser gerathen, und nicht lauter Haut und Bast mehr werden; meine Kohlraben sollen mir keine sogenannte Narren oder kahlen Strünke mehr machen; und mein Wörsig soll nicht mehr ein unkenntliches Mittelding zwischen Weiskraut und Krautwörsig seyn. Da hatte sonst jedes Gewächs seinen geschwornen Platz in meinem Garten, und wurde bey aller Sorgfalt doch immer schlechter. Nun kommt mirs auf einmal, woran das Ding liegt; fleißig wechseln mit dem Land, dies ist das Wahre beym Gemüs- und Feldbau, dabey werd' ich auch bleiben, da ich nun genug belehrt und überzeugt bin.

B. Emsig. Das ist auch wahr, ich merkte das immer auf den Aeckern und Wiesen: entweder wechselte ich mit dem Dung, welches auf Wiesen ohnehin seyn muß; oder ich wechselte mit der Frucht auf den Aeckern. Mit dem Gartenbau haben sich meine Weibsleute bis daher alleinig abgegeben, auch nach der alten Weise, und daher freylich mit wenig Nutzen; nun soll mirs auch anders werden. Ich danke dem Herrn Schulmei-

ster für die guten Lehren, die er uns da giebt, recht herzlich.

B. Fleißig. Ich dank' dem braven Mann gleichfalls, und werde mir seine guten Erinnerungen merken, denn in meinem Garten siehts auch noch, wie allenthalben, aus.

Pfarrk. Der Herr Schulmeister verdient unser aller Dank. Seine kurze, aber überaus gute Abhandlung über den Gemüs- und Gartenbau ist aller Aufmerksamkeit werth, und ich wünsche, die Gärten in unsern Hofmarken und Dörfern bald darnach eingerichtet zu sehen. Etwas muß ich aber doch dieser Numer vom Gartenbau noch beysetzen, und zwar etwas vom Spargelbau; dadurch sich Landleute, die nahe an grossen Städten wohnen, manchen schönen Gulden erwerben können, ohne daß sie sonderliche Mühe dabey haben. Dann verdienen auch die Gewächse noch genannt zu werden, deren Kräuter und Wurzeln anstatt der kostbaren und ungesunden fremden Gewürze in der Küche brauchbar, dabey wohlschmeckend und gesund sind.

Der Spargel ist ein nützliches, angenehmes und gesundes Gewächs, das man volle zwey Monate im Jahr frisch haben und wovon man herrliche Speisen und Brühen bereiten kann. Die Art ihn zu bauen ist gar nicht mühsam, und man kann ihn dergestalt in den Gemüsgärten anpflanzen, daß er keinem Gewächs beschwerlich ist, und er selbst auch von keinem im Wachsthum gehindert wird. Der Anbau des Spargels ist kürzlich dieser: Man nimmt der rothen Beeren oder des Saamens, der an den Spargelstöcken oder Stauden in Menge hängt, im Spatherbst, wenn sie recht zeitig sind, eine beliebige Menge.

Nun richtet man ein an der Sonne liegendes Gartenbeet durchs Umgraben und starkes Dungen mit gut verfaultem Mist so her, als ob man Saamen zu Pflanzen hineinsäen wollte. In dieses 5 Schuh breite Gartenbeet macht man drey Reihen oder Linien mit einer Haue oder Hacke 4 bis 5 Zoll tief, und jede Reihe oder Zeil von der andern einen bis anderthalben Schuh ab. In diese Linien oder Furchen legt man die rothen Spargelbeeren 3 Zoll weit auseinander, und füllt, wenn alle Linien voll gelegt sind, das Erdreich wieder fest ein, überstampft den Platz, wo der Saame liegt, ein wenig, und rechet das Beet gleich. Im Frühjahr darauf kommt der Spargel hervor, den man fleißig den Sommer hindurch vom Unkraut reinigen und im Herbst, wenn die Kälte sich einstellt, ein paar Finger hoch mit fettem und langem Mist bedecken muß. Zeitlich im Frühjahr des zweyten Jahrgangs nach dem Ansäen des Spargels wird das Stroh des langen Mists von dem Beet weggeschafft, und die Erde ein klein wenig mit der Haue aufgelockert, auch das Beet mit 4 Zoll hoch fetter Erde aufgefüllt. Im Sommer des zweyten Jahrgangs wird wieder das Unkraut fleißig weggeschafft, und der Erdboden zwischen den Linien, doch ohne den Spargelpflanzen zu nahe zu kommen, aufgelockert, welches auch im ersten Jahrgang schon geschehen muß. Im März des dritten Jahrgangs nach dem Ansäen, sind die Spargelpflanzen oder Fechser zum Versetzen gut und tüchtig. Um sich nun kein besonderes Land mit dem Anbau des Spargels zu verengen, oder zu benehmen, so verfährt man folgender Gestalt:

Auf jedes der Gartenbeete, die man hat, die aber doch wenigstens 12 bis 15 Schuhe lang seyn sollen, macht man oben, in der Mitte, und unten 2 1/2 Schuh tiefe und eben so weite Gruben, füllt diese unten einen starken halben Schuh hoch mit gutem und noch frischem Mist an, und tritt diesen fest ein; auf den Mist wird nun von der ausgegrabenen Erde ebenfalls ein halber Schuh hoch fest angefüllt, und auf diese Erde an den 4 Ecken der Grube eine kleine etwa 3 fingerhohe Erhöhung in der Gestalt wie ein Maulwurfshaufen von lockerer Erde gemacht. Nun hebt man mit Vorsicht aus dem Spargelpflanzenbeete, damit die Fechser oder Pflanzen nicht verletzt oder verrissen werden, so viele Fechser aus, als man nöthig hat, nämlich für jede Grube 4 Stücke. Diese theilt man vorsichtig, wenn etwa, wie es oft der Fall ist, ein paar Pflanzen oder Fechser zusammen gewachsen wären, und setzt in jede Grube, auf jede der 4 kleinen Erderhöhungen, eine Pflanze oder Fechser, so daß die Wurzeln schön aus einander gelegt werden, und die Pflanze gleichsam über und auf die Erderhöhungen regelmäßig hingestellt wird. Ist dieses geschehen, so füllt man auf die Spargelpflanzer etwa 6 Zoll hoch Erde, auf diese einige Zoll hoch verfaulten guten Mist, und nun werden die Gruben völlig mit Erde angefüllt nnd wieder eben gemacht. Damit man immer wissen kann, wo eigentlich die Spargelfechser liegen, so steckt man gleich in jede der Gruben, ehe noch die Fechser gelegt werden, einen langen Stecken; es ist dies um so nöthiger, damit man im Frühjahr, beym Umgraben und beym Bepflanzen des Beetes, die Stellen, wo der Spargel liegt, schonen und unbepflanzt lassen kann.

Gleich

Gleich darneben kann man hinpflanzen, was man will, ohne zu besorgen, daß die Gewächse vom Spargel, noch der Spargel von den Gewächsen gehindert würde. Ist nun das Spargelpflanzen auf diese Art verrichtet, so läßt man zwey Jahre vergehen, und schneidet erst im dritten Jahr, und das ganz sparsam, zum erstenmal die Spargeln oder Kiele. Nach der Zeit kann man von Jahr zu Jahr häufiger schneiden, und braucht nur bey jedem Stock oder Fechser ein paar Spargeln in die Höhe oder in Saamen gehen zu lassen. Am beßten ist, man hört in der Mitte des Junius mit dem Spargelschnitt auf, und läßt alle die Kiele, so nachkommen, wären es auch 5 bis 6 auf einem Stock, ohne anders aufschießen. Man verliert dadurch nichts, weil das nächste Jahr der Stock ungleich dickere Kiele treibt. Mit dieser Arbeit ist nun der Spargel auf 30 Jahre lang, gepflanzet, und braucht sonst keine weitere Behandlung mehr, außer daß man alle Jahre im Spatherbst auf die Stellen, wo er liegt, guten fetten Mist 1 Schuh tief untergräbt. Kann man Schlammerde aus Viehschwemmen oder Weihern bekommen, die aber ein Jahr abgelegen seyn muß, so ist dies der beßte Dung für den Spargel, und man kann versichert seyn, daß man Kiele zu 1/4 Pfund schwer ziehen wird, die 9 Zoll lang eßbar seyn werden. Noch ist anzumerken, daß man die in die Höhe geschossene Kiele oder Stauden im Spatherbst abschneidet, und, wenn allenfalls im Frühjahr Fröste einfallen, die hie und da einen Spargelkiel verderben, daß man diesen erfrornen Kiel gleich absteche, damit sich nicht dadurch Fäulniß in den Stock ziehet.

Weil es aber doch manchem zu lange dauern möchte, bis er Spargel aus dem Saamen gezogen

und verpflanzet zum essen erhält, so will ich noch ein Mittel angeben, wodurch man um ein paar Jahre ehender zu einem guten Gerichte Spargel gelangen kann. Wenn man, wie ich lehrte, die Pflanzen oder Spargelsechser im Frühjahr des dritten Jahrs nach der Aussäung aushebt, so läßt man alle 2 Schuh lang auf den Reihen oder Linien des Spargelpflanzenbeets ein paar Pflanzen stehen, und dies durchs ganze Beet auf jeder Zeile; nun lockert man die Erde um die stehengelassenen Sechser sorgfältig auf, und überstreuet das ganze Beet 3 Zoll hoch mit recht fettem Dunge, auf diesen bringt man 3 bis 4 Zoll hoch gute Erde, und läßt nun den Spargel, ohne etwas dazwischen zu pflanzen, noch ein Jahr wachsen, so kann man ihn das nächste Jahr darauf schon hie und da stechen, und er giebt in der Folge, besonders wenn man alle Jahre Dung hinbringt, ganz hübsche Kiele. Indessen dauert ein solcher Spargel höchstens nur 8 Jahre, und wird nie so dick, als der, welcher auf die vorhin beschriebene Art gepflanzt worden. Wo feuchter Boden ist, da thut der Spargel nicht gut, er geräth auch da nicht, wo er nicht Sonne und freye Luft genießen kann.

Die Küchengewürze, die sich jeder in seinem Garten selbst ziehen kann, sind: Zwiebeln, Knoblauch, Schalloten, Petersilie, Majoran, Thymian, Salbey, Fenchel, Beyfuß, Körbelkraut, Schnittlauch, Pfefferkraut, Pfefferminze, Lauch oder Poreh, Zitronenkraut Sauerampfer, Senft, Basilienkraut oder Basilikum, Sellerie und Spargel. Diese und Eßig, neben den Eyern und Salz, geben dem Landmann und jedem Hausvater eben so gute und noch wohl kräftigere Würze an die Speisen, als alles andere fremde Gewürz, welches vieles Geld wegnimmt, und der Gesundheit sehr

nach-

nachtheilig ist. Es giebt noch eine Menge Kräuter, die als Gewürze in der Küche dienten, und sich bey uns wohl ziehen ließen, allein man ist immer noch zu fahrlos.

Die ebengenannten Gewürzpflanzen kann man theils zur Einfassung der Gänge in den Gärten gebrauchen, wie z. B. den Salbey, die Winterzwiebeln, den Schnittling, Thymian u. s. w., theils kann man sie auf den sogenannten schmalen Rabatten neben den gewöhnlichen Gartenbeeten zur Zierde ziehen und anpflanzen. Diese ihre Erziehung ist so einfach, als die des Salats: man säet ihren Saamen, setzt sie aus, verpflanzt die jungen Pflanzen, reinigt sie vom Unkraut, schneidet sie ab, nutzt sie grün, gedörrt, gepulvert, oder so, wie jeder will und Belieben hat.

Ein Küchengarten muß alle Sommer ein- zwey- dreymal umgewandt und benützt werden. Man nimmt jetzt da ein Gewächs weg, und besäet den Fleck mit etwas anderem, räumt dieses seiner Zeit wieder weg, und besteckt den Ort mit einem dritten u. s. w. Z. B. jetzt hat dies Beet Kohlpflanzen, dann Salat, nach diesem Rettige oder so etwas getragen; oder man pflanzt zweyerley, z. E. Kukumern in der Mitte, neben an diesen zu beyden Seiten Salat, außen am Beet Rettige. Bis die Kukumern Ranken treiben, ist der Salat reif zum wegnehmen, und die Rettige sind so weit erwachsen, daß ihnen die Kukumernreben nicht mehr schaden. Kurz, der Gemüs- oder Küchengarten muß nie, ohne etwas aufzuhalten, bleiben, folglich allezeit tragen; damit er aber dies kann, so muß er aus dem beßten Erdreich bestehen und hauptsächlich gut gedünget werden.

Pflegst. Diese Numer hat, wie mich dünkt, Zusätze genug, nehmen wir daher, als eine gleich-

falls zur Gärtnerey und hieher gehörige Sache, Nro. 10, vom Obst und dessen Nutzen vor, und versparen die Numern 5, 6, 7, 8 und 9 von den Giftgewächsen ꝛc. zu der medizinischen Abhandlung, die am Schluß dieses Büchleins in einem besondern Anhang vorgetragen werden soll, weil doch die in erwähnten Numern abgehandelte Gegenstände eigentlich dorthin gehören.

Nro. 10.

Vom Obst und dessen Nutzen.

Pflegsk. Herr Verwalter, Sie haben in unsern bisherigen Zusammenkünften nur noch wenig gesprochen; ich weiß, Sie sind ein vortrefflicher Baumgärtner, haben Sie daher die Güte, und lesen uns Ihren schönen Aufsatz über die Anlegung eines Baumgartens, den Sie wollen, weitläuftiger ausgeführt, im Verlag dieses Büchleins zum Druck befördern, in einem kernhaften und gedrängten Auszug vor. Es ist nicht genug vom Obst und dessen Nutzen zu wissen, man muß auch einigermassen, wie mich dünkt, eine deutliche Belehrung vom Bau dieses köstlichen Labungs- und Nahrungsmittels haben.

Verwalter. Mit Freuden will ich dies gütige Begehren erfüllen, und meinen Aufsatz, der sich auf lauter Erfahrung gründet, nicht allein im gedrängten Auszuge vorlesen, sondern auch zum abdrucken mittheilen. Den ins weitere ausgeführten Aufsatz aber gebe ich in Balden im Verlag unsers Unterrichts- Noth- und Hülfsbüchlein heraus; es will auch unser Herr Schulmeister seinen Aufsatz über die Küchengärtnerey noch weiter ausführen und dazu stossen, welches dann ein sehr brauch-

bares

bares und bewährtes Gartenbuch für den Bürgers- und Bauersmann abgeben wird.

„Die Lage eines Baumgartens kann auf allen Gegenden, wenn sie sonnenreich sind und freye Luft haben, statt finden; und in der Höhe so gut als in der Ebene, im freyen Thal sowohl, als an einem Berg gewählt werden. Fast jede Gegend hat ihr Annehmliches für die Bäume; nur sumpfigte und schattigte Plätze taugen nicht, imgleichen sind die Gärten: so an Seen, Weihern, Sümpfen, Flüssen, Vertiefungen ꝛc. liegen, für die Obstbäume nicht viel werth. Baumgärten, so auf der Höhe stehen, haben den Vortheil, daß die Nebel die Blühten nicht so leicht verderben, daher auch ein hoch liegender Baumgarten fast alle Jahre Obst bringt, besonders, wenn er wohl besorgt und gewartet wird. Des Nachts ist es auf erhabenen Gegenden allezeit wärmer, als im Thal; bey Tag ist es kühler in der Höhe, als auf der Ebene; welch beydes die Bäume besonders lieben. Ferner thut auch der Frost in der Höhe nicht so leicht schaden, als in der Tiefe, weil hoch stehende Bäume im Frühjahr immer etwas später kommen, als die im Thal oder in der Tiefe stehenden.

Im Thal oder in der Tiefe wachsen die Bäume schöner und frecher; sie blühen gerne, voll und frühzeitig; das Obst zeitiget bald, und ist von feinem, angenehmen Geschmack; es schaden auch die Winde nicht so viel, wie in der Höhe.

Allein Thal und Anhöhe haben auch beyde ihr Unannehmliches für den Baumgarten. Da es im Thal am Tage ungleich wärmer, und bey Nacht um vieles kälter, als in der Höhe ist; die Nebeln häufiger sind, und der Wind seltner wehet; so ersticken und erfrieren die Blühten leichter, die Säfte

stocken,

stocken, und die Bäume gehen ehender zu Grunde. Aus diesen angeführten Ursachen läßt sich auch nicht alle Jahre eine gute Obsterndte vermuthen.

Es haben aber auch die Anhöhen und hohen Ebenen ihre schlimmern Seiten. Das Obst zeitigt niemalen so gut und wird nie so schmackhaft wie im Thal oder in der Tiefe; der Baum wächst nicht so schön, und Bäume aus warmen Gegenden wollen da gar nicht fort; darneben reißen auch die Winde eine Menge Obst unreif oder unzeitig ab und verunstalten die Bäume.

Wer es also haben kann, der lege zwey Obstgärten an, einen in der Höhe und den andern in der Tiefe oder im Thal. Wer dies nicht haben kann, der begnüge sich mit dem wie ers hat, und suche durch Fleiß und Kunst das Mangelhafte zu verbessern, welches sich auch gar wohl thun läßt.

Der Grund oder der Boden des Baumgartens ist das zweyte, worauf man bey seiner Anlage siehet. Das Land muß guten Boden von Natur haben, oder man muß solchen durch das Düngen gut machen. Der schlechteste Boden läßt sich durch Bau und Besserung umschaffen. Eine gute schwarze, mehr schwere als leichte Gartenerde, oder ein fruchtbarer Leimenboden, ein mergelartiges tiefes Erdreich und dergleichen, haben grosse Vorzüge vor einem dungfressenden dürren Sandboden. Hauptsächlich muß man sich mit der Anpflanzung der Obstarten nach dem Grund richten. Aepfelbäume lieben einen geschlachten, guten Grund, fetten Leimenboden und mergelartige Erde. Birnbäume sind gar nicht heikel oder eckel, sie kommen auf steinigten und felsichten Grund auch fort. Alle Gattungen Kirschbäume wollen trocknes Land haben. Zwetschgen- und Pflaumenbäume thun in jedem Land gut. Bey allem Boden aber, den man mit Obstbäumen bepflanzen

will,

will, ist hauptsächlich dahin zu sehen, daß man keine junge Bäume dazu nehme, welche im besseren Erdreich als das ist, worein sie sollen gepflanzet werden, erzogen worden sind; am allerwenigsten solche, die man durch Dung in die Höhe getrieben hat. Es ist ganz natürlich, daß solche Bäume zurück gehen, weder stark, fruchtbar, noch alt werden können. Dies ist wirklich eine Grurdursache, warum so viele Baumanlagen nicht fort wollen, die meisten Bäume abgehen und die übrigen schmächtig, verhungert und elend aussehen.

Bey Anlegung oder Zurichtung eines Obstgartens kommt es vorzüglich viel darauf an, daß man den Boden wohl ausrode, d. i. stürze oder rajole, damit das Erdreich so oben gelegen hat, unten hinein, und das untere oben herauf komme. Dieses Umstürzen muß wenigstens 2 Schuhe tief geschehen, und man muß unten hinein eine grosse Menge Dung in fußtiefe Gräben eintreten. Doch ist dabey hauptsächlich zu merken, daß man nie gleich in dem Jahr, in welchem man das Land auf eben beschriebene Art hergerichtet hat, die Bäume pflanze, sondern erst das Jahr darnach, und zwar im Spatherbst. Im ersten Jahr kann man das Land, welches zum Baumgarten hergerichtet ist, mit Gemüs bepflanzen, und damit, wenn auch die Bäume schon stehen, noch ein oder zwey Jahre fortfahren. In der Folge säet man Klee zwischen die Bäume, und düngt alle Jahre das Land mäßig. Alle zwey Jahre gräbt man den Klee um, und pflanzt Erdäpfel zwey Jahrgänge hintereinander dazwischen, dann säet man wieder Klee an, und so geht es immer abwechslend fort. Stehenden Graswachs oder Grasboden in dem Baumgarten zu unterhalten, ist schlechterdings nachtheilig und Ursache, daß das Obst so selten geräth. Ich

habe

habe dies aus Erfahrung; mein Garten hat alle Jahre Obst, und zwar reichlich, dagegen es in den andern Gärten in der Hofmark, wo man Grasboden unter den Bäumen unterhält, kaum alle 3 oder 4 Jahre einmal anschlägt.

Man ordne seine Bäume so, daß man rings um den Garten an den Zaun oder die Hecke lauter Zwetschgenbäume pflanzt, und diese nur höchstens 4 Schritte von einander absetzt. Die innern Reihen des Gartens müssen 30 Schuhe von einander abstehen, die Bäume aber auf den Reihen oder Zeilen nur 10 Schuhe. Man pflanzt sie so: einen Apfel = einen Zwetschgen = einen Birn = einen Pflaumen = Weichsel = oder dergleichen Baum, und auf diese Weise immer fort, bis alle Reihen angepflanzt sind. Da Zwetschgen = Pflaumen = Weichsel = und dergleichen Bäume nur selten ein hohes Alter erreichen, und, wenn es auch geschähe, im Alter nicht mehr viel tragen, so gehen diese meist ab, oder man schafft sie ab, bis sie von den Aepfel = und Birnbäumen überwachsen werden. Zieht man die Aepfel = und Birnbäume durch ein gutgewähltes mehrmaliges Abschneiden der untern Aeste brav in die Höhe, so wachsen sie über die andern (die man nicht beschneiden muß, außer sie würden in der Krone zu voll von Aesten) weg, und man wartet es ab, bis diese, nämlich Zwetschgen, Pflaumen, Weichsel und dergleichen selbst absterben. Damit man aber nicht von den Pflaumen und Weichseln kommt, so pflanzt man sich inzwischen einige der letzten Arten an einem bequemen Ort im Garten, den man immer findet, nach, und zwar wenn etwa hie und da ein Apfel = oder Birnbaum absteht, oder aus denen an dem Zaun des Gartens herumstehenden Zwetschgenbäumen einer abstirbt.

Es

Es muß ohnehin darauf gesehen werden, daß man auch mit den Bäumen, so wie es mit dem Getraide und den Küchengewächsen geschiehet, abwechselt. Wo ein Apfelbaum ausgehet, setzet man nicht wieder einen Apfelbaum, sondern einen Birnbaum oder andern hin, und so verfährt man bey jeder Obstart, wenn man anders viele und wohlschmeckende Früchte einärndten will. Kirschen- und Welsch- oder Wallnußbäume, Kastanien u. dgl., die sehr hoch und breit wachsen, muß man an die äußersten Theile des Gartens gegen Abend setzen, weil sie sonsten nicht allein die andern Bäume überschatten und verdämpfen, sondern ihnen auch Luft und Sonnenschein rauben. Die 30 Schuhe breiten Räume, Gänge oder Linien zwischen den Reihen oder Zeilen der Bäume müssen allezeit so angelegt werden, daß sie von Mittag gegen Mitternacht gehen, damit die Mittagssonne hindurch scheinen und der warme Südwind frey durchstreichen kann.

Man muß nun vor allem die Bäume haben, ehe man solche anpflanzen will, und diese sind auf zweyerley Arten zu erhalten: man kann sie erkaufen, oder sich selbsten ziehen. Die Selbstgezogenen sind immer die beßten, und unter allen Gattungen die Zwetschgenbäume die allernützlichsten. Zwetschgen- Pflaumen - Weichsel - und Kirschbäume wachsen überall; entweder kommen sie aus den versteckten Kernen oder Steinen hervor, oder sie wachsen am häufigsten aus den Wurzeln der alten Stämme von selbsten auf. Man kann sich in 3 bis 4 Jahren die schönsten junge Bäume aus diesen Schößlingen ziehen, wenn man ihnen alle Jahre im Frühjahr die Auswüchse bis auf 5 Schuhe hinauf, aber ja nicht höher, hinwegschneidet, und die Wunden fleißig mit Baumwachs verstreicht. Alle über 5 Schuhe hoch

am Stamm stehende Aeste läßt man zur Krone stehen, und versetze diese Bäumchen im vierten Jahre.

Mit den Birn- und Aepfelbäumchen ist nun ein anders, diese müssen, wenn sie anders lustig heranwachsen und gutes Obst liefern sollen, aus den Kernen gezogen werden. Daß die Auswüchse oder Schößlinge aus den Wurzeln der alten Aepfel- und Birnbäume, und die Wildlingstämme, so man im Wald, in den Hecken, oder sonsten noch hie und da findet, nichts, ja höchstens kaum halb so viel, als die aus den Kernen gezogenen, taugen, habe ich aus der Erfahrung mehrfältig und mehrerer Gartenfreunde mit mir gelernt. Um nun zu diesen Kernbäumchen zu gelangen, so sammelt man sich den Winter hindurch Kerne von allerley gutem Obst, sonderlich von Baumsorten, deren Holz frech und gesund wächst. Diese Kerne verwahrt man bis zum Frühling an einem Ort, wo es weder zu kalt, noch zu warm, weder zu feucht, noch zu trocken ist. Sobald man im Frühjahr in den Boden kann, wärs auch schon im Februar, so richtet man ein an freyer Luft und Sonne liegendes Gartenbeet durch fleißiges umgraben und bedüngen mit recht wohl verfaultem Miſt gehörig her; zieht mit einer Haue oder Hacke der Länge nach gleiche Linien, jede einen Zoll tief, und 2 1/2 Schuhe von einander ab, und säet die Kerne sparsam hinein, bedeckt sie mit Erde, und pritschet solche etwas ein. Den Sommer hindurch, wenn die jungen Bäumchen 2 Finger hoch aufgeschossen sind, reinigt man sie fleißig vom Unkraut, bestreut sie im Herbst mit trockenem Gassenkoth oder Schlammerde, und verfährt eben so das zweyte Jahr damit, wobey man zwischen den Linien die Erde fleißig auflockert. Im dritten Jahr nimmt man diese jungen Bäumchen im

Herbst behutsam, damit ja nicht viele Wurzeln abgerissen werden, aus ihrem Pflanzbeet, und versetzt sie reihenweise 2½ Schuhe weit aus einander in die Baumschule. Hier ist es sehr gut, wenn man sie, statt, wie es sonst gewöhnlich ist, zu versetzen, einschlämmt. Man muß die Stämmlein, ehe dieses geschieht, oben etwas abschneiden, und nur etwa 6 bis 7 Augen stehen lassen, auch muß man denen, die eine Stech- oder Pfalwurzel, d. i. eine dem Stamme gerade unter sich stehende Wurzel haben, solche wegschneiden, auch die andern beschädigten Wurzeln, so weit sie beschädigt sind, beschneiden, und beides die Wunden am Stamm und an den Wurzeln mit Baumwachs verstreichen. Die Baumschule soll blos guten Boden, eine nicht allzu sonnenreiche, aber doch nicht schattichte, und eine luftfreye Stelle haben. Sie darf nicht gedüngt werden, außer mit Gassenkoth oder Schlammerde, und man muß sie frey vom Unkraut halten, und den Boden behutsam zwischen den jungen Bäumen auflockern, damit der Regen eindringen kann, und sich die Wurzeln, die man aber beim Behacken nicht verletzen darf, hübsch ausbreiten können. Haben nun die kleinen Bäumchen in der Baumschule ein Jahr oder länger gestanden, so werden sie okulirt oder geäugelt, gepelzt oder gepfropft, kopulirt oder angeplackt, je nachdem es der Stamm oder die Dicke des Bäumchens erlaubt, oder je nachdem es dem Gartenbesitzer gefällig ist. Ich will von all den Arten, wilde Stämme zu veredeln, einen so viel möglich deutlichen Begriff zu geben suchen, muß aber dabei anmerken, daß es unmöglich ist, das Okuliren, Pelzen und Kopuliren blos allein aus der Beschreibung zu erlernen, man muß die nothwendigen Handgriffe und Vortheile, die schlechterdings

durchs Beschreiben nicht deutlich genug gemacht werden können, einen geschickten Gärtner oder Gartenliebhaber bei der Behandlung selbsten abzulernen suchen, und sich durch eine fleißige Uebung, die man vor der Hand an wilden Bäumen, als Weiden, Felbern, Schlehendorn, Buchen, Linden u. dgl. vornehmen kann, geschickt dazu machen. Da es überall in Klöstern, bei Herrschaften, bei Pfarrern und Beamten, in den Städten und auf dem Land, Gärten und darinnen Gärtner und Gartenliebhaber giebt, so ist es eine leichte Sache, wenn man anderst will, sich alle mögliche Vortheile und Handgriffe abzusehen und eigen zu machen. Man muß sichs aber auch nicht gleich verdrüßen lassen, und ungeduldig darüber werden, wenn etwa hie oder da ein Versuch mißlingt; anhaltender Fleiß, beständiges Ueben und gesunde Ueberlegung richten endlich alles das aus, was andern faulen und eigensinnigen Leuten unmöglich dünkt. Ich will also versuchen, wie deutlich ich werden kann.

Vom Baumpelzen.

Pelzen oder Propfen heißt nichts anders, als durch einen Kunstgriff machen, daß ein wilder oder schlechter Obstbaum eben die guten Früchte bringen muß, die ein guter bringt. Die Kunstgriffe sind vielfach. Die vier bekanntesten Arten, das Obst zu veredeln, sind diese, nämlich: 1) Pelzen in den Spalt, 2) Pelzen in die Rinde, 3) Okuliren oder Einäugeln, und 4) Kopuliren oder Anplacken.

Das Pelzen in den Spalt geschieht: wenn man das Pelzstämmlein abschneidet, es mitten durchspaltet, und in den Spalt ein Pelzreis von guter Art einsteckt.

Pel-

Pelzen in die Rinde geschieht: wenn man den Baum nicht spaltet, sondern das Pfropfzweig zwischen Holz und Rinde einsetzt.

Die Zeit zu Pelzen ist verschieden. Das Steinobst, nämlich Kirschen, Weichsel, Zwetschgen, Pfersig und Aprikosen, müssen am frühesten, nämlich gemeiniglich schon im Märzen, gepfropft werden; Aepfel und Birnen aber können später, ja auch im May noch gepfropft werden. In den Spalt pelzt man im März und April, in die Rinde aber auch noch im May, wenn nämlich der Stamm schon im Saft ist. Okuliren kann man das erstemal um Johannis, das zweytemal im Anfang Augusts. Das Kopuliren geschieht zu Ende des Märzen oder Anfangs April.

Auf die Zeichen im Kalender, oder auf den Mondswechsel, ist gar nicht zu merken. Aber schönes und windstilles Wetter soll man allezeit haben, wenn man pelzen will; ein gleiches Wetter erfordert auch das Kopuliren und Okuliren, nur letzteres keinen Sonnenschein.

Die Pelzzweige soll man brechen von schönen gesunden und wohltragenden Bäumen, und lieber an trocknen als regnerischen Tagen. Man nimmt sie gern aus den obersten Gipfel des Baumes an der Mittagsseite, weil da das reifeste Holz ist. Das Pelzzweig kann schon im Anfang des Märzen gebrochen werden. Aber ein Zweig, woran schon die Augen ausgeschlagen haben, taugt nicht. Das Zweig muß man bis zum Gebrauch in feuchten Sand stecken, oder in einem Scherben aufbehalten, den man mit Gartenerde füllt, welche nicht zu trocken aber auch nicht zu feucht ist. Das Aufbewahren muß auch an einem schattichten aber nicht dämpfigen Ort seyn. Es ist auch noch ein

grosser merkwürdiger Unterschied unter den Zweigen: die dicken Zweige, die in einem Jahr sehr stark getrieben und die Augen ziemlich weit von einander haben, werden erst nach vielen Jahren tragbar. Die kurzen und geschmeidigen aber, die die Augen ziemlich nahe beisammen haben, tragen in kurzer Zeit. Endlich läßt man dem Pelzzweige mehr nicht, als drey Augen, wenn es auf einem kleinen Stamm gepfropfet wird; vier sind auf einem mittelmäßigen, und fünf auf einem ziemlich dicken Stamm genug.

1. Derjenige Pelzstamm ist der beste, der eine feine glatte Rinde hat, der schön grün, frisch und gesund aussieht, und nicht mit Mies (Moos) bewachsen ist. Ist der Pelzstamm abgeschnitten, so kann man gleich sehen, ob er frisch und sein Mark gesund ist. Zeigen sich schwarze oder braune Ringe um das Mark herum, oder hat das Mark selbst eine schwarze widernatürliche Farbe, so probirt man weiter unten noch einen Schnitt am Stamm, solang bis man besseres und gesunders Holz findet. Wird aber das Holz auch unten nicht besser, so reißt man den Stamm aus und wirft ihn weg. 2. Der Pelzstam soll eines guten Daumes dick seyn. Man kann jedoch auf dickere und dünnere pfropfen. Ist der Stamm daumensdick, so wird er einen Schuh hoch über die Erde abgeschnitten. Ist er aber Arms dick, so kann er sechs Schuh hoch abgeschnitten werden. 3. Auf alte Bäume kann man zwar nicht pfropfen, hingegen auf ihre Aeste eben sowohl, wie auf andere Stämme. 4. Auf dicke Stämme pfropft man in die Rinde, und auf dünne in den Spalt. Wollte man dicke Stämme in den Spalt pfropfen,

so

so würde das Zweig zwischen den Spalt zerquetschet, und also die Arbeit vergeblich seyn.

Noch sind folgende Regeln zu merken: 1) Je stärker der Stamm ist, desto stärker muß auch das Pelzzweig seyn, welches darauf gepfropft wird; nämlich: stark auf stark, schwach auf schwach. 2) Auf einen Kittenstamm kann man nach Belieben Aepfel und Birn pelzen. 3) Auf Kriechstämme, von den Pflaumen = Kirschen = und Zwetschgenbäumen, kann man nicht nur Zwetschgen, sondern auch Kirschen, Weixeln, Pfersich und Aprikosen pfropfen. Auch der Kirschenstamm leidet Weixel, Aprikosen, Pfersich und anders Steinobst. 4) Aber auf einen Apfelstamm muß nicht ein Birnzweig, und auf einen Birnstamm nicht ein Apfelzweig gepfropft werden; sondern Apfel auf Apfel, Birn auf Birn. 5) Je länger und besser das Stämmlein eingewurzelt ist, desto lustiger treibt das Zweig. Gleichwohl kann man auch einen Wildling, den man eben ausgegraben und sogar in der Stube gepelzt hat, noch dasselbe Jahr einen muntern Trieb machen sehen. 6) Man setze das Pelzzweig vorsichtig an der gesündesten Seite auf, wo nämlich der Saft in gerader Linie aufsteigt. Wenn der Stamm an der Seite wo das Pfropfzweig aufsteht, gerad darunter eine Warze oder eine schadhafte Verletzung hätte, daß der Saft nicht mehr geraden Wegs zum Zweig hinaufsteigen könnte, so würde das Wachsthum nicht gar mächtig werden.

Die zum Pfropfen nothwendigen und scharfen Werkzeuge sind: 1) ein gutes Gartenmesser, 2) eine Baumsäge, 3) ein Federmesser, 4) Pelzwax, 5) leinene Flecke zum bedecken, 6) gespaltene Weiden oder Bast, oder auch wirkene Bänder zum verbinden.

Und nun kommt die Hauptsache, nämlich wie man es bei jeder Art zu pelzen anzugreifen hat.

Pelzen in den Spalt.

1) Man schneidet den Wildling oder Kernstamm mit der Baumsäge am gehörigen Orte ab, dabei muß man aber beobachten, daß der Stamm nicht ganz abgesäget werde, sondern wenn man mit dem Absägen fast bis ans Ende gekommen ist, so zieht man die Säge sachte wieder zurück und schneidet den Rest mit einem scharfen Messer weg, weil man mit der Säge nicht so geschickt durchschneiden kann, daß nicht dabei etwas von der Rinde weggerissen und verletzt werde. 2) Ist der Stamm abgeschnitten, so fährt man mit einem scharfen Messer darüber her, und schneidet es glatt und eben. 3) Hernach nimmt man das Pelzzweig, und schneidet neben dem Auge, welches das nächste am Stamme seyn soll, links und rechts mit dem Federmesser gegen dem Mark zu, doch mit der Vorsicht, daß das Mark auf beiden Seiten kaum oder gar nicht berührt werde. Man fährt darnach mit dem Federmesser beiderseits schrägs herunter in die Länge, so daß endlich auch das Mark durchschnitten wird, und das Zweig von diesem Schnitt die Gestalt eines Keils bekommt. (siehe auf der Titel-Kupferplatte die Stelle a bezeichnet) Zugleich nimmt man auch mit dem Federmesser die äußere Rinde hinterhalb des Schnittes fein subtil weg, so, daß das Grüne noch am Zweige bleibt. 4) Setzt man das Messer oben an den Stamm, dort wo das Holz am dicksten ist, und spaltet es entzwey, jedoch wenn es seyn kann nicht durch das Mark, sondern etwas seitwärts. hierauf zieht man das Messer wieder heraus, und spannt damit den Spalt auf, daß man das Zweig einsetzen kann. 5) Auf dieß Einsetzen kommt das mei-

ste an. Nämlich die abgeschälte Rinde muß den Stamm einwärts und das Auge zwischen dem Einschnitt muß auswärts sehen. Die Rinde des Stamms und des Zweigs müssen genau zusammen treffen, ausgenommen es wäre die Rinde des Stamms dicker als die des Zweiges; denn in diesem Falle muß nicht Rinde auf Rinde, sondern Holz auf Holz passen; das ist, das Zweig muß so eingesteckt werden, daß dort, wo die Rinde des Zweigs aufhöret, auch die Rinde des Stammes aufhöre, und dort das Holz des Zweiges anfange, wo das Holz des Stammes anfängt; denn zwischen Holz und Rinde ist der Saft und das Leben der Bäume. Das Zweig selbst muß so eingeschoben werden, daß es oben recht bequem ansitzt. 6) Darnach schält man irgendwo eine zarte Rinde ab, legt diese über den Spalt, und verstreicht alles mit Pelzwax. Auf gleiche Weise deckt man auch die Seitenspälte mit Rinde, und überstreicht sie mit Pelzwax, daß nirgengwo ein Regentropfen eindringen möge. 7) Endlich deckt man einen leinenen Fleck über das Wax und den Spalt, und verbindet es (nur nicht allzufest,) mit Weiden oder Bast. Oben auf das Pelzzweig klebt man etwas Pelzwax wider Frost und Regen. Pelzwax oder Baumwax kann man bey den Lebzeltnern haben, oder es sich aus gleichen Theilen von Wax, Unschlitt, Baumöhl und Terpentin selbst machen, wenn man diese Theile auf gelindem Feuer vorsichtig untereinander schmelzet, wohl umrühret und erkalten läßt.

Das Pelzen in der Rinde.

Zwischen dem Holz und der Rinde pelzt man die ziemlich dicken Stämme, und erst wenn der Saft schon im Stamme ist. Nachdem der Stamm dick ist,

kann man zwey oder wohl auch drey Zweige aufsetzen. Und dieß geschieht folgendermassen:

1) Man schneidet den Stamm mit der Säge ab, und macht den Ort mit dem Messer glatt. 2) Man schneidet das Zweig zu, aber nur auf einer Seite, und zwar gerade hinter dem Auge, und einem Messerrücken tiefer. Der Schnitt darf aber nicht gar tief, noch viel weniger bis ins Mark hinein gehen. Darauf wird der Schnitt immer mehr herunterwärts gemacht, bis endlich auch das Mark durchgeschnitten und das Zweig diese Gestalt außen und innen bekommt. (Siehe Titelkupferblättel und darauf b innen.) 3) Dann setzt man die Schneide des Messers oben an den Stamm, wo das Zweig soll eingeschoben werden, und drückt es durch die Rinde bis ins Holz. 4) Darnach löset man mit dem zugespizten Messerheft in die Rinde beiderseits ein wenig vom Holz ab, steckt das Pelzzweig zwischen ein, und schiebt es so lang zwischen Holz und Rinde abwärts, bis es oben beim Abschnitt so bequem, wie auf einem Stuhle aufsitzt. Hierbei ist noch zu bemerken, daß man das Pelzreis außen, so weit es in den Rindenspalt des Pelzstammes eingeschoben wird, von der braunen zarten Schelfe befreyen muß, damit der Saft des Pelzstamms sogleich und leichter eindringen kann. Es darf aber diese Rinde oder Schelfe nur rechts und links, so weit die Stellen von der Rinde des Pelzstamms darüber gehen, wegkommen, in der Mitte des untern Theils vom Reis bleibt die braune Rinde, etwa eines schwachen Messerrückens breit, dran, wie b außen auf dem Titelkupferblättel zeigt. Man muß sich auch in Acht nehmen, daß man von der grünen Rinde, so unter der dünnen braunen Schelfe am Pelzzweig liegt,

nichts

nichts mit hinwegnimmt, weil sonsten das Pelzen mislingen würde. 5) Endlich nimmt man Pelzwax, verstreicht damit alle Oeffnungen, verbindet alles mit einem leinenen Fleck oder Lappen, oder mit breiten Baumbast, so ist das Pelzen in die Rinde geschehen.

Das Okuliren oder Einäugeln.

Die Zeit zum Okuliren ist zweymal des Sommers, nämlich im Juny um Johannis, und im July um Jakobi, letzteres doch lieber später als früher. Das Aug, welches um Johannis eingesetzet wird, treibt noch dasselbe Jahr, und daher heißt man dieß das Okuliren auf das treibende Aug. Dasjenige aber, so erst nach Jakobi oder im Anfang des Augusts okulirt wird, treibt im Frühling des folgenden Jahrs, daher man es das Okuliren auf das schlafende Auge nennt. Letzteres ist besser als das Erstere, weil das schlafende Auge bei einem rauhen Winter nicht so leicht erfrirt als das treibende. Beim Okuliren muß man wohl Acht haben, daß: 1) das Aug dießjährig, das ist, von einem dießjährigen Zweige, ja aber nicht von einem sogenannten Wasserschuß oder Räuber genommen werde, auch darf es kein Blüthenauge, sondern es muß ein Aug seyn, das das nächste Jahr einen Schuß oder Zweig treiben würde. 2) Muß der Zweig und das Aug recht vollkommen und voll Saft seyn. 3) Muß auch der Stamm, in welchen man das Aug einsetzen will, schön gleich und glatt in der Rinde, und ebenfalls voll Saft seyn. Wenn alles so befunden wird, so verfährt man mit dem Okuliren also:

Man nimmt das Zweig in die linke Hand, wählet daran das beste und gesündeste Auge, schneidet

mit einem scharfen Federmesserl um dasselbe der Länge nach zwey Schnitte und einen überquer in die Rinde bis auf das Holz, in der Form eines bauchigten Dreyangels, nämlich ober dem Auge spitzig zu und unter demselben flach, so daß das Auge in der Mitte stehet, und der ganze Schnitt etwa die Länge von einem Haberkorn hat. 2) Das Blatt wird halb entzwey geschnitten, und die Hälfte dem Stiel an dem Auge gelassen. 3) Man löset mit dem beinernen breitlich spitzigen Okulirmesserheft das Aug geschickt vom Zweig ab, und sieht fleißig darauf, daß man den Kern vom Auge rein und unverletzt mit hinweg bringt, denn wann dieses nicht geschieht, so ist alles Okuliren vergebens, und man muß so lange ein anders Aug wählen, bis es vollkommen gut geräth. Das abgelöste Aug hat diese Gestalt: (Siehe Titelkupferblättel, und darauf c). 4) Ist das Aug richtig abgelöset, so nimmt man es subtil in den Mund zwischen die Lippen, doch ohne es zu drücken oder naß zu machen, macht in das Stämmlein einen Querschnitt in die Rinde, und einen gerade hinunterwärts bis auf die Mitte des Querschnitts, daß beide Schnitte einem verkehrt stehenden lateinischen T (⊥) gleich sehen. Es gilt aber auch gleich, wenn man den Schnitt in den Stamm so macht, daß er einem gerade stehenden T gleich siehet, man schneidet dann auch das Aug darnach, wie das Titelkupfer c zeiget. 5) Mit der breitlichen Spitze des beinernen Okulirmesserhefts löset man die aufgeschnittene Rinde vom langen Strich zu beiden Seiten so weit vom Stamm ab, damit man das Aug hineinschieben kann, welches mit dem Quer- oder breiten Theil auf dem Querschnitt am Stämmlein akurat aufstehen muß. Nun drückt man die aufgeschnittene lose Rinde des

Stamms

Stammes an das Aug sachte an und verbindet es endlich vorsichtig 6) mit Bast, oder reinem Flachs, damit keine Feuchtigkeit hineindringen kann, so ist es gut, daß man Bast oder den Flachs ein wenig mit Baumwax überstreichet. Ist gleich nach dem Okuliren starker Sonnenschein so hänget man in das an dem Auge stehen gelassene halbe Blatt ein ganzes Blatt so ein, daß das Aug dadurch einigermassen für den Sonnenstich gedecket wird. An heißen oder sonnenreichen Tägen muß man nicht okuliren, auch niemals das Aug an der Seite gegen Mittag, sondern wo möglich, an der Seite gegen Abend einsetzen; spät Nachmittags geräth das Okuliren besser, als am Morgen oder unter Mittag, denn die Nacht hindurch dringet der Saft besser an, und das Aug bekommet sogleich Nahrung Man muß auch bei dem Okuliren so geschwind, als möglich, verfahren, damit weder der Saft des abgelösten Auges, noch die Rinde des eingeschnittenen Stammes trocken werde, worauf gar viel ankommt. Wenn man nach einiger Zeit sieht, daß das Aug ordentlich eingewachsen ist, so löset man nach 4 Wochen den Verband ein wenig auf, und macht ihn lockerer, damit der Saft nicht gehindert wird, den Zweig heraus zu treiben. Schon beim Zubinden muß man Acht haben, daß man unter dem Auge nicht so fest, als ober demselben, zubinde. Im Frühling, wenn das Aug einen fingerlangen Trieb gemacht hat, schneidet man mit Vorsicht ober dem Auge das Stämmlein schrägs und rückwärts ab, und verstreicht die Wunde oder den Schnitt mit Baumwax. Nun will ich noch etwas vom Kopuliren oder Anplacken der Bäume sagen.

Vom Kopuliren.

Die Arten zu Kopuliren sind dreyerley, man nennet sie die englische, die bamberger, und die gemeine Art. Jede Art ist gut, und hat ihre Vorzüge, doch will ich nur die leichteste Art beschreiben.

Es ist das Kopuliren, welches von einigen auch Anplacken genennet wird, eine Art zu pfropfen, und zwar eine derjenigen Arten, die die allerwenigste Kunst, und Umstände erfodert. Dabei sind folgende Grundsätze in Acht zu nehmen: 1) Muß das edle Reis und der Wildling, oder Kernstamm, oder deren Schusse, beides junges Holz, und das Reis vom nächstvorigen Sommer seyn. Aelteres Holz, oder Reis nimmt die Kopulation nicht an, und wächst nicht zusammen. 2) Das Reis und das Stämmlein, so kopulirt werden soll, müssen genau einerley Dicke haben. 3) Muß sowohl das Reis als der Wildling oder Kernstamm durch den Schnitt vollkommen auf einander passend gemacht werden, daß Rinde auf Rinde, Holz auf Holz, und Mark auf Mark genau zu stehen komme, und 4) muß beides, Reis und Stämmlein gehörig und vorsichtig umbunden, und dabei nicht verschoben werden.

Das gewöhnliche Kopuliren (siehe Titelkupfer und darauf d) ist das leichteste und geschwindeste, und der ganze Handgriff besteht darin, daß man denen zwey an dicke gleichen Reisern, nämlich dem edlen Reis, so man aussetzen will, und dem Stämmlein, worauf man das edle Reis kopulirt oder aufsetzt, einem jeden einen Zoll langen, schrägen oder Rehfuß artigen Zuschnitt giebt, so, daß beide ganz genau auf einander passen, damit Rinde auf Rinde, Holz auf Holz, und Mark auf Mark zu

stehen komme, ohne daß eine Höhlung und Ungleichheit dazwischen bemerkt werde.

Der Stamm darauf man kopuliren will, muß schon ein Jahr gestanden haben, wohl eingewurzelt, und wenigstens von der Dicke eines Tabakpfeifenstiels seyn, auch muß man auf diejenige, Stelle oder den Trieb kopuliren, der des Jahrs vorher geschoben worden ist. Das Kopulirreis darf nur zwey, höchstens drey Augen haben, mehrere können nicht ernährt werden. Je stärker Reis und Stämmlein sind, desto besser sind sie zu behandeln, und desto leichter wachsen sie zusammen. Je dicker beide sind, je länger sucht man auch den schrägen Schnitt an beiden zu machen.

Hauptsächlich kommt es beim Kopuliren, wenn auch sonst alles ordentlich verrichtet worden, auf einen schicklichen und guten Verband an. Denn da die Reiser nur etwas weniges auf einander gelegt sind, so ist leicht zu erachten, daß man sie wohl verbinden müsse, wenn sie anschlagen, und zusammenwachsen sollen. Die Art des Verbindens ist daher diese: Man streicht auf ein fingerbreites, dünnes und schlechtes wollenes oder leinenes Band, etwa ein viertel Ellen lang, gutes und weiches Baumwax wie ein Pflaster auf, und umwickelt die kopulirte Stelle sorgfältig und fest damit. Man muß aber genau Acht haben, daß die Reiser ja nicht verschoben werden, und daß das Band schön gleich, ohne Falten zu machen, umgewickelt werde. Wenn es dreymal herum ist, so ist es genug, und man kann es zu noch besserer Befestigung mit ein wenig Bast überwinden.

Gar schwache Reiser muß man nicht aufsetzen, auch niemalen die Spitzen der Reiser, sondern die untern und mittlern Theile eines gebrochenen edlen

Reisers, woraus man immer zwey bis drey Kopulirreiser schneiden kann. Sobald die Augen eine Zoll lang getrieben haben, muß der äußere Bastverband etwas gelüftet werden, und sieht man nach etlichen Wochen, daß sich die kopulirte Stelle mag vertheilet haben, so thut man erst den Bast- und endlich auch den Wachsband ganz weg. Die überflüßigen Augen schneidet man bis auf eines, welches das munterste in dem Wachsthum ist, ganz weg.

Das Kopuliren hat wesentliche Vortheile und Nutzen. Jedes Stämmlein, das nur einer starken Schreibfeder Dicke hat, und gut angewurzelt ist, kann auf dessen jungen Obertheil kopuliret werden. Hat man erwachsene Bäumchen, so kann man deren junge Zweige kopuliren, und braucht nicht die Krone abzuschneiden, wie beim Pelzen. Das Geschäft des Kopulirens geht viel geschwinder, und die Wunde verwächst schöner und schneller, wie bei Pelzen; doch ist bei der Baumgärtnerey, nach Beschaffenheit der Umstände jede Art nothwendig.

Bei dem Versetzen oder Verpflanzen der Bäume wird folgendergestalt verfahren: Die Löcher, oder Gruben, worein die Bäume gesetzt werden sollen, müssen nach dem Maaß der Wurzeln ausgegraben werden, d. i. grosse Bäume mit vielen Wurzeln, brauchen grosse und weite Löcher. Dieß gilt bei einer neuen Baum-Anlage auf vorbeschriebene Art, oder in einem Garten, der so, wie ich es lehre, behandelt worden ist. Hat aber ein Baum das Unglück (und die meisten haben dieses leider) in einen Grasgarten versetzt zu werden, und da seine Lebenszeit hinbringen zu müssen, so kann man die Grube oder das Loch kaum weit genug

machen; das wenigste ist sechs Schuhe weit, und da ist es noch nothwendig, daß man den ganzen Umfang einer solchen Grube zwey Jahre lang von allem Gras und Unkraut rein hält. Mist darf aber in eine solche Grube im Grasboden nicht gebracht werden, ausgenommen er ist recht stark verfault und kurz, oder er besteht aus Schlammerde, Gassenkoth, oder dergleichen erdigten Theilen, wobei noch zu beobachten ist, daß der Dung ja nicht an die Wurzeln des Baums komme, sondern unten in die Grube gebracht, und sechs bis acht Zoll hoch mit der ausgegrabenen Erde bedeckt werde. Kein Baum darf nie viel tiefer, als er vorher gestanden hat, in die Erde kommen, er muß auch wo möglich wieder so gestellt werden, wie er vorher stund, d. i. die Seite, die gegen Mittag stund, muß wieder gegen Mittag zu stehen kommen, daher thut man wohl sich den Stand und die Tiefe des Baums am Stamm mit Kreidenstrichen zu bemerken. Ehe man den Baum in die Grube bringt, muß man vorher den Baumpfahl oder die Stange, woran man ihn binden will, fest einstecken. Nun setzt man den Baum daran, legt die Wurzeln, wenn die zersplitterten und allzulangen abgeschnitten sind, ordentlich auseinander, und bringt die trockenste, beste und lockerste Erde mit den Händen daran, so, daß keine Höhlung um die Wurzeln noch sonst ein leerer Raum bleibt, füllt sodann die Grube mit Erde an, und tritt solche um den Stamm herum fest, und macht oben die Grube gegen den Stamm zu vertieft oder Schüsselförmig, damit man im ersten Jahr, wenn ein trocknes Frühjahr und heißer Sommer einfällt, den Baum begießen kann, welches sehr nothwendig und diensam ist. Anbinden darf man einen neugesetzten

Baum nicht fest, damit er Platz hat in die Dicke zu wachsen und damit er sich, mit dem Erdreich, worein er gesetzt ist, fest in den Boden senken kann. Will man einen Baum versetzen, der schon einige Jahre getragen hat, so gilt auch hier die nämliche Verfahrungsart wie bei den jungen Bäumen aus der Baumschule. Nur ist dieß noch zu beobachten, daß man einen solchen starken Baum mit äußerster Sorgfalt ausgräbt, damit man seine Wurzeln gut und unzerrissen, so viel und in so grossen Menge als möglich ist, erhält; dabei muß man sich auch des Einschlämmens bedienen, wie bei der Behandlung eines Küchengartens mit den Pflanzen gelehrt worden ist. So wie der Baum in der Grube steht, und dessen Wurzeln rund umher in Ordnung gelegt sind, so bestreut man diese mit staubtrockener und feingesiebter Erde 4 Finger hoch, gießt nun eine grosse Menge Wassers ganz sachte darauf, und streut inzwischen unter beständigem Begießen immer wieder Erde ein, so lange bis die Grube voll ist. Nun muß aber noch alle Tage Wasser nachgegossen werden, so lange bis sich keins mehr einziehen will, und den Sommer hindurch muß man, sobald sich trocken Wetter einstellt, dann und wann mit dem Begießen fortfahren. Dieses Einschlämmen ist auch überaus dienlich bei jungen Bäumen, zumalen wenn man dergleichen spät im Frühjahr in ein trockenes Land versetzen muß. Bekommt man Bäume weit hergesandt, und sie sind von dem langen Aufenthalt unterwegs trocken geworden, so legt man sie an einen schattichten Ort in dem Garten einzeln neben einander auf den Boden, bedeckt sie ganz mit zarter Erde, so, daß nichts davon zu sehen ist, und besprengt diese Erde sanft und

hin-

hinlänglich mit Wasser. Ist Rinde und Wurzel wieder sattsam grün und saftig, welches innerhalb 8 Tagen geschehen kann, so werden sie durchs Einschlämmen versetzt, und es verdirbt gewiß nicht ein einziger.

Das Reinigen vom Ungeziefer, besonders von den Blattläusen, die ganz klein sind, und grün aussehen, ist eine sehr nothwendige Sache, weil dadurch die Bäume nicht allein erhalten werden, sondern auch einen muntern Wachsthum erhalten. Die Blattläuse stechen die jungen und zarten Blätter und Triebe der neu gesetzten Bäume, Pelzreiser und Okuliraugen an, saugen den Saft aus, und spritzen solchen hinten wieder von sich. Nach diesen Saft gehen die Ameisen begierig. Diese Insekten saufen nicht allein den Saft, den die Blattläuse ausgespritzt haben, sondern sie saugen solchen auch aus den Wunden der Blätter und Zweige. Hat man aber die Blattläuse vertilgt, so bleiben die Ameisen von selbsten aus.

Beschneiden muß man die hochstämmigen Bäume nur äusserst wenig, sondern sie frey wachsen lassen. Blos wenn hie und da ein Ast ungeschickt, zu nahe über den andern, oder die Krone allzudicht in einander wächst, so schneidet man mit Vorsicht und guter Auswahl hie und da einen Ast ab, und verstreicht die Wunde sorgfältig mit Baumwax. Uiberhaupt muß man beym Beschneiden aller Arten Bäume vorsichtig seyn, sowohl in den Aesten als in den Wurzeln; denn Aeste und Wurzeln hat der Baum selten, und fast nie zu viel. Blos beym Versetzen der Bäume stutzt man die Aeste etwas ab, damit der Baum leichter anzieht oder austreibt, nach der Hand darf ja kein Ast abgenommen werden, ausser er hindert offenbar, oder macht einen

Uibelstand; auch schneide man nie einen Zweig ab, ausgenommen es ist ein sogenannter Räuber oder Wasserschuß. Die Wurzeln eines Baums soll man beym Versetzen gar nicht beschneiden, ausgenommen die Pfahl- oder Spulwurz, so spitzig ist und gerade unter sich gehet, und diejenigen Wurzeln, so beym Ausgraben zersprengt oder zerrissen worden, oder allzu lang sind, diese schneidet man, so weit sie zersplittert sind, ab, und verstreicht die Wunden oder den Schnitt ebenfalls mit Baumwax. Zwergbäume, Pyramiden- und Kesselförmige Bäume muß man freylich öfters, des Forms wegen, unbarmherzig beschneiden; doch diese stehen selten in den Gärten des Landmanns, also ist hier die Anweisung, wie solches geschehen soll, überflüssig, und das Geschäft selbsten eine Arbeit für gelernte Gärtner, oder für solche Gartenliebhaber, denen es ihre andern Geschäfte erlauben, sich damit abzugeben.

Ich denke, dies soll genug seyn, den Landmann und gemeinen Bürger zu belehren, wie er seinen Baumgarten zu behandeln habe; wer mehr von dieser Materie zu wissen verlangt, den verweise ich auf mein vollständiges Gartenbuch, welches ich nächstens drucken lasse, und im Verlag dieses Büchleins herausgebe, wo ich auch von den Krankheiten der Bäume, den Mitteln dagegen, und von noch mehr andern nützlichen Sachen handeln werde.

Nro. 11.

Vom Brenn- und Speisöl.

Pflegsk. Wer hat bey dieser Numer etwas zu erinnern, oder einen erheblichen Beysatz zu machen.

Müller. Ich vernehme, daß in dieser Numer wohl des Mohnöls, (Magensaamenöls) aber nur

im

im Allgemeinen gedacht ist, ich will daher, als ein geleuter Oelmüller, meine gemachten Erfahrungen bekannt machen.

Schon lange braucht man in Schwaben, im Baadischen, im Elsaß und in der Pfalz das Mohnöl allgemein zum Schmälzen der Speisen, und man findet, daß es besser als Butter und eben so gut, als das beßte Schmalz dazu taugt. Es ist dieses Oel, wenn es gehörig behandelt wird, süß, angenehm und wohlschmeckend, und viel gesunder und dauerhafter, als das Baum- und Olivenöl, welches uns die Italiener, Spanier und Franzosen um theuern Preis, und noch dazu nicht selten verfälscht zusenden. Das Mohnöl gefriert niemals, es raucht und dampft auch nicht so stark, wie das Baumöl, daher ist es auch zum Brennen weit vorzüglicher. Es wäre also der Mühe recht wohl werth, sich in unsern Gegenden auf den Anbau des Mohns zu legen, zumalen er beynahe auf jedem Boden ohne grosse Mühe wächst, und wir in Bayern noch öde und unangebaute Felder genug haben, die man dazu anwenden könnte, ohne dem Getreide- oder Fruchtbau zu schaden.

Ehe wir weiter gehen, will ich vorher noch einige allgemeine Vorschriften ertheilen, wie man Mohn- und andere Saamen behandeln muß, wenn sie sollen ein gutes Speisöl geben.

1) Müssen die Saamen, so gutes Oel geben sollen, weder unreif noch durch Nachlässigkeit verdorben seyn.

2) Darf man sie nicht lange liegen lassen, sondern sie müssen frisch geschlagen werden.

3) Muß man nie im Winter, sondern im Herbst bey guter Witterung, Oel schlagen.

4) Muß dasjenige Oel, so zum Verspeisen gebraucht werden soll, nie warm, sondern kalt gepreßt oder geschlagen werden. Es wird damit nicht das Wärmen verboten, sondern nur gelehrt, daß der erste Druck der Presse, ohne Röstung, zum Speiseöl schlechterdings erforderlich ist.

5) Wenn man Oel zum Verspeisen schlagen oder pressen läßt, so müssen die Oelstampfen und Stampflöcher vorher mit kochender Lauge ausgebrüht und die Pressen ebenfalls ausgebrüht und rein ausgewischt werden; sonst bekommt das Oel einen übeln Geschmack, besonders wenn etwa vorher auf der Oelmühle Lein- oder Rüböl geschlagen worden wäre. Diese Reinigung darf ja nicht unterbleiben, oder nur obenhin geschehen.

6) Man hat auch darauf zu sehen, daß die Stempfeln in der Oelmühle nicht allzu schwer seyen, nicht allzu hoch und zu schnell hinter einander herabfallen, wodurch sonst die Oelmasse erhitzt, und das Oel verdorben wird. Ein geschickter und redlicher Müller muß genau auf dies sehen, und die Mühle darnach richten.

7) Das geschlagene Oel muß nicht gleich nach der Pressung verbraucht werden, sondern 24 bis 30 Tage stehen bleiben, damit es seinen Schleim absetzt; man muß es daher in der Folge öfters abziehen, bis es recht schön klar, hell und durchsichtig ist. Den abgesetzten Schleim kann man unter die Wagenschmier mischen, oder Seife daraus sieden.

Pfarrk. Haben wir ausser dem Mohn nicht noch andere Sämereyen, die uns gutes Speiseöl geben?

Verwalter. O ja, die Buchekern oder Bucheln, die wir gemeiniglich den Schweinen Preis geben, und sie schlecht damit mästen, sind ein schätzbares Geschenk der Vorsehung; das Oel aus diesen

Früch-

Früchten der Buche, die sich fast überall findet, ist so vortreflich, daß man es auf grosser Herren Tafeln setzen darf. Die Franzosen, die doch Olivenöl genug, und dazu das beste haben, ziehen doch das Buchenöl diesem vor. Je älter dieses Oel wird, je vortreflicher wird es; ja man kann es 10 Jahre gut aufbehalten, da das Olivenöl nicht 2 Jahre gut bleibt.

B. Emsig. Wie wird das Buchenöl gemacht?

Verwalter. Man sammelt reife Bucheln, die von selbst abgefallen sind, reinigt und trocknet sie an der Luft, nur nicht in der Sonne. So wie sie trocken sind, werden sie auf einer hochgerichteten Gerbmühle von ihren Schaalen befreyt. Die geschelten Kerne brüht man dreymal hintereinander mit Wasser an, trocknet sie an einem temperirten und lüftigen Ort, und laßt sie darauf kalt zu Oel schlagen. Aus 2 Pfund Kernen bekommt man 10 Loth des wohlschmeckendsten Oels, und wenn man nach dem ersten Druck der Presse die Kuchen röstet und nachpreßt, so erhält man noch 8 Loth Brennöl, also aus 2 Pfund Kernen immer 18 Loth Oel, welches sehr viel ist.

Sonsten geben noch gutes Oel die welsche- oder Wallnüsse, mit deren Kernen man nach abgemachter harten Schale eben so verfährt, wie mit den geschälten Bucheln; die Haselnuß, diese giebt das allerfeinste Oel, man verfährt mit ihren Kernen, wie mit den Kernen der welschen Nuß; die Lindennüsseln, so schon im ersten Bändchen Nro. 11. gerühmt sind, und ihre Behandlung beschrieben ist. Die Kürbiskerne, diese geben wenig, aber gutes Oel; die Sonnenrose- oder Sonnenblumenkerne, die leicht anzubauen sind, und ein herrliches Oel geben, man reißt ihre Schale auf einer Grütz-

mühle ab; die Hanfkörner, diese geben gutes Oel, und werden eben so wie die Lindennüsseln behandelt; und endlich der Senf und der Leindotter. Daß Rübsaat und Lein vieles Oel geben, ist bekannt, allein zum Verspeisen taugt es nicht, ausser man preßt es ebenfalls kalt, und reinigt es nachher durch die Gährung mit Obst.

Pflegsk. Wie wird dies gemacht?

Verwalter. Man nimmt Aepfel, Birn, Kirschen, Pflaumen, sonderlich Mirabilonen, oder auch Hohlbeeren, von welcher Sorte man will, preßt den Saft heraus, und mischt einen Theil dieses Safts unter 10 Theile Oel, nämlich zu 10 Pfund Oel 1 Pfund Saft. Die Gährung nimmt in weniger Zeit ihren Anfang. Das Aufbrausen macht das Oel trübe; man lasse aber nicht die Haut, die sich über dem Oel setzt, schimmlicht werden, sondern rühre solche um, damit sie niederfalle. Nach geschehener Gährung findet man das Oel klar und helle, und von Geschmack angenehm, es erhält sich auch lange bey diesen Eigenschaften.

Ich muß hier noch die Lehre hinzusetzen: ein mäßiger Gebrauch des Oels in der Haushaltung ist gut, aber wenn man alles mit Oel überschwemmt, so thut man sich an seiner Gesundheit Schaden. Damit ein gewohnter häufiger Genuß der Oele nicht den Magen schwächen möge, so kann man es durch Mitteldinge allenfalls dahin bringen, daß die Oele der Gesundheit weniger schädlich sind. Man nimmt nämlich ein frisches Ey, und peitscht es mit Oel zusammen recht klar, bis dieses ein milchähnliches Ansehen bekommt, vermischt einen halben Eßlöffel voll Salz damit, und schüttet es unter eine Maaß Oel, so ist dieses dadurch gesünder gemacht. Oder man reibt Mohn, Kürbiskerne mit etwas Salz und Was-

ser

ser klar, peitscht es mit dem Oel zusammen, so hat man es für den Gaumen und Magen verbessert. Auch kann man das Oel mit getrockneten und gepülverten Kräutern, als Spinat, Löffelkraut, Peterſil, Sauerampfer und Feldkümmel, in eine heilsame Mischung bringen. Dieses Pulver hilft auch dem Geschmack auf.

Pflegek. Genug von dieser Numer; — Herr Schulmeister, lesen Sie Nro. 12 vor.

Nro. 12.

Was bey dem Fleisch in Acht zu nehmen.

Schulmeister. Etwas vom gehörigen Einsalzen und Räuchern oder Selgen des Fleisches möchte wohl hier nicht am unrechten Orte stehen.

Unter das Salz, so zum Einsalzen des Fleisches gebraucht wird, muß man etwas gestossenen reinen Saliter oder Salpeter nehmen, und zwar unter ein Pfund Salz 2 Loth Saliter; ausser dem wird das Fleisch nie eine tüchtige Salzung bekommen. Es sind bekannte Regeln beym Einsalzen des Fleisches, daß man alle Höhlungen an den Flechsen und Knochen wohl mit Salz einreibe, und das Fleisch schichtenweise und fest in den Kübel oder das Gefäß lege, so man dazu bestimmt hat; auch daß man diese Schichten wieder mit etwas Salz überstreue, und so damit fortfährt, bis der ganze Kübel voll ist. Nun beschwert man das Fleisch mit einem darüber passenden Deckel und mit Steinen, macht eine Salzbrühe, wozu man aber abgesottenes Wasser nehmen muß, und schüttet dieses alle 24 Stunden einmal über das Fleisch her. Zu diesem Ende muß man in das Gefäß, worein das Fleisch kommen soll, unten ein Loch bohren, und einen Zapfen davor stecken, damit man die Salzbrühe

bequemer ablassen, und oben drüber her giessen kann. An einem warmen Ort ist es lange genug, wenn das Fleisch 14 bis 16 Tage im Salz liegt; ist die Kälte strenge, so kann man noch 3 oder 4 Tage zugeben, länger muß man es aber nicht liegen lassen, sondern in den Rauch hängen, und da tüchtig ausräuchern lassen. Je höher das Fleisch im Schlot vom Feuer weghängt, je schöner, haltbarer und besser räuchert es; zu nahe am Feuer thut das Räuchern nicht gut, und das Fleisch und die Würste verderben. Die Würste muß man bald nachher, wenn sie aus dem Kessel gekommen, und völlig kalt geworden sind, in den Rauch hängen, aber nicht zu lange darinnen hängen lassen, damit sie nicht allen Saft verlieren und trocken werden. Wenn man schnell gesalzte Schinken haben will, so nimmt man solche, gleich wenn sie der Metzger aus dem Schwein geschnitten hat, da sie noch warm sind, und reibt sie mit warm gemachten Salz, worunter Salpeter oder Saliter gemischt ist, tüchtig durch, und so viel hinein, als hineingehen will, und hängt sie darauf sogleich in den Rauch. Solche Schinken sind vom Ansehen schön blauroth, und vortreflich von Geschmack; allein halten thun sie sich nicht lange, man muß sie daher bald verspeisen. Wo es viele Gänse giebt, kann man die halbfetten schlachten, vierteln oder halbiren, und unter das gesalzene Fleisch 8 Tage lang mit einlegen, sodann in Papier gewickelt, worein Löcher mit einer Nadel gestupft werden, in den Rauch hängen. Es ist ein herrliches Essen, wenn man sie unter Sauerkraut, Wörsig, blauen Kohl und andern Gemüsen kocht.

Pflegskom. Uiber die Numern 13, 14 und 15 ist, meines Erachtens, nichts beyzusetzen, und alles erschöpft, was man darüber sagen könnte; bey

Nro.

Nro. 16.

Vom Obstwein.

Will ich erinnern, daß man auch von den rothen, weissen und gelben Johannisbeeren oder Riebseln einen guten Wein keltern kann. In England baut man diese Beeren, die überall fortkommen, und alle Jahre reichlich tragen, häufig, und macht ungemein vielen Wein und köstlichen Essig davon. Die Behandlung ist sehr einfach; man läßt die zeitigen Johannisbeeren durch Kinder von den Stauden abnehmen, zerstampft sie in einem Bottich oder Zuber, preßt die zerstampfte Masse auf einer Weinpresse oder Obstkelter aus, füllt den Most auf Fässer, und behandelt ihn im übrigen wie den Obstwein. Wir könnten es hier zu Lande wohl auch nachahmen, da die Johannisbeeren überall leicht und in Menge angepflanzt werden könnten — allein diese und noch mehrere gute Anstalten werden wohl noch lange fromme Wünsche bleiben.

Nro. 17.

Vom Essig.

Beim Essig ist anzumerken, daß man auch aus faulen Obst, den Schelfen und übrigen Abgang vom Obst einen guten Essig machen kann; imgleichen daß die wilden Aepfeln und Birnen (Holzäpfel und Holzbirnen) einen Most geben, der brauchbaren Essig giebt. Man sammelt den ganzen Spatherbst und Winter hindurch das faule Obst und wirft es in ein aufgeschlagenes Faß, dazu kann man auch den Abgang und die Schelfen vom guten Obst werfen. Im Frühjahr schüttet man das faule Obst und den Abgang unter einander in die Kelter oder Presse, was noch ganz ist, zerdrückt man mit der Hand, und keltert oder preßt es rein ab. Nun läßt man den Most ein paar Tage in einem Zuber oder einem aufgeschlagenen Faß

stehen, und schöpft dasjenige, was sich wie Schaum in die Höhe begiebt, mit einem Schöpflöffel ab. Nun schüttet man den Most in ein mit Essiggeläger und guten Essigmutter hinlänglich versehenes Faß, aber nicht voll, legt dieses 4 bis 5 Wochen mit etwas offenem Spundloch in eine warme Stube, so bekommt man den herrlichsten Essig, der dem besten Weinessig nichts nachgiebt. Das wilde Obst muß gekeltert werden und der dadurch erhaltene Most muß wie Wein- oder Obstmost gehörig vergähren, dann macht man ihn warm, und setzt ihn auf die eben beschriebene Art an. Will sich die Säure nicht bald einfinden, so darf man nur ein wenig zerlassenes Honig in das Essigfaß gießen, so kommt sie alsbald, und der Essig wird angenehmer.

Was nun die Numern 18 bis 33 im ersten Bändchen des Unterrichts-Noth- und Hülfsbüchleins anbetrift, so werden sie finden, meine Herren, daß im Ganzen nur wenig wird beizusetzen seyn; und daß wir, um unserm Auftrag Genüge zu leisten, Sachen anzufügen haben, die noch nicht in den Gegenständen dieser Numern anzutreffen. Es kam mir ohnlängst ein vortreffliches Büchlein unter die Hand, betitelt: Schöne Lebensgeschichte des guten und vernünftigen Bauersmann Wendelinus; ein Lesebuch für das Landvolk von einem Landpfarrer. Die Gegenstände, die der würdige geschickte Verfasser dieses schönen und nutzbaren Buchs behandelt, sind wichtig und sehr gut ausgeführt. Ich nahm mir daher die Mühe und schrieb dasjenige, was mir zur Erfüllung unsers Auftrags zweckmäßig schien, aus dem Buch heraus. Ein gleiches that ich auch mit dem im ersten Bändchen dieses Buchs versprochenen Katechismus des Feldbaues. Hier sind die Auszüge, Herr Schulmeister, lesen Sie solche vor.

In

In einem Dorfe in Baiern lebten zwey Eheleute mit drey Kindern; zwar mittelmäßig im Vermögen, aber unbescholten in ihrem Wandel. Wendelin war des Mannes, und Marianne seiner Gattinn, Name. Sie lebten in ihrer Ehe friedlich, mit ihrem Stande vergnügt, und mit allen Dorfleuten nachbarlich. Sie waren anfangs nur Leerhäusler; brachten es aber durch Arbeit, Fleiß und Sparsamkeit dahin, daß sie eine Sölde kaufen und bequemlich darauf leben konnten.

In diesem Dorfe hatte man schon viele Jahre nacheinander lauter fremden, unbekannten und zum Theil auch liederlichen Leuten die Viehhut anvertraut. Aber da war auch der Schaden groß. Diese gewissenlosen Leute trieben das Vieh gemeiniglich nicht dahin, wo die Dorfleute wollten, und wo guter Blumbusch war, sondern an Orte, wo man das Vieh zusammen einsperren konnte, damit indeß die Hüter halbe Täge unter dem Schatten eines Baumes ruhiglich schlafen, oder sonst weiß Gott was thun konnten. Hatte zuweilen das Vieh guten Blumfuch, so stellten sie sich vor die Heerde nicht hin, daß der Boden theilweise und ordentlich abgeweidet würde, sondern ließen das Vieh, wie es wollte, herumschwärmen. Da geschah es nun, daß das Vieh fast mehr in den Boden trat, als es fraß, und die beßte Weide wurde auf einmal verderbt, die doch bei einer ordentlichen Hut auf mehrere Wochen wäre ergiebig gewesen. Mit Schlagen, Werfen und Jagen haben sie es auch oft so weit gebracht, daß manche trächtige Kuh ihr Kalb verworfen, und manches schöne Stück Vieh wohl gar hat zu Grunde gehen müssen.

Bey solchen Zufällen hatte man zwar freilich auf die Hirten den gegründeten Verdacht. Allein weil solche Vorfälle sich selten oder nie beweisen ließen, und die nichtswürdigen Leute zum Voraus nichts zu verlieren hatten, so mußte man den Schaden gelassen annehmen, und sich stillschweigend das Maul wischen. Denn hätte man nach so einem Unglücke sich gegen die Hirten etwas wollen verlauten lassen, so würden sie die verunglückten Eigenthümer nicht nur auf die gröbste Art angekommen, und mit grossen Unkosten bei Gericht und Obrigkeit herumgezogen, sondern würden auch nicht vergessen haben, in der Stille auf neue Kränkungen zu sinnen, und ihrem Feinde da und dort am Vieh Beschädigungen zuzufügen, die man eben so wenig als die erstern hätte erproben können.

Milch und Butter war sonst im Dorfe genug, und fast der erträglichste Nahrungszweig. Aber seit dem Daseyn schlechter Hirten nahm diese Quelle sichtbar ab. Das ewige Dareinpeitschen, das Ueberjagen, das Treiben auf magere Böden, konnte das Vieh unmöglich fett machen.

Diese schlimmen Hüter hatten auch die Gewohnheit, von den Bauern bald Laibe Brod, bald Mehl, bald Butter, bald Geld zu entlehnen. Wollte man die Zurückbezahlung fordern, so machte man sich nicht nur den Hüter zum Feinde, sondern man verlor auch das Geliehene, und man mußte zuletzt zufrieden seyn, wenn er nicht dann und wann am Viehe heimlichen Schaden that, oder geschehen ließ. Wenigstens ließ der Hirt einmal eine Kuh, die in einen tiefen Schlamm gesunken war, so lang ohne Hilfe, bis fast alle Rettung umsonst war; und ein andersmal hatte er einen Schaden, den er eine gute Zeit her bemerkte, erst

nach vielen Tagen dem Eigenthümer entdeckt, so daß man das arme Thier dem Tode und dem Wasenmeister überlassen mußte.

Gegen Ausgang des Jahres, nachdem diese bösen Leute ihren Lohn stückweise schon eingebracht und aufgezehrt hatten, wurden sie erst recht grob und ungehalten. Sie preßten, forderten und droheten; und, wenn man ihre Forderungen nicht sogleich bewilligte, so kündigten sie alle Tage den Dienst auf. Dabei hatten sie auch grossen Vortheil. Denn die Bauern, aus Furcht noch grössern Schaden zu empfangen, gaben alles, was sie nur verlangten, und oft auch mehr. Das haben nämlich die Bauersleute, daß sie dem, den sie fürchten, allzeit noch so viel geben, als dem, den sie lieben sollten. Daher bekommen lüderliche Leute gemeiniglich mehrere und bessere Gaben, als brave Menschen, die ihr Gewissen betrachten, und ihre Schuldigkeit thun. Das war nun aber auch die hauptsächlichste Ursache, warum niemand aus'm Dorfe die Hut übernehmen wollte.

So oft unter der grossen Linde die Gemeinde versammelt war, um andere Hirten zu wählen, so fand man's zwar allemal am beßten, wenn nicht mehr Fremde, sondern Dorfleute wären, die sich der Viehhut annehmen möchten. Aber da wollte keiner daran. Endlich bot Wendel sich freywillig dazu an, nicht nur weil er als ein rechtschaffner und gutdenkender Mann den Gemeinschaden beherzigte, sondern weil er auch selbst vier gute Stück Vieh im Stall hatte.

Aber allererst dingte er sich's aus, daß man ihm dasjenige am Lohn bewilligen sollte, was man bisher andern Hirten bewilligt hatte, und daß man ihm wenigst eben die Nachsicht und Gerechtigkeit

widerfahren lassen möchte, die man sogar lüderlichen und schädlichen Leuten hatte widerfahren lassen. Die Gemeinde, durch so vielen Schaden witzig gemacht, willigte in alles ein. Und dieß Beispiel bewog auch einen andern aus dem Dorfe, daß dieser die Hut der Pferde übernahm.

Das war nun für die Gemeinde schon ein Gewinn, daß man ansäßige, bekannte und sichere Leute zu Hirten hatte.

Aber keiner hat noch das Hirtenlohn so gewissenhaft eingenommen, wie Wendel. Sein Augenmerk war auf das Gemeindevieh so gut gerichtet, wie auf sein eigenes. Wo Zäune entweder eingerissen oder schlecht bestellt waren, da zeigte ers sogleich an, damit das Vieh auf Saamfeldern oder Aengern nicht Schaden thun könnte. Auch machte er bei der Gemeinde dringende Vorstellungen wegen den gefährlichen Gräben und tiefen Morästen, wodurch zu gewissen Zeiten der Viehtrieb war: er ließ eher nicht nach, bis die Bauern gemeines Scharwerk machten, und alle gefährliche Orte versicherten.

Von dieser Zeit an hörte man nicht mehr so oft von Unglück unter'm Vieh, und noch viel weniger von Viehseuchen. Denn da er schon bei der Uebernahme der Hut jedermann nachdrücklich ermahnt hatte, daß man, besonders in trocknen Sommertagen, das Vieh vor dem Austreiben fleißig tränken sollte, damit dasselbe nicht erst nöthig hätte, sich den Durst in Pfützen mit morastigem Wasser zu löschen: so verhütete er, so gut er konnte, daß nie ein Stück aus solchem stehenden Wasser trinken, und also eine Seuche unter die ganze Heerde bringen möchte.

Aus eben der Ursache ward das Vieh auch nie auf die Weide getrieben, so lang noch der

Reif

Reif auf Gras und Pflanzen lag; sondern man wartete, bis die Sonne schon alles geschmolzen und das Nachtheilige aus den Pflanzen gezogen hatte.

Bei diesen Arbeiten leistete der achtjährige Sohn, der ebenfalls Wendelin hieß, und ein munterer, aufgeweckter, arbeitsamer Knabe war, seinem Vater treffliche Dienste; und die Gemeinde war mit ihrem Fleiße in einem hohen Grade zufrieden.

Bei alle dem aber fehlte es nicht, daß sie manchmal von mürrischen Leuten hart angefahren und auch geschmäht wurden. Allein bei einer Dorfsgemeinde ist das, auch mit aller Aufmerksamkeit, nicht zu vermeiden, ja nicht einmal möglich, allen und jeden Köpfen recht zu thun. Denn da oft einer das will, was der andere eben nicht will, so müßte man, wenn man's allen recht machen wollte, oft die nämliche Sache zu gleicher Zeit thun und zugleich nicht thun. Das ist aber eine Unmöglichkeit. Und darum bekümmerten sich auch der alte und junge Wendel eben nicht sehr um solche Schmähungen, sondern thaten, was recht war, und ließen übrigens die Schmähungen wie kaltes Wasser an sich ablaufen. Hatten sie aber wirklich gefehlt, wie alle Menschen fehlen können, so suchten sie nach Möglichkeit den Fehler zu verbessern, und denselben nie zweymal zu begehen.

Indeß ereignete sich in dieser Familie ein sehr trauriger Zufall. Die Mutter, eines der fleißigsten Weiber im Dorfe, starb unvermuthet an einem Schlagflusse, und hinterließ drey unversorgte Kinder.

Vater und Kinder waren über diesen Verlust beinahe untröstlich. Die Kinder weinten fast ohne Unterlaß bei dem Grabe, und sie hatten auch wirklich Ursache zu weinen. Denn sie merkten nur gar zu wohl, was sie an ihrer Mutter verloren hatten.

Der Vater, der nun nebst seinen andern Verrichtungen auch die weiblichen Arbeiten thun sollte, sah bald, daß er damit schlecht zu Stande kommen könne, und gezwungen wäre, eine Magd einzustellen, die dem Vieh abwarten, kochen, waschen und die Kinder reinigen sollte.

Die Magd verrichtete nun zwar ihre Arbeit, aber lange nicht so gut, als es die Mutter gethan hatte. Am allerwenigsten bekümmerte sie sich, die Kinder zu reinigen. Sie ließ sie oft ungewaschen und ungekämmt aus dem Hause gehen. Die Wäsche und die Kleider, die sie noch von ihrer Mutter hatten, wurden schmutzig und zerrissen, und die Magd sah nicht darauf, daß sie hinlänglich gereinigt und ausgebessert wurden. Die zwo kleine Töchter, eine mit fünf, und die andere mit sieben Jahren, waren sonst so reinlich, daß jedermann sie gern sah. Aber itzt giengen sie schmutzig und zerrissen daher, liefen im Dorfe herum, lernten nichts, und nahmen allerley Untugenden an, und alle, die sie sahen, sagten: Man sieht wohl, daß die armen Kinder keine Mutter mehr haben.

Der gute Vater sah es, und betrübte sich; konnte es aber nicht ändern.

Endlich sagte er einmal zu den Kindern: Liebe Kinder, ihr verderbet ganz, wenn ihr noch lang ohne Mutter bleibet. Ich bin gezwungen, daß ich euch eine andere Mutter schaffe. Die andern Kinder hörten dieß zwar gerne, aber Wendelin war in der Stille damit sehr unzufrieden. Man hatte ihm nämlich gesagt, die Stiefeltern wären ganz harte Leute, die die Stiefkinder gar nicht lieb hätten, sie schlügen, und auf allerley Art ihnen unrecht thäten. Deßwegen war er am Tage der Hochzeit sehr betrübt, und konnte fast keinen Bissen essen.

Nach der Zeit sah er aber bald ein, daß er sich geirret hatte. Denn wirklich war die Stiefmutter die liebenswürdigste Person, und nur bemüht, den Kindern alles das anzuthun, was zuvor ihre leibliche Mutter ihnen angethan hatte.

Ihre ganze Sorge war auf diese Kinder gerichtet. Sie sah ihre Kleider durch, ließ waschen, was schmutzig war, besserte das Zerrissene aus, und sah allzeit fleißig darauf, daß die Kinder sich in allen Stücken reinlich hielten. Sie bekammen Flachs zum spinnen, und Garn zum stricken. Auch lehrete sie die Kinder Wolle spinnen, und Bänder wirken. Uiberhaupt mußte jedermann ihr das Lob geben, daß sie eine eben so liebe Mutter, hingegen eine noch bessere Hauswirthin war, als die erste gewesen.

Sie konnte, nach Art der Bauersleute, gut kochen, konnte nähen, stricken, Flachs, Hanf und Wolle spinnen: sie gab sich daher alle Mühe, auch ihre zwo Töchter alle diese Künste zu lehren. Sie hatte gewisse Sprüche, die sie den Kindern allemal bei guter Gelegenheit beibrachte. Sie sagte nämlich:

Wer etwas Gutes kann,
Der trägt nicht schwer daran,
Und kömmt überall gut an.
Arbeit, Fleiß und Redlichkeit,
Ziert Bürger und nährt Bauersleut.

Im Kochen mußten die zwo Töchter bald angreifen. Sie sagte: Wenn ich heut oder morgen krank werde, und ihr könnt nichts kochen, so müßt ihr entweder eine fremde Köchin einstellen, oder ihr müßt ohne weiters verhungern. Auch sagte sie: Es liegt ganz viel daran, ob man das ganze Jahr hindurch eine gute ehrliche Kost oder aber ein Saufressen habe. Im Kochen selbst liegt ein grosser

Vortheil. Eine geschickte Köchin kann um einen Guldenwerth besser und schmackhafter kochen, als eine ungeschickte um den Werth von 2 bis 3 Gulden. Im Kochen ist bald viel verderbt, aber auch viel erspart, wenn mans recht versteht. Mit einem Paar Eyer kann man oft eine Speise ungemein gut und schmackhaft machen. Kranke, und die von der Krankheit genesen sind, brauchen eine ganz andere Kost, als die Gesunden: und manchmal sind kranke Leute durch eine grobe Kost umgebracht worden, die mit einer zärtern hätten beim Leben können erhalten werden.

Das war nun eine rechte Lust anzusehen, wie in diesem Hause alles so ordentlich, rein und nett aussah. Man aß nicht viel und nicht kostbar; aber die Speisen waren gut gekocht, und wurden ebendarum mit Appetit aufgezehrt.

Bei diesem Wohlstand hätten die Kinder ihre erste Mutter beinahe gar vergessen. Aber das wollte die Stiefmutter doch auch nicht haben. Alle Sonn- und Feyertage gieng sie mit ihnen zur Grabstätte ihrer Mutter hin. Aber am jährlichen Gedächtnißtage hielt sie beim Grabe folgende Anrede an die Kinder: Liebe Kinder! eure erste Mutter müßt ihr nie vergessen; ihr habt ihr euer Leben, und den Anfang euers Glückes zu verdanken. Sie war eine recht gute Mutter. Sie hat euch tausend Bissen am eignen Munde erspart, war Tag und Nacht für euch besorgt, hat euch gereinigt und gesäubert, christlich und ehrlich auferzogen, und euch viel schöne Lehren gegeben; ja sie war auf nichts bedacht, als wie sie euch von Tag zu Tag besser, tugendhafter und glücklicher machen möchte. Diese liebe Mutter hat euch nun der Tod entrissen, und vielleicht hat der gute Gott es nur darum

rum geschehen lassen, weil er vorgesehen hat, daß ihr euch gar zu stark auf eure Mutter verlassen, mithin lüderlich werden, und euren Eltern mit der Zeit hundert Verdrüßlichkeiten machen würdet. Nach dem Tod eurer Mutter habt ihr bald erfahren, wie viel ihr an ihr verloren habt. Ich habe euch voller Koth, Lumpen und Ungeziefer angetroffen, und ihr würdet vielleicht im Unflat haben verfaulen müssen, wenn Gott nicht mich geschickt hätte, daß ich an ihre Stelle treten, und mich um euch annehmen sollte. Nun das will ich auch herzlich gerne thun, und will euch eine liebe Mutter seyn, Aber ihr müßt mir da vor dem Grabe eurer Mutter versprechen, daß ihr auch meine fromme und gehorsame Kinder seyn wollet.

Den Kindern rollte eine Thräne um die andere über die Wangen. Sie schlossen sich alle drey, so fest als sie konnten, an ihre Mutter, und vermochten vor Weinen nichts anders zu reden, als: Ja, gewiß, ja gewiß, liebe Mutter!

Die Mutter ließ diese Versicherung und die kindlichen Thränen für das feyerlichste Versprechen gelten. Darauf küßte sie eins nach dem andern, und sprach: Von dieser Stunde an seyd ihr mir meine Kinder, und ich will eure Mutter seyn. Hier in diesem Grabe liegt eure erste Mutter; aber da ist nur ihr Leib. Ihre Seele, die euch so lieb hatte, ist nicht gestorben, sie lebt noch, und ist bei Gott im Himmel. Sie hat euch nicht vergessen, sie sieht euch und weiß von allem, was ihr thut, und noch in der Ewigkeit verlangt sie den Dank von euch. Und wißt ihr, welchen? Keinen andern Dank als diesen, daß ihr euch befleißen sollet, alle Tage besser zu werden, und daß ihr euch nie schlafen leget, ohne daß ihr sagen könnet, das ihr etwas Gutes gethan, und etwas

Nützliches gelernt habt. Wollt ihr eurer Mutter diese Freude machen, und ihr diesen Dank bezahlen?

O ja, ja, liebe Mutter, war die Antwort, die die Kinder unter tausend Thränen gaben.

Nach diesem knieeten Mutter und Kinder am Grabe nieder, und beteten.

Sie giengen nach Hause, und unterwegs erzählte ihnen die Mutter vieles von den weiblichen Arbeiten, die sie verstünde, und die sie wünschte, daß auch die Kinder dieselben lernen möchten. Unter andern gieng auch das Gespräche vom Stricken, Wolle spinnen und Bänder wirken; zuletzt auch vom Lesen und Schreiben; denn auch dieses konnte sie ziemlich gut.

Dem jungen Wendelin hüpfte das Herz im Leibe als er vom Lesen und Schreiben hörte; denn dieses zu lernen, war schon längst sein Wunsch gewesen. Dazu war aber im Dorfe niemand zu finden. Denn es ist zu merken, daß im Umkreise von einer halben Stunde drey Pfarrer, und noch obendrein ein Beneficiat als Frühmesser, sich befanden; aber ein Schulmeister war weit herum nicht zu erfragen. In dem Dorfe, wo Wendelin war, konnte, außer dem Pfarrer, kein Mensch auch nur eine Sylbe lesen. Aus eben der Ursache achteten die Einwohner auch auf alte Schriften, Urkunden und Verbriefungen im geringsten nicht, sondern liessen dieselben aller Orten herumfahren, bis sie gleichwohl nach und nach alle zerrissen, verloren oder auf den Misthaufen geworfen wurden. Alte Männer sagen noch oft davon, daß sie auf diese Art, nämlich durch die Sorglosigkeit ihrer Vorfahrer, um viele Gerechtigkeiten, und benanntlich um alle ihre Beholzungen gekommen sind, so daß dieses Dorf heut zu Tage nicht einen einzigen Stab Holz als eigen besitzt.

Wendelin war, wie gesagt, vor Freude fast außer sich, als er von der Mutter vernahm, daß sie nicht nur lesen und schreiben könnte, sondern gesinnt wäre, dasselbe auch die Kinder zu lehren. Alle versprachen Fleiß und Aufmerksamkeit: und in kurzer Zeit, nämlich den ersten Winter, hatten sie es dahin gebracht, daß alle lesen und schreiben konnten.

Da war nun der junge Wendelin wie neugeboren. Nie bekam ihm dieses besser, als an Sonn- und Feyertagen, da es ohnehin keine Arbeit gab. Da füllte er dann die leeren Stunden mit dieser Beschäftigung aus, und wußte nun nichts mehr von der Langweile, die andere Dorfleute an solchen Tagen hatten. Er brachte die meiste Zeit im Lesen und Schreiben zu, und in kurzer Zeit hat er auch besser als seine Lehrmeisterinn, nämlich seine Mutter, geschrieben. Denn da er dann und wann Schriften zu Gesicht bekam, die überaus schön waren, so war ihm bald die Schrift seiner Mutter nicht mehr gut genug; sondern er gab sich alle Mühe, die schönen Züge der andern Schrift nachzumachen: und die Fehler an seiner eigenen zu verbessern. Auf solche Art ward nach und nach seine Handschrift so schön, daß man auch in Städten nicht viel bessere sah.

So machen es fleißige Kinder. Sie merken nicht nur auf das, was man ihnen in der Schule zeigt, sondern auf alles, was sie auch außer der Schule Schönes und Gutes sehen. Dieses suchen sie, so gut sie können, sich anzugewöhnen, und eigen zu machen. Aber solche Kinder werden mit der Zeit auch die bravesten Leute, übertreffen alle andere himmelweit, sowohl an Verstand, als an guten Herzen.

Was die Eltern am meisten freute, war die allgemeine Arbeitsamkeit, die alle drey Geschwister

hatten. Die Arbeit war ihre Freude, und die unaufhörliche Beschäftigung ihrer Zeitvertreib.

Die Mutter hatte es mit Fleiß so eingerichtet, daß die zwo Töchter nicht immer einerley Arbeit hatten; denn da hätten sie lange Weile bekommen müssen; sondern bald strickten, bald wirkten, bald spannen sie.

Damit aber ihr Fleiß noch mehr angeflammt und ja gewiß nicht ermüdet würde, so hatte die Mutter einen ganz besondern Kunstgriff erdacht. Sie hatte sich nämlich von jeder Tochter ein gewisses Stück Arbeit des Tages ausgedungen, doch mit Fleiß allzeit weniger, als sie hätten verrichten können. Was sie darüber gearbeitet hatten, das erlaubte sie ihnen zu verkaufen, und das daraus gelöste Geld in einer Sparbüchse als eigen zu erhalten. Weil aber von dem Gespinnst nichts durfte verkauft, sondern alles zur häuslichen Nothdurft mußte verwendet werden; so legte die Mutter jedes Stück Garn besonders, und ließ es auch dem Weber wissen, daß er einer jeden ihr Gespinnst eigens weben mußte; weil, wie sie sagte, keine einen fremden Faden am Leibe tragen sollte.

Da war nun unter den Mädeln ein unendlicher Eifer in der Arbeit. Ohne diesen Kunstgriff hätten die Kinder zwar auch gearbeitet, aber gewiß nicht mit halb so viel Lust. Nichts reizt den Fleiß bei Kindern so sehr, als wenn man sie den Nutzen ihrer Arbeit sehen, und die Frucht ihres Fleißes auf der Stelle genieſſen läßt.

Bei seiner Lesekunst hatte itzt der junge Wendelin schon um viel hundert vergnügte Stunden mehr, als er zuvor ohne dieselbe gehabt hatte.

Der Ortspfarrer verwunderte sich nicht wenig, als er auf einmal die seltsame Erscheinung hatte, und diese Kinder mit Betbüchern in der Kirche sah. Noch größer wurde seine Verwunderung, als er vernahm, daß diese Kinder fertig lesen, und leserlich schreiben konnten, und daß alles dies ihre Stiefmutter sie gelehret hätte.

Magst du nicht Student werden? fragte der Pfarrer einst den Knaben.

Nein, antwortete Wendelin, um alles in der Welt nicht.

Aber, versetzte der Pfarrer, warum denn nicht? Da könntest du ein Herr werden, hättest gute Täge, und dürftest dein Lebenlang keine schwere Arbeit mehr thun.

Eben darum, sprach Wendelin, will ich nicht Student werden. Vater und Mutter haben mich schon so sehr zur Arbeit gewöhnt, daß ich ohne Arbeit fast eben so wenig, als ohne Essen und Trinken seyn könnte. Und da hat die Mutter auch gesagt, daß das Studiren sehr viel Geld koste, und daß man schon oft einen jungen Menschen um theures Geld zu einem liederlichen Bursch gemacht habe, der, wenn man ihn daheim gelassen hätte, ein braver wackerer Bauernkerl geworden wäre. Da schreiben denn solche Studentenburschе stets um Geld nach Hause, verfressen's und versaufen's, können oft nach zehn Jahren nicht aufweisen, was sie gelernet haben, tribuliren ihre Eltern, leben im Müßiggange, und sterben endlich ohne Ehre. Bewahre mich Gott vor dem Studentenleben.

Wenn aber, sagte der Pfarrer, alle Leute so dächten, wie du, so würde es keinen Studenten geben.

Ja wohl, fiel Wendelin ein, in Städten und Märkten giebt's Leute genug, die zum Studiren Zeit und Geld haben; müssen's grad nicht Bauernleute seyn: die gehören zur Arbeit, hat meine Mutter gesagt.

Hast vollkommen recht, sprach der Herr Pfarrer, und du hast eine liebe brave Mutter, mein Wendel; folg ihr nun fein, und thu, was sie dir schafft, so wirst du mit der Zeit ein Mensch von Ausbund werden, so daß Vater und Mutter an dir eine Freude haben. Und nun, weil du brav bist, schenke ich dir ein Büchlein; daraus kannst du viel schönes lernen, oder dir wenigstens die Zeit vertreiben.

Der Knab bedankte sich so höflich, als es von einem Dorfkinde nur zu erwarten war, und küßte, den Blick immer auf sein schönes Büchlein gewendet, dem Pfarrer die Hand.

Als er nach Hause kam, erzählte er mit innigster Freude das Glück, das er gehabt hatte, vom Hrn. Pfarrer eine so hübsche Schankung empfangen zu haben. Die Mutter besah das Büchlein, und fand, daß darinn viel nützliche Sachen stünden, unter andern von Kräutern, von zahmen Thieren und Ungeziefer, zuletzt auch von der Art seine Gesundheit lange zu erhalten: item wie man gewissen Verunglückten helfen müsse, nämlich wie man Erfrorne, Erhenkte, Erstickte, wieder lebendig machen könne, und andere schöne Sachen mehr.

Die Mutter rühmte das Büchlein hoch an, und ermahnte ihn, fleißig darinn zu lesen, und sich es zu Nutzen zu machen.

Da brauchte es aber nicht viel Zusprechens. Wendelin bewahrte das Buch wie den größten Schatz auf, las an manchem Sonntage den ganzen Tag

darinn,

darin, und legte es zum öftern beim Schlafengehen unter sein Kopfküssen.

Es versteht sich, daß in diesem Hause die Lehre des katholischen Christenthums die Hauptsache war, in der man die Kinder unterrichtete. Das Evangelium war also das erste Buch, welches an Sonn- und Feyertagen mußte gelesen werden; und neben diesem war auch ein Auslegungsbuch, welches die dunkeln Stellen des Evangeliums erklärte. Auch in diesem Buch lasen die Kinder, und vorzüglich Wendelin, mit vielem Fleiß.

Da ereignete sich aber einmal folgender Auftritt, der merkwürdig ist.

An Sonn- und Feyertagen sind auf Dörfern die sogenannten Heimgärten der Brauch; nämlich es kommen Nachbarsleute, Befreundte oder andere Bekannte wechselweise in gewissen Häusern zusammen, wo man sich über allerley Dinge unterredet, und wo auch bisweilen die kleine Jugend mit Gesprächen oder mit einem Spiele sich untereinander lustig macht. Einst, am heiligen Dreykönigtage, kam Wendel mit einigen Nachbarsleuten in einen hitzigen Wortstreit über den Stern, der den Weisen aus Morgenland erschienen ist. Wendelin behauptete, es wäre kein rechter Stern, sondern nur eine besondere Lufterscheinung gewesen, die Gott an den Himmel gesetzt hätte, den Weisen dadurch den Weg zu zeigen. Aber alle andere behaupteten, es könne kein anderer, als ein rechter und ordentlicher Stern gewesen seyn. Wendel wollte es ihnen im Buch aufweisen, daß er Recht habe, und er hielt es ihnen vor die Nase hin, obwohl er wußte, daß es niemand lesen konnte. Der Streit hörte nicht auf, und Wendel wollte sich das Recht um alles in der Welt nicht nehmen lassen.

Diese hitzige Rechthaberey mißfiel dem Vater nicht wenig. Er zerstörte auf einmal den Streit und sprach: Pfui, Wendel, das mußt du nicht mehr thun. Du kannst lesen, und liesest auch wirklich gern. Das gefällt mir überdiemassen wohl. Allein aus dem, was ich eben an dir wahrgenommen, besorge ich auch mit Grund, du möchtest wegen deiner Lesekunst mit der Zeit ein Vielwisser und zänkischer Rechthaber, oder, wie wir's hier auf'm Lande zu nennen pflegen, ein Schriftgelehrter und ein Bauernkönig werden. Wüßte ich, daß du einst so ein Kerl werden solltest, so wollte ich heute noch alle deine Bücher in den Ofen werfen.

„Nichts ist unausstehlicher, als ein schriftgelehrter Bauer, der alle andere seine Mitbauern verachtet, alles allein verstehen, alles besser wissen, und überall Recht haben will. Unwissenheit ist eine grosse Plage bei uns auf'm Lande; aber Vielwisserey, und Stolz dabei, ist noch weit schlimmer.

„Wendel, du kennst den Doktorhänsel von Untering. Der Mann hatte ein hübsches Gut eingethan, wenn er's nur hätte bearbeiten wollen. Aber Bücher sind ihm lieber als der Pflug. Bei der beßten Witterung, wenn alles schon auf dem Felde munter ist und singt, läßt er Feldbau Feldbau seyn, und liest dafür in Büchern; und wenn sein Weib ihn an die Arbeit erinnert, so legt er ihr mit der Faust das Stillschweigen auf. Er ist fast der einzige in seinem Dorfe, der lesen und schreiben kann; aber darauf ist er auch so stolz, als ein Doktor auf der hohen Schule. So viel wie er, versteht kein Mensch. Die heilige Schrift versteht er so gut als sein Pfarrer, und die Landesgesetze wie der Landrichter. Bei jeder Gelegenheit kramt er seine Weisheit aus, und wer ihn dann

nicht

nicht lobt, oder ihm widerspricht, der muß ihm ein Schafskopf, oder ein dummer Esel seyn. Wenn die Dorfsgemeinde zusammen kömmt, und über irgend eine Sache Rath hält, so giebt er sein Gutachten richtermäßig ab, und wer sich etwa getraut, Einwendungen zu machen, den weiß er so verächtlich zu machen, daß er gern schweigt. Wenn er zu andern in Gesellschaft kömmt, so ist er recht unerträglich. Da ist Sticheln, Hartreden und Foppeln sein Hauptgeschäft. Am öftesten geschieht das am Bierkrug, und weil dieses auch der schlechteste Bauernkerl nicht leiden mag, so setzt es oft Püff' und Schläge, die dann dem Richter zu seinem grossen Trost manchen schönen Thaler eintragen. Man weiß in einem Jahrgange wenigstens dreyßig Parteyen, die wegen seiner vor Gericht geladen worden, und daselbst um ihr Geld gekommen sind. Nichts ist ihm lieber als Gemeinstreite und Dorfprozesse. Da trägt er auf beiden Achseln Wasser, hetzt die Leute gegen einander auf, stellt sich heimlich als Freund einer jeden Partey, verräth die Heimlichkeiten von beiden, macht einen Gerichtsspion, und verwickelt zuletzt die Sachen so, daß der elendeste Handel ins Weite gezogen, die Unkösten erhöhet, und die Gemeinkasse rein ausgeleert wird. Man sagt, er habe vor einem Paar Jahren seine Mitgemeiner blos wegen dem Gemeinholzprozeß um 300 fl., und in 6 Jahren wegen andern Streitigkeiten um mehr als 1000 Thaler gebracht. Anfangs hatte er noch einige Freunde gehabt; itzt aber mag ihn kein Mensch mehr leiden, und jedermann weicht ihm aus wie einem bißigen Hunde."

„Nun, mein Wendel! wie gefällt dir dieses Bild? Willst du auch mit der Zeit so ein Schrift-

gelehr-

gelehrter werden, wie es der Doktorhänsel in Untering ist?"

O, lieber Vater! versetzte Wendelin, um alles in der Welt kein Schriftgelehrter, kein Bauernkönig! Und damit du sieheſt, daß es mein wahrer Ernst ist, so will ich von der itzigen Stunde an kein Buch mehr in die Hand nehmen.

Nicht so, mein Sohn, erwiederte der Vater; mit Lesen und Schreiben kann man grossen Nutzen schaffen. Aber diese nützliche Sache muß man ja nicht mißbrauchen. Höre demnach darüber meinen väterlichen Rath, und merke in dir auf alle die Tage deines Lebens. Lies du in Büchern, so lange und so viel du willst; aber nur in müßigen Stunden, und wenn du sonst nichts Bessers zu thun weist. Mache das Bücherlesen nicht zu deinem Handwerk. Denn wir Bauersleute sind zur Arbeit, und nicht zum Studiren erschaffen. Eine viertelstundelange Arbeit ist Gott weit angenehmer, als ein stundenlanges Lesen. Das hat der Doktorhänsel in Untering nicht gewußt, oder nicht wissen wollen, und darum ist er auch mit Weib und Kindern verdorben.

Wenn du etwas aus Büchern weißt, das andere nicht wissen, so sey darum nicht stolz auf deine Wissenschaft; denn du kannst dir wohl einbilden, daß Gott dir das Glück, lesen und schreiben zu lernen, nicht deßwegen gegeben, damit du andere darüber verachten solltest. Wenn derohalben irgend über etwas gesprochen wird, das du besser weißt, als andere, so sag deine Meinung bescheiden heraus, aber laß auch andere ihre Meinung sagen, und laß ihnen sogleich Recht, wenn sie's durchaus haben wollen: zanke nie mit solchen, und denke nur, andere können eben sowohl Recht haben, wie du.

Wer allemal Recht haben will, hat selten Recht: und wenn man sich bei allen Leuten geschwind verhaßt machen will, so ist kein besseres Mittel, als wenn man alles besser wissen will, als andere Leute. Ein Disputirer ist gemeiniglich nichts anders, als ein hoffärtiger Esel, der mehr nicht versteht, als was er gerad im Buche gelesen hat.

Der Hauptpunkt ist aber dieser: Alles, was man weiß und versteht, muß man zum Nutzen, und nie zum Verderben, anwenden. Was du also in Büchern liesest, das muß allezeit nur dahin gehen, daß du dir und andern damit nutzest. Was nichts nutz ist, verdient nicht gelernt zu werden. Wer daher etwas Gutes weiß, und will damit nicht Nutzen schaffen, der ist kein braver Mensch. Wer aber das Gute, das er weiß, andern sogar zum Schaden anzuwenden sucht, der ist ein Teufel in Menschengestalt.

Tief drangen diese Lehren in Wendelins Herz, und inniglich bereuete er seinen Fehler. Von dieser Stunde an ward er von der Rechthaberey und der Disputirsucht geheilet, und er gewann wieder neue Lust zur Arbeit und zum Lernen; und diese ward in seiner zarten Seele um so größer, je größer der Nutzen war, den er mit der Zeit daraus zu schaffen hoffte.

Hexerey unterm Vieh.

Eines Tags kam eine Bäuerinn mit gähnendem Munde zu dem alten Wendel, der im Dorfe als der erfahrenste und verständigste Mann bekannt war, und bath um Hilfe für ihre Kühe, die sie für verhext ausgab; weil die Milch blau ward.

Mit euren Hexereyen da! rief Wendel etwas unwillig, müssen's allemal die Hexen thun, was ihr selbst thut? Das Weib bekräftigte ihr Vorgeben, und

wollte

wollte ihm ein Langes und Breites erzählen von der und der, die ihr schon von langer Zeit her aufsäßig wäre, und nur aus Haß und Neid diesen Possen gespielt hätte. Aber Wendel wollte ihren Verläumdungen kein Gehör geben, und suchte sie zu bereden, daß dieser Zufall ganz natürlich wäre, und sie nicht nöthig hätte, geweihte Mittel zu gebrauchen. Halt nur, sprach er, alle Milchgefäße reinlich, säubere und lüfte die Kammer. —

Dein elendes Geschwätz, fiel die Bäuerinn ein, kann ich nicht länger aushalten. Ich weiß schon, was ich thue. Ich gehe in das Kloster zu — da bekomme ich, was ich wünsche. Und so gieng sie voller Unwillen weg.

Da sie allein waren, fragte der junge Wendelin den Vater ganz bedächtlich, ob er denn wirklich an keine Zauberkünste und Hexereyen glaube.

Es mag seyn, antwortete der Alte, daß es so was gebe; aber ich meines Theils habe in meinem bisherigen ganzen Leben noch keine tüchtige Probe davon einholen können. Da ich in deinem Alter war, glaubte ich eisenfest an solche Dinge; weil ich sehr vieles davon hatte erzählen hören. Aber mein Vater (Gott tröste seine liebe Seele) wollte von solchem Zeuge nichts wissen, und schüttelte allemal den Kopf, so oft er so etwas erzählen hörte. Ebendarum fragte ich ihn einst fast mit eben den Worten, mit denen du mich heute gefragt hast, und da gab er mir folgende Antwort: „Wendel, sagte er, wenn diese Sache ein Glaubensartikel wäre, so wollte ich sie gern glauben, so schwer es mir auch fiele: so aber hat mir einst ein braver Geistlicher gesagt, daß von Hexen, Druten, Zauberern und Gespenstern nichts in unserm Glauben steht. Ich sage dir nur so viel; Du bekömmst bald selbst deinen Verstand;

brau-

brauche demnach diese Gabe Gottes, und denke selbst über jede Sache nach. Da wirst du bald sehen, daß es nicht gut ist, wenn man alles glaubt, was einem die Leute vorsagen. Ich bin ein Mann, schon bei Jahren, bin unter allerhand Leuten gewesen, habe viele hundert Stunden in der Nacht reisen müssen, bin oft mit Fleiß an gefährliche und unsichere Orte gegangen, und hab doch nie etwas von dem närrischen Zeug erfahren können, wovon man so viel zu schwätzen pflegt. Ich glaube also so lange und so viel nichts von der Sache, bis ich's selbst erfahre. Du thu hierinnfalls meinetwegen, was du willst. Du kriegst selbst Vernunft; drum denke nach, und dann wirst du bald wissen, was du zu glauben hast. Ich wenigstens habe bisher mehr nicht erfahren können, als daß nicht viel hinter der Sache ist."

So redete mein Vater, und ich habe mich seitdem nach seinem Beispiele entschlossen, überall selbst die Augenprobe einzuholen. Ich kann dir aber sagen, daß weder mein achtzigjähriger Vater, noch ich bis auf diese Stund, etwas Ueberzeugendes habe erfahren können. Dem Sixtenbauer ist neulich sein bestes Pferd gefallen, und der glaubt fest, daß das Unglück ihm durch böse Leute sey angethan worden. Freylich durch böse Leute! denn fast alle Dorfleute sagen, daß seine Knechte das Pferd verwahrloset haben, und bloß ihre Nachläßigkeit daran schuld sey. — Der Grantbauer liefert fast in jedem Frühjahre dem Schinder ein Paar Pferde. Und weil ihm dieß Unglück schon einige Jahre her widerfährt, so glaubt auch der nichts gewisser, als es geschehe durch Zauberey und böses Wesen. Aber vernünftige Dorfleute, die den Bauer kennen, denken und reden ganz anders von der Sache. Sie wissen nämlich, daß der Bauer

den ganzen Winter Salz führt, die Pferde bei dieser mühevollen Arbeit schlecht füttert, und ihnen statt des Habers noch obendrein brav Streiche zumeßt. Jeder Vernünftige sieht, daß hier bloß der Hunger und stäte harte Arbeit die Hexe ist, die ihm seine Pferde aufreibt. — Vor einigen Jahren starben einem gewissen Bauer zwey schöne gesunde Pferde, und noch dieselbe Woche ward er, sein Weib und seine ganze Familie todtkrank. Das war ein entsetzlicher Lärm, und man schrie laut über Hexerey und Teufelswesen. Es wurde ein Geistlicher gerufen, und dieser gab sich alle Mühe die Hexe aufzusuchen. Nach fleißigem Suchen fand er sie auch. Er fand nämlich auf dem Getraidboden sowohl beim Roggen- als Haberhaufen mehrere Geschirre, die mit Mausgift angefüllt, von der Katze aber, oder von irgend wem umgestossen waren, daß auf solche Weise das Gift sowohl unter den Pferdhaber, als unter das Brodkorn kam. Alsogleich ließ der Geistliche den nächsten Arzt hollen; indessen aber, bis der Arzt kam, mußten ihm die Kranken Oel und Butter pfundweise trinken, und dann Milch, Haberschleim und rohe Eyer. Das Gift war stark. Eine Person starb, die übrigen wurden vom Arzt noch gerettet. — Manchmal bekömmt das Vieh auf der Weide giftige Kräuter zu essen, und da ereignen sich, natürlicher Weise, unangenehme Zufälle. — Manchmal giebt die Kuh Blut statt der Milch. Da lasse ich Eisenkraut oder Blutkraut im Holze suchen; man findet es auch bei Steinen von einer alten Mauer. Dieses Kraut, das wie Brenneſſel aussieht, und weiße oder rothe Blüthe hat, wovon aber die weiße Gattung besser ist, lasse ich unter das Futter mischen. Am andern Tage wird die Milch oder das Blut schon bleicher, und beim zweyten und dritten Fut-

ter ist gemeiniglich die reinste Milch da. Bisweilen sehe ich an der Geschwulst, Hitze und Röthe des Euters, daß nebst der blutigen Milch auch eine Entzündung vorhanden ist: da brauche ich Umschläge aus erweichenden Kräutern, oder lasse nur das Euter mit Butter schmieren. Erweichende Kräuter sind Pappeln, Steinklee, Tagundnachtkraut, Wollkraut, Hollerblühe, und Kamillenblumen, welche in Milch oder Wasser abgekocht, als Umschläge gebraucht, auch mit Butter oder Fett können besetzt werden. Der Leinsaamen thut gleiche Wirkung. Also wieder nichts von Hexerey. — Wenn die Milch blau wird, klagen die Weiber ebenfalls über Hexerey. Da finde ich aber wieder alles natürlich. Denn dafür habe ich ein sicheres Mittel. Ich gebe nämlich der Kuh drey oder vier Morgen nacheinander eine Hand voll Salz, und eben so viel rein abgeschabte und zerschnittene Klettenwurzel. Die blaue Milch kömmt oft nur daher; weil die Melkkuh sehr alt ist; und bisweilen ist auch eine Kuh von Natur dazu geneigt, eine Milch zu geben, die blau wird. Wenn die Milch blaue Dupfen bekömmt, so geschieht dieses fast allemal; weil man sie in feuchten dämpfigen Orten, oder in unreinen Gefässen aufbehält. Man lasse nur durch das Gewölb frische Luft streichen, und reinige dasselbe mit Feuer und mit Ausrauchen, so ist dem Uibel geholfen. Zum Rauch brauche ich Myrrhen, Weihrauch, Wermuth, Johanniskraut oder Feldhopfen, von jedem gleichviel, recht klein geschnitten. Auch im Hause dieser Bäuerin, die eben bei mir war, ist nichts anders, als die Unsauberkeit, die Hexe, die ihr die Milch blau macht. — Mit einem Worte: noch allemal hatte ich natürliche Ursachen gefun-

den, die der Grund von diesem oder jenem Unglück unter Menschen oder Vieh gewesen. Und dawider können meines Erachtens wohl keine andere als ebenfalls natürliche Gegenmittel helfen. Da lege ich aber bei unsern Dorfweibern, wie du leicht denken kannst, wenig Ehre ein, wenn ich ihnen sage, daß nicht eine böse Nachbarinn, sondern ihr eigner Unfleiß und ihre Nachläßigkeit, die Hexe ist, die die Milch verderbt. Füttert nur, sage ich ihnen, euer Melkvieh ordentlich, und haltet sie reinlich in der Streu: habet auch Acht, daß die Mägde, die mit der Milch umgehen, nicht nur sich selbst, sondern auch die Milchpitschen, Milchgelten, Seigtüchel, Milchgeschirrlein, Rahm- und Rührkübel, und alle zum Milchwerk gehörigen Geräthe reinlich halten, wohl waschen und ausbrühen; seyd auch darauf bedacht, daß die Milchkammer sauber und reinlich gehalten werde; weil die Milch in unreinen Orten leicht sauer wird und gerinnet: wenn ihr das thut, so wird euch manche Klage, und euren unschuldigen Nachbarinnen aller böser Vorwurf ersparrt seyn. Die diesem Rathe folgen, befinden sich meistentheils sehr gut. Was aber faule und unreinliche Hauswirthinnen sind, die lieber an Hexen glauben, als ihren Unfleiß ablegen wollen, haben bald diesen bald jenen Unstern.

Da beyde Tags darauf bei der Heerde unter einem Baum saßen, erblickten sie einen Pater aus dem nahegelegenen Franziskanerkloster, der sich aller Orten herumschaute, und endlich geraden Wegs auf sie zugieng. Sie glaubten anfangs, der gute Herr hätte des Wegs verfehlt, und sie stunden beyde auf, um ihm den schuldigen Dienst zu erzeigen. Aber der Pater winkte von Ferne mit der Hand, daß

sie

sie bleiben möchten. Nachdem sie einander freundlich begrüßt, und der Pater vernommen hatte, daß sie die Hirten aus dem benachbarten Dorfe wären, mußten sie auf sein Zudringen wieder unter dem Apfelbaume Platz nehmen, und er selbst setzte sich in die Mitte.

Da der Pater ohne Mühe an ihnen die offenherzigste Ehrlichkeit bemerkte, so trug er kein Bedenken, mit ihnen das vertraulichste Gespräch anzufangen.

Ihr seyd also, sprach er zum alten Wendel, der Mann, den die Bäuerin um ein Mittel gegen das Blauwerden der Milch angegangen hat?

Da dieser mit Ja antwortete, entdeckte ihm der Pater alles, was das Weib ihm unterwegs erzählt hatte, wie daß sie nämlich den Kühhirten um ein geistliches Mittel angesucht, dieser aber es ihr rund abgeschlagen hätte; weil er, wie sie sagte, ein Mann wäre, der an Nichts glaubt, und mehr lutherisch als katholisch wäre. Aber eben das, setzte er hinzu, machte mich begierig, euch zu besuchen und näher kennen zu lernen; weil Leute von dieser Art auf dem Lande eine seltsame Erscheinung sind.

Leider Gott! sprach Wendel, haben es die meisten unsrer Dorfleute schon so: jeder, der anders denkt als sie, muß ihnen lutherisch seyn, und wer nicht an alle ihre Träumereyen glaubt, von demselben sagen sie kurzweg, er glaube gar nichts.

Laßt euch das nicht kümmern, versetzte der Pater, was euch widerfährt, das ist mir selbst schon mehr als hundertmal widerfahren. Dem ungeachtet habe ich schon oft den Trost erlebt, daß sehr viele diesen Irrwahn verlassen, und von der Sache vernünftiger zu denken gelernet haben. Die Leute in der Nachbarschaft kennen mich als einen Mann, der ihnen schon in sehr

traurigen Umständen ziemlich gute Dienste gethan. Denn schon als Student hatte ich meinen Zeitvertreib an der Kräuterkenntniß, und meine Freude war allzeit unaussprechlich, so oft ich von einem guten Freunde oder erfahrnen Manne ein und das andere Mittel erfuhr, womit man einem verunglückten Menschen helfen, oder ihm sein Vieh retten konnte. Ich habe nun bereits meine 50 Jahre, und mit anhaltendem Fleiße habe ich es so weit gebracht, daß ich von meinen Mitmenschen schon vielen Dank eingesammelt habe. Aber alle meine Kuren bestanden in blos natürlichen Mitteln. Gemeine Leute nennen mich den Hexenpater, und der bin ich auch. Denn ich habe, die Wahrheit zu sagen, schon weit mehr Hexen aus den Köpfen und aus der Einbildung vertrieben, als hundert andere aus den Viehställen, oder aus den Wolken. Ich habe gute Hoffnung, auch dieser Bäuerinn, die mich gerufen, ihre eingebildete Hexe aus dem Kopf zu bringen.

Freylich ruft man mich oft in Fällen, wo entweder der gute Rath theuer, oder wohl gar alle Hilfe vergeblich ist. Da sage ich aber unverholen: „Liebe Leute, suchet nicht lange geistliche oder geweihte Mittel; sondern gehet geraden Wegs zu einem verständigen Vieharzt. Zwar hilft zuweilen die Natur sich selbst ohne Arzt und ohne Arzney. Aber das geschieht nicht allemal; oft will sie, daß man ihr die Hand bietet, und das versteht wohl niemand besser als ein verständiger Vieharzt. Kann aber einmal weder die Natur noch der Arzt mehr helfen, so ergebet euch willig in die Schickung Gottes, und rechnet den Zufall unter die unvermeidlichen Unglücksfälle der Hauswirthschaft. Viele Uibel sind schon an sich selbst unheilbar, und dagegen hilft nichts, was man auch thut. Wenn geistliche Mittel

tel gegen Krankheiten hälfen, so würden wir wohl keinen Menschen sterben lassen. Da aber in leiblichen Umständen die Weihe bei Menschen nichts hilft, so wird sie beim Viehe wohl noch weniger helfen. Kurz: suchet einen verständigen Vieharzt, das ist der einzige Rath, den ich euch ertheilen kann."

So rede ich mit Leuten, die mich in Umständen befragen, welche über meine Einsichten sind.

Hingegen bin ich allemal höchst erfreut, wenn man mich bei einem Zufalle ruft, wo ich durch meine Kenntnisse und Erfahrung mir guten Erfolg, und eine glückliche Kur versprechen kann. Da ist nun meine Freude zweymal groß; einmal weil dem Vieh von seinem Zufalle, und hernach auch den Leuten von ihrem Aberglauben geholfen wird.

Höret nur, Wendel! was mir erst vor kurzem begegnet ist.

Ich ward zu einem Bauer gerufen, dessen Pferd schon zwey Tage nicht mehr fressen wollte. Jedermann im Dorfe hielt das für eine Zauberey; weil man bei allem Nachsuchen am ganzen Thiere nicht im Stande war, die Ursache des Uebels zu entdecken. Ich ließ bei meiner Ankunft dem Thiere sogleich das Maul aufthun, und bald entdeckte ich darin Spuren von einer Seife, die dem Pferde zwischen die Zähne eingerieben war. Hier ist ganz und gar keine Hexerey im Spiel, sagte ich, sondern alles geht natürlich zu. Einer von den Herumstehenden sagte, daß ich es hören konnte: das habe ich schon gedacht, daß der Pater wieder aus der Sache nichts machen werde; er glaubt an Nichts. Was sollt ich glauben, sprach ich, was man mir nicht beweisen kann? Ihr glaubet, daß hier offenbare Zauberey dahinter stecke, und ich will euch bald offenbar beweisen, daß keine vorhan-

den ist. — Der Eigenthümer schöpfte auf diese Worte die zuversichtlichste Hoffnung, sein Vieh wieder zu bekommen. Ich selbst hieß ihn gutes Muths seyn, foderte Salz, und befahl dem Pferde damit die Zähne zu reiben. Man suchte anfangs geweihtes Salz. Da man aber dasselbe nicht gleich bei Handen hatte, und ich behauptete, daß das ungeweihte hier gleiche Dienste thäte, so nahm man dasselbe so, wie man es zum Kochen braucht, aus der nächsten Taufel. Kaum waren die Zähne damit gerieben, so gieng's an ein Fressen, daß es eine rechte Lust war anzusehen. Die Verwunderung war allgemein, und der Eigenthümer so voll Freude, daß man ihn noch nie so gesehen hatte. Ich machte mir diesen günstigen Umstand zu Nutzen, und sprach zu den Anwesenden also:

„Itzt seht ihr also mit Augen, daß hier alles natürlich und ohne Zauberey zugegangen ist. Der ganze Umstand ist dieser: Dem Pferde sind die Zähne mit Seife eingerieben worden, und diese machte dem Thier auch das beßte Futter widerlich. Das sah ich, und ich mußte daher suchen, die Seife aus dem Maul zu schaffen, welches am beßten mit Salz geschieht. So natürlich, wie hier, geht es in allen andern Fällen zu. Nämlich es giebt unter Menschen und Vieh allerley schlimme Zustände; aber alle sind natürlich, und ereignen sich ohne Zauberey. Einige Zufälle sind so seltsam, und die Wirkungen so außerordentlich, daß oft auch der geschickteste Arzt die Ursache, und den wahren Zustand nicht errathen kann. Andere hingegen sind noch zu heilen, aber da muß man auch gerad das rechte Mittel dagegen wissen, und dasselbe geschickt anwenden, oder es ist alles andere vergeblich, was man auch immer thun mag. Da sind aber unverständige Leute gleich da, und machen kurzen Weg; nämlich sobald sie etwas nicht

ver-

verstehen können, so schreiben sie alles flugs den Hexen auf die Rechnung. Auf diese Art hätten wir nun freylich Hexereyen die Menge, weil es viel tausend Zufälle giebt, die wir nicht verstehen. Aber vernünftige Leute denken anders. Sie finden alles natürlich, und wenn sie auch, wie es oft geschieht, etwas nicht begreifen können, so hielten sie es für eine grosse Sünde, wenn sie dasjenige dem Teufel zuschrieben, was Gott und die Natur thut. Der Teufel (merket euch das, meine lieben Freunde) der Teufel hat mit euern Pferden, mit euern Kühen, und mit euern Rührkübeln nichts zu thun. Der Teufel muß dort seyn, wo Gott ihn hinsetzt; er bleibt in der Hölle, und kömmt nicht einen Schritt mehr weiter. Der Mensch hingegen soll sich befleißen, daß er alle Tage durch eigne sowohl als fremde Erfahrungen klüger werde. Hätte ich für euer Pferd nicht eben das rechte Mittel gewußt, so dürfte ich ganze Täge und Wochen in einem Athem fort benedizíren, und über das Roß die ganze Bibel herlesen; es würde alles nichts helfen. Da ich aber zum Glück eben das rechte Hilfsmittel wußte, so hätte ich heut die beßte Gelegenheit gehabt, euch hinter das Licht zu führen: ich hätte nämlich nur recht viel lateinische Segen über das Thier sprechen, und endlich nach vielen Umständen ein Salz weihen dürfen. Und weil von der Weihe die Natur und innere Eigenschaft des Salzes nicht im geringsten verändert wird, so würde zwar das geweihte Salz eben die Wirkung gemacht haben, wie ihr am ungeweihten gesehen habt; aber dabei würdet ihr die alten abergläubischen Leute geblieben seyn, und ich wäre ein verschmützter Leutbetrüger. Das würde uns aber weder vor Gott, noch vor den Menschen Ehre machen."

„Der liebe Gott wolle euch alle vor jedem Unfalle bewahren: aber sollte jemand aus euch irgend ein Unglück widerfahren, so denket ja nur nicht an Zauberey oder dergleichen Blendwerk, sondern seyd versichert, daß jedes Unglück ganz natürlich ist, und von natürlichen Ursachen herrühret. Suchet also allemal zuerst und zwar frühzeitig natürliche Mittel und einen geschickten Arzt; das ist das einzige und beßte, was ihr dabei thun könnt. Wollt ihr euch aber blos mit geistlichen und geweihten Mitteln behelfen, so werdet ihr damit nichts gewinnen als dieses: ihr werdet nämlich sehen, wie das Uibel stets überhand nimmt, wie der Zustand sich von Tag zu Tag verschlimmert, und wie endlich auch die rechten Mittel nicht mehr vermögend seyn werden, dem Uibel abzuhelfen. Das gewinnt man, wenn man alles der Zauberey zuschreibt."

„Ein kindliches Vertrauen zu Gott und ein herzliches Gebet ist allerdings die größte Pflicht eines jeden Christen: vergesset ja diese nie, und thuet allzeit, was an euch ist, so wird auch Gott thun, was sein ist. Hingegen wo man es an eigner Schuldigkeit ermanglen läßt, da wird das Vertrauen zu Gott eine Vermessenheit: und wo man noch obendrein auf seinen Nebenmenschen bösen Argwohn schöpfet, da ist das Gebet ein Gräuel vor Gott. Ich will nicht hoffen, daß ihr euch so einer Sünde werdet schuldig machen, besonders da ihr heut selbst gesehen, wie Gott auch in den verzweifeltsten Umständen mit blos natürlichen Mitteln helfen kann. Danket also für dießmal dem lieben Gott dafür, und seyd nicht mehr abergläubisch, sondern gläubig."

Diese Anrede: und meine Versicherung, daß ich selbst alle bisher mir begegnete Zufälle ohne

Zau-

Zauberey befunden, that die gewünschte Wirkung. Auf solche Weise habe ich schon viele von ihrem abergläubischen Wesen glücklicher Weise abgebracht.

Vom Schaden, den man vom Gespensterglauben hat.

Beide Hirten konnten sich nicht satt hören an dem vernünftigen Gespräch des Geistlichen. Der alte Wendelin bath ihn inständig, noch eine kleine Weile in ihrer Gesellschaft zu bleiben, welches der Pater endlich auch willig that, bevorab da er an dessen Sohn einen lebhaften Geist und eine außerordentliche Aufmerksamkeit bemerkt hatte.

Was mich am Aberglauben am meisten ärgert, sprach der Pater, ist nicht so fast die Dummheit, die man dabei verräth, als der mannigfaltige grosse Schaden, den man dadurch sich selbst, oder seinem Nebenmenschen zufügt. Man weiß Beispiele genug, daß einfältige Leute vor Gespensterfurcht ihren Weg verfehlt haben, vor Schrecken halb gestorben, oder in tödtliche Ohnmachten gefallen sind.

Ich will euch nur eine und die andere Historie erzählen.

Ein Bauer gieng neulich mit seinen zwey Kindern, Sohn und Tochter, in die Stadt zum Jahrmarkt. Spät Abends kehrte er mit ihnen wieder zurück nach Hause. Unterwegs traf er einen seiner Bekannten an, mit dem er etwas Wichtiges zu reden hatte; darum sagte er zu seinen Kindern, sie sollten, weil's schon sehr dunkel war, nur immer auf der Landstrasse bleiben, er werde bald nachfolgen und sie einholen. Kaum waren die Kinder einige hundert Schritte weit, so sahen sie seitwärts im Holz, eben

dort, wo der Gangsteig war, etwas Feuriges auf der Erde herumkriechen. Der furchtsame Knab zitterte an allen Gliedern. Das muntere Mädel hingegen lachte ihn aus, und sagte: ich muß doch wissen, was es ist; denn ich habe vom Vater gehört, man solle nur frisch allzeit auf dasjenige losgehen, was in der Finsterniß eine fürchterliche Gestalt zu haben scheint; so werde man allemal finden, daß es Nichts sey. Beherzt gieng also das Mädel dem feurigen Ding zu; der Knab aber lief voller Schrecken auf der Strasse fort, was er konnte. Als das Mädel zum kriechenden Feuer hinkam. — Was glaubet ihr, daß das erschreckliche Ding war? — Als sie bis hin zum Licht kam, so fand sie — einen Krämer, der auch vom Jahrmarkt kam, und mit einer Laterne auf der Erde herum etwas suchte. Der Mann hatte nämlich mit dem Schnupftuch seinen Geldbeutel herausgezogen, den er schon über eine Stunde vergebens suchte. Er bath dann das Mädel, sie möchte ihm suchen helfen. Weil die Kleine sich besser bücken konnte, und schärfere Augen hatte, so fand sie den Säckel bald, und der Krämer gab ihr für ihre Mühe eine recht schöne Florschnalle zum Geschenke. Sie gieng mit ihm nach Haus, und bald darauf kam auch ihr Vater. Aber der Knab ließ sich bis gegen Mitternacht nicht erwarten. Endlich gieng der Vater mit der Laterne hinaus, und ungefähr hundert Schritte vom Dorf hörte er etwas jämmerlich winseln. Er lief hinzu, und fand den Buben in einem tiefen morastigen Graben, wo er sich nicht mehr heraushelfen konnte. Nachdem der Vater ihn herausgezogen hatte, fragte er ihn, wie er denn hieher gekommen wäre? Ach, sagte der Knab, wie die Schwester mich allein gelassen, lief ich vom Gespenste voller Schrecken fort, und sah

währendem Laufen beständig nach dem feurigen Dinge um; weil aber dieses mir immer nachgelaufen und stets näher gekommen ist, bin ich von der Strasse gekommen, und in den Graben gestürzt. Wäre nicht bald wer gekommen, so hätte ich unfehlbar in diesem Morast ersticken, und mein Leben enden müssen. Sieh, sprach der Vater, das thut die närrische Furcht vor Gespenstern! Aber komm nur, deine Schwester wird dir erzählen, daß ein unerschrockener Mensch keine Gespenster sieht.

2. Im verwichenen Jäner, da der Schnee ungemein tief lag, und die Kälte unerträglich war, hörte ein Bauer, der spät nach Hause gieng, ungefähr zweyhundert Schritte vom Wege, etwas jämmerlich um Hilfe schreyen. Aber der Bauer machte ein Kreuz um das andere, und blieb genau auf seinem Wege; weil er von seinen abergläubischen Eltern oft hatte erzählen gehört, daß solche rufende Stimmen nichts anders als Gespenster wären, die einen gern verführen möchten. Aber Tags darauf fand man an eben diesem Orte einen Mann, der vom Wege gekommen, und des Nachts erfroren war. O wie würden die fünf hinterlassenen Kinder und die arme Wittwe dem Bauer gedankt haben, wenn er nicht so abergläubisch gewesen wäre, und ihren lieben Brodvater beym Leben erhalten hätte!

3. In Oberbayern starb eine Müllerinn, deren Mann ziemlich reich und eben so abergläubisch war. Ungefähr acht Tage nach ihrem Absterben ließ in der Sägmühle sich ein Gespenst sehen, welches schwere Ketten schleppte, und in einem schwarzen Kleide erschien, woran man hin und wieder weiße Tupfen bemerkte. Nach wiederholten Erscheinungen faßte endlich der Müller das Herz, und befragte den Geist,

dort, wo der Gangsteig war, etwas Feuriges auf der Erde herumkriechen. Der furchtsame Knab zitterte an allen Gliedern. Das muntere Mädel hingegen lachte ihn aus, und sagte: ich muß doch wissen, was es ist; denn ich habe vom Vater gehört, man solle nur frisch allzeit auf dasjenige losgehen, was in der Finsterniß eine fürchterliche Gestalt zu haben scheint; so werde man allemal finden, daß es Nichts sey. Beherzt gieng also das Mädel dem feurigen Ding zu; der Knab aber lief voller Schrecken auf der Strasse fort, was er konnte. Als das Mädel zum kriechenden Feuer hinkam. — Was glaubet ihr, daß das erschreckliche Ding war? — Als sie bis hin zum Licht kam, so fand sie — einen Krämer, der auch vom Jahrmarkt kam, und mit einer Laterne auf der Erde herum etwas suchte. Der Mann hatte nämlich mit dem Schnupftuch seinen Geldbeutel herausgezogen, den er schon über eine Stunde vergebens suchte. Er bath dann das Mädel, sie möchte ihm suchen helfen. Weil die Kleine sich besser bücken konnte, und schärfere Augen hatte, so fand sie den Säckel bald, und der Krämer gab ihr für ihre Mühe eine recht schöne Florschnalle zum Geschenke. Sie gieng mit ihm nach Haus, und bald darauf kam auch ihr Vater. Aber der Knab ließ sich bis gegen Mitternacht nicht erwarten. Endlich gieng der Vater mit der Laterne hinaus, und ungefähr hundert Schritte vom Dorf hörte er etwas jämmerlich winseln. Er lief hinzu, und fand den Buben in einem tiefen morastigen Graben, wo er sich nicht mehr heraushelfen konnte. Nachdem der Vater ihn herausgezogen hatte, fragte er ihn, wie er denn hieher gekommen wäre? Ach, sagte der Knab, wie die Schwester mich allein gelassen, lief ich vom Gespenste voller Schrecken fort, und sah

währendem Laufen beständig nach dem feurigen Dinge um; weil aber dieses mir immer nachgelaufen und stets näher gekommen ist, bin ich von der Strasse gekommen, und in den Graben gestürzt. Wäre nicht bald wer gekommen, so hätte ich unfehlbar in diesem Morast ersticken, und mein Leben enden müssen. Sieh, sprach der Vater, das thut die närrische Furcht vor Gespenstern! Aber komm nur, deine Schwester wird dir erzählen, daß ein unerschrockener Mensch keine Gespenster sieht.

2. Im verwichenen Jäner, da der Schnee ungemein tief lag, und die Kälte unerträglich war, hörte ein Bauer, der spät nach Hause gieng, ungefähr zweyhundert Schritte vom Wege, etwas jämmerlich um Hilfe schreyen. Aber der Bauer machte ein Kreuz um das andere, und blieb genau auf seinem Wege; weil er von seinen abergläubischen Eltern oft hatte erzählen gehört, daß solche rufende Stimmen nichts anders als Gespenster wären, die einen gern verführen möchten. Aber Tags darauf fand man an eben diesem Orte einen Mann, der vom Wege gekommen, und des Nachts erfroren war. O wie würden die fünf hinterlassenen Kinder und die arme Wittwe dem Bauer gedankt haben, wenn er nicht so abergläubisch gewesen wäre, und ihren lieben Brodvater beym Leben erhalten hätte!

3. In Oberbayern starb eine Müllerinn, deren Mann ziemlich reich und eben so abergläubisch war. Ungefähr acht Tage nach ihrem Absterben ließ in der Sägmühle sich ein Gespenst sehen, welches schwere Ketten schleppte, und in einem schwarzen Kleide erschien, woran man hin und wieder weiße Tupfen bemerkte. Nach wiederholten Erscheinungen faßte endlich der Müller das Herz, und befragte den Geist,

dieser endlich ankam, sah er, daß alle Hilfe bereits zu spät wäre; doch sagte, daß dem armen Kranken noch vor ein paar Stunden hätte können geholfen werden, wenn der verwünschte Fehler nicht geschehen wäre. — Hier ist abermal die kindische Gespensterfurcht schuld an dem Tod dieses Mannes.

Beispiele dieser Art wollte ich euch, lieber Freund! noch die Menge erzählen; aber meine Stunde ruft mich nach Hause. Ich sage nur so viel: diejenigen, die vorgeben, als hätten sie Gespenster oder Geister gesehen, sind allemal solche, die schon vorher an Gespenster glauben, von Gespenstern träumen, und Tag und Nacht ihren Kopf voll Gespenster haben. Solche Leute dürfen des Nachts nur etwas sehen, das ihnen fremd vorkömmt, so ist ihr erster Gedanke: Ein Gespenst! Da stellt dann die Einbildungskraft, bei Furcht und Schrecken, dem Menschen die Sache gerad so fürchterlich vor, als er sich's einbildet; die Haare stehen ihm gen Berg, er schreyt, macht Kreuz über Kreuz, und läuft endlich, was die Füsse vermögen: und nun schwört er Stein und Bein darauf, es sey ein Gespenst gewesen. Erzählt dieser hernach seine Historie weiter, so wird die Geschichte immer vergrössert, je öfter die Erzählung den Leuten durch die Mäuler geht, und nach und nach wird erstaunlich viel dazu gelogen. Der erste lügt die Hörner, der andere die Geißfüsse, der dritte ein paar feurige Augen, und der vierte spitzige Krallen hinzu. Betrachtet man aber hernach die Sache recht beim Lichte, so ist das ganze fürchterliche Gespenst oft nichts anders, als ein hohler Stock eines Baumes, der Schatten von einem Kamin, ein Johanniskäfer, ein Windstoß, ein paar spielende Katzen, ein Fledermaus, ein Wurm, der an der Wand nagt, oder aber ein listiger Dieb, oder ein paar Verliebte,

denen

denen daran liegt, daß die Leute hübsch im Aberglauben erhalten werden, damit sie ungehindert ihre bösen Geschäfte treiben können. Aber noch nie hat ein Mensch ein wahres Gespenst, oder einen Geist gesehen Es ist nicht einmal möglich. Denn ein Geist hat keinen sichtbaren Leib. Sobald man also etwas sieht, es mag aussehen, wie es will, so ist's eben darum kein Geist, weil man's sieht.

Und was hätten denn aber die Geister auf unsrer Erde auch für eine nothwendige Arbeit? Sollen sie etwa unsre Bettvorhänge auf- und zuziehen? oder auf den Kornboden auf- und ablaufen? oder uns mit Larven schrecken? Wenn sie nichts wichtigeres zu thun haben, als nur dieß, so dürfen sie wohl daheim bleiben. Ich glaube, die Gespensterercheinung wäre nie schicklicher gewesen, als bei den Brüdern des reichen Prassers, damit die bösen Gesellen sich hätten bekehren können. Aber nein! mit Geistererscheinungen will Gott keine Bekehrung anfangen; man sagte zu dem Unglücklichen kurzweg: „Deine Brüder haben den Moses und die Propheten, wenn sie diese nicht hören, so werden sie auch nicht glauben, wenn schon einer von den Todten aufstünde."

Es ist also auf Hexereyen, Zauberkünste und auf Geistererscheinungen sauber gar nichts zu halten.

Hexereyen sind nichts. Denn nach dem gemeinen Rufe ist eine Hexe diejenige Person, die vermöge eines Pakts mit dem Teufel durch die Luft fährt, auf einem gewissen Hexenplatze tanzt, und dort Unzucht treibt, dem Nächsten Schaden zufügt, Donner- und Hagelwetter macht, und anderes Unglück anrichtet. Aber da bitte ich euch, denket nur ein wenig nach. Auf der Gabel durch die Luft fahren, wäre so gewiß ein augenscheinliches Mira-

kel,

kel, als wir es für ein Mirakel halten, daß der Prophet Habakuk von einem Engel ist durch die Luft getragen worden. Bei der Hexenfahrt aber wäre das Wunder noch weit grösser, eben darum, weil diese mirakulose Fahrt nicht durch Hilfe eines heiligen Schutzengels, sondern gar durch den Teufel geschieht. Da möchte ich einen vernünftigen Mann kennen, der dieses glauben kann!

Es giebt auch kein Hagel- oder Donnerwetter, das von Hexen oder vom Teufel gemacht ist. Denn der gute Christ glaubt, daß alle Elemente Gott allein gehorchen, und nicht dem Teufel. So gewiß es ist, daß Regen und Sonnenschein von Gott ist, und nicht vom Teufel: so gewiß ist es auch, daß Donner und Hagel von Gott sind, und nicht vom Teufel. Wer da sagt, daß Gott das gute, der Teufel hingegen das schlimme Wetter regiere, der thut eine Gotteslästerung; denn so müßte nothwendig Gott und der Teufel die Regierung miteinander getheilt haben. Das ist aber erschrecklich, solche Sachen auch nur zu denken.

Daher ist auch das Wetterläuten von höchster Obrigkeit mit Recht verboten worden; weil man aus Dummheit angefangen hat, das Läuten nicht mehr für ein Ermahnungszeichen zum Gebet, sondern für ein Mittel wider den Schauer und Blitzstral zu halten. Wäre das Läuten wirklich das rechte Mittel dagegen, so müßte weder Hagel noch Blitz einmal Schaden thun können. So aber hören wir fast alle Jahre, daß in Orten, wo man alle Glocken nach Kräften zusammenläutet, der Hagel schlägt, und daß der Blitz eben am öftesten in die Kirchthürme fährt. Das wäre aber wohl nicht möglich, wenn das Läuten das rechte Mittel dagegen wäre.

Zauberey ist Nichts. Der Teufel kann nichts thun, will nichts thun, darf nichts thun. Alle Zauberkunst ist durch Christum zu nichts geworden, alle schädliche Packte sind aufgehoben, und sobald man Dummheit und Unwissenheit nicht mehr herrschen läßt, so ist auch das alte Reich des Satans zerstört.

Auch Geistererscheinungen sind Nichts. Ich wüßte nicht, was Geister auf unsrer Welt noch zu thun hätten. Und wenn uns auch alle Geister, so viel in der Hölle und im Fegfeuer sind, erschienen: so könnten sie uns nichts bessers, nichts schöners und nichts wichtigers sagen, als was Jesus Christus uns gesagt hat. Wenn wir unserm göttlichen Erlöser nicht glauben, so werden wir wohl den Gespenstern noch weit weniger glauben. O, es ist zwischen uns und ihnen eine großmächtige Kluft: wir können nicht zu ihnen hinüber, und sie nicht zu uns herüber. Die Seelen der Abgestorbenen ruhen, und bleiben ruhig an dem Orte, wo sie sind. O, so lassen wir sie auch ruhen im Frieden. Amen!

Mit diesen Worten beschloß es der Pater, und nahm Urlaub von ihnen.

Die zween Wendel hatten itzt noch weit mehr Licht in der Sache, als zuvor. Sie möchten nun auch gern wissen, was ihr Herr Pfarrer davon hielte.

Dieser Geistliche war im ersten Jahre seiner Amtsführung bei jedermänniglich beliebt; denn er war emsig und pünktlich in seinen Verrichtungen kurz und faßlich im Unterrichte, gesprächig und freundlich im Umgange. Aber schon im zweyten Jahre gab es eine Menge Verdrüßlichkeiten. Es hatte nämlich ein Schauerwetter zwey Drittel der Feldfrüchte

erschlagen. Da war der Kredit des Pfarrers auf einmal verloren. Die Bauern wurden wie rebellisch, und es hieß: Den Pfarrer können wir nicht haben; er taugt nichts; er kann das Wetter nicht heben! Daher wurde gleich des Tags darauf die sämmtliche Gemeinde aufgeboten, und der Schluß gefaßt, mit gesammter Hang im Pfarrhofe einzufallen, und dem Pfarrer Mores zu lehren; weil er nicht wetterfest und nicht wettergerecht war. Wirklich traten die Bauern mit wildem Gepolter in die Stube des Pfarrers, und man hätte glauben können, einen Haufen wilder Indianer vor sich zu sehen. Ihr Zettergeschrey, ihr Trotzen, Hineinschlagen auf den Tisch, hätte auch den beherztesten Mann erschrecken können. Aber der Pfarrer kamm bei dieser seltsamen Gesandtschaft doch nicht aus seiner Fassung. Nachdem er sie etwas hatte austoben lassen, sprach er beherzt, und mit gelaßner Stimme zu ihnen: Meine Männer! diese eure Begegnung ist mir seltsam, und ich kann als guter Freund euch sagen, daß sie euch wenig Ehre, und noch weniger Vortheil bringt. Mit Grobheiten und Gewaltthätigkeiten gewinnt man nichts; aber man kann viel damit verlieren. Ihr wisset, wie streng nach den Landesgesetzen ein Auflauf bestraft wird, und wie scharf es verboten ist, sich eigenmächtig Recht zu verschaffen. Findet ihr mich strafbar, so ist ja die Obrigkeit dazu da. Ihr kennet meinen Richter so gut, wie den eurigen. — Der unerschrockne Ton, in welchem der Pfarrer zu ihnen redete, bändigte die Bauern ziemlich, und nachdem einer aus dem Haufen, der für den Beherztesten gelten wollte, noch einige derbe Grobheiten dem Pfarrer ins Angesicht gesagt hatte, zog der ganze Haufe wieder fort. — Einige wollten durchaus haben, man solle den Pfarrer klagen; aber die

mehrern

mehrern ahndeten nichts Gutes, und ließen daher die Sache seyn, wie sie war.

Bei allem dem aber ward zwischen dem Pfarrer und der Gemeinde das alte Vertrauen nicht im Geringsten hergestellt; dabei verdroß den Pfarrer nichts so sehr, als daß er blos wegen dem Wettersegen das Zutrauen der Seinigen verloren, und kein Mittel mehr sah es zu gewinnen.

Unter andern verlangten die Bauern von ihm, daß er bey jedem Donnerwetter mit dem Kreuzpartikel, wenn's aber recht schwarz aussah, mit dem hochwürdigen Gut die Wolken segnen sollte. Das letztere that ihnen der Pfarrer absolute nicht, so ungestüm sie es auch haben wollten. Er sagte, es wäre dieses nicht nur wider das ausdrückliche Verbot seines Bischofs, sondern es zeige auch einen offenbaren Unglauben gegen das hochwürdige Sakrament des Altars, und eine ärgerliche Mißhandlung desselben an. Er sagte: Ihr seyd ja katholische Christen, als solche glaubet ihr ja, daß Jesus als wahrer Gott in der heiligen Hostie zugegen ist! Nun, wozu soll ich Jesum aus dem Tabernakel herausnehmen? Soll ich ihm etwa die Wolken zeigen, die er zwischen vier Mauern nicht so gut sehen kann, wie in freyer Luft? Oder hat er draußen mehr Gewalt als darinnen? Wenn wir ihn aus der Kirche heraustragen, und stellen ihn so gegen die Wolken hin, so ist's nichts anders, als wenn wir wie die unglaubigen Juden zu ihm sagen: Jetzt zeige uns ein Zeichen am Himmel, oder wir glauben nicht, daß du Gottes Sohn bist! Nein, diese Sünde werde ich an Gott nicht begehen, wenn ihr mich auch steinigen würdet.

Das Jahr darnach kam der grosse Schneedruck und der Kornbrand. Da mußte wieder der Pfarrer die einzige Schuld daran haben.

Wer das fassen kann, der fasse es!

Mein, was kann der Pfarrer dafür, wenn es schneyt, oder regnet, oder rieselt? So wenig es einen Menschen auf dem Erdboden giebt, der den Regen, oder den Sonnenschein verhindern kann: eben so wenig giebt es auch einen Menschen, der dem Hagelwetter etwas zu befehlen hat. So eine Kunst wäre viele Millionen Gulden werth; und niemand würde sie lieber zu erlernen suchen, als der Pfarrer; weil dieser gemeiniglich den Zehent hebt, und eignen Feldbau hat. Aber im Wetterfegnen besteht diese Kunst wohl nicht. Der Segen, den da der Priester spricht, ist nicht eine Beschwörung der Wolken, sondern blos ein demüthiges Gebeth, welches im Inhalte nicht anders heißt, als: „Herr, wenn es dein göttlicher Wille ist, und zu unsrer Seligkeit gereicht, so schenke uns die lieben Feldfrüchte, die du uns schon oft geschenkt hast, ohne daß wir sie verdient haben. Aber nicht unser Wille, sondern dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden." So kindlich dieses Gebeth auch ist, so hat es doch die unfehlbare Kraft nicht, den Schauer abzuwenden; weil der Wille Gottes oft ganz andere Absichten hat, als der unsere.

Zudem ist auch der Priester für Blitz und Hagel gar nicht einmal geweiht, sondern nur zur Verkündigung des göttlichen Wortes, und zur Ausspendung der heiligen Sakramente. So wenig der Priester Macht hat, Wetter zu machen, so wenig hat er auch Macht, Wetter zu vertreiben. Ein demüthiges Gebet zum Himmel schicken kann er; aber dem Himmel

Ge-

Gesetze vorschreiben, das kann er nicht. Nicht an des Pfarrers Segen, sondern an Gottes Segen ist alles gelegen!

Entwurf zu einer Dorfschule.

Solche Vorstellungen machte der Pfarrer seinen Bauern zwar oft. Aber alles war umsonst. Bei einem schlecht erzogenen Volke, und bei aufgebrachten Leuten sind alle Vernunftsreden am unrechten Orte angebracht.

Da der Pfarrer sah, daß alle Bemühungen, sich wieder in die Gunst des Volkes zu setzen, vergeblich waren, so theilte er seine Zeit mit der Hauswirthschaft, mit dem Gartenbau, mit guten Büchern, und mit guten Freunden, die er in der Nachbarschaft fand, machte seine Amtsverrichtungen so fleißig wie zuvor, und ließ übrigens alles gehen, wie es gieng. Er war mit keinem aus seiner Gemeinde vertraut, und keiner mit ihm.

Bei jenem rebellischen Auftritte aber war Wendel allein nicht zugegen, und er war der einzige, der diesen schändlichen Auflauf allzeit getadelt hatte.

Aufgemuntert theils durch die Freundlichkeit, die er am Pfarrer schon oft bemerkt hatte, theils durch das Geschenk, das sein Sohn von ihm empfangen, entschloß er sich, seinem Seelsorger das ganze obige Gespräch des Vaters zu erzählen.

Der Pfarrer begegnete ihm mit allen Zeichen eines freundlichen Wohlwollens, und bezeugte, daß er gegen Wendelin, als dem ehrlichsten Mann im Dorfe, allzeit eine grosse Schätzung gehabt habe. Als sie auf das Gespräch des Vaters kamen, bestättigte

der Pfarrer alles noch mit neuen Gründen. Endlich sprach er: Lieber Wendel! mit alten Leuten, und mit solchen, die mit närrischen Meinungen aufgewachsen sind, ist nichts mehr zu richten: sie lassen sich dasjenige um alle Welt nicht mehr nehmen, was ihnen einmal im Kopfe sitzt, und sie schämen sich, etwas zu lernen, besonders von Leuten, die jünger sind, als sie. Ich war daher schon lange bedacht, unsere Jugend in guten Grundsätzen unterrichten zu lassen; weil im Alter aller Unterricht schon zu spät kömmt; denn alte Bäume lassen sich nicht biegen. Ich bedaure zwar sehr, daß die Gemeinde wider mich eingenommen ist; aber noch mehr bedaure ich, daß ich wegen eben dieser Verdrüßlichkeit verhindert bin, manches gute zu stiften. Ihr wisset, was es für ein schönes Ding ist, wenn Kinder lesen, schreiben und rechnen können, und wie nothwendig heut zu Tage die Kunst allen Leuten ist, die in der Welt mit Ehren fortkommen wollen. Ich war also gesinnt, eine Dorfschule zu errichten. Zu diesem Ende brauchte ich nichts, als daß mir von der Gemeinde die untere Stube im sogenannten Pfründhause eingeräumt würde; sie ist ohnehin unbewohnt; zu einer Schulstube aber ziemlich bequem und geräumig. Hätte ich diese Stube, so müßte mir ohne allen andern Unkosten die beßte Dorfschule da seyn. Aber! aber! da möchte ich anfangen, was ich wollte; ich würde es nie treffen können. Alle würden insgesamt wider mich aufstehen, würden die nützlichste Unternehmung tadeln, und alle meine Bemühungen zu nichts machen.

Wendelin hatte allemal herzliches Vergnügen, so oft er von einer guten Einrichtung hörte; aber diesesmal glühete sein Herz vor Freude. Er sprach daher zum Pfarrer: Wenn sonst weiter nichts, als dieses, fehlt, so lassen Sie nur mich dafür sorgen. Eu'r

Hoch-

Hochwürden kennen doch Ihre Dorfleute auch nicht alle. Ich kenne drey rechtschaffene Männer darunter, die durchaus ungern bei jenem Auflaufe erschienen, und von den übrigen nur durch Drohungen und Gewalt dazu sind hingezogen worden. Sie haben mir schon oft und recht offenherzig entdeckt, wie sehr es sie reue, daß sie einmal mitgeholfen hätten, ihrem Herrn Pfarrer Verdruß zu machen, der sie doch nie beleidigt hätte. Mit diesen Männern will ich gewiß alles ausrichten, wenn Eu'r Hochwürden mir nur den Fingerzeig geben wollen, wie und auf was Weise die Sache am geschicktesten anzugreifen sey.

Dem Pfarrer war nicht nur die muthige Anerbiethung des Wendels, sondern auch die Nachricht höchst erfreulich, daß im Dorfe noch wenigstens drey ehrliche Männer wären, die es mit ihm gut und redlich meinten. Er gab daher dem Wendel allen nöthigen Unterricht in der Sache.

Wendel verfügte sich noch desselben Tages zu jenen drey Männern, entdeckte ihnen das löbliche Vorhaben des Pfarrers, und brachte noch zween andere Männer auf seine Seite.

Sonntags darauf wurde von dem Dorfsführer die Gemeinde zusammenberufen, und darüber Rath gehalten.

Da alle Glieder der Dorfsgemeinde beisammen waren, machte der Dorfsführer, der eben auch auf Wendels Seite war, den Vortrag mit diesen Worten: Meine lieben Leute! unser Herr Pfarrer hat sich anerbothen, unserm Dorfe eine grosse Wohlthat zu thun. Er ist gesinnt, wenn's euch allen recht ist, eine Dorfsschule aufzurichten, daß alle unsre Kinder lesen, schreiben und rechnen lernen können.

Was? fieng Hanns Großmaul an, eine Schule? Wir brauchen keine Schule. Sag' ihm's nur, dem Pfarrer, er soll brav bei seinem Brevier bleiben, und sich um unsre Kinder nicht bekümmern. Wir sind ohne Schule groß geworden, und unsre Kinder werden's auch ohne Schule werden. Was doch das wieder für verfluchte Einfälle sind! Solang unser Dorf steht, ist dahier noch nie eine Schule gewesen! Das sind doch recht verdammte Neuerungen. Da müßten wir wieder brav Geld geben; man kennt die Vögel am Gesang. Wir haben im Dorfe Abgaben ohnehin genug. Nein, eine Schule soll mir nicht ins Dorf, wenn schon die ganze Hölle offen stünde. Beileib keine Schule! Männer, beileib keine Schule!

Da schrie ein ganzer Haufe aus vollem Hals: Jawohl Schule, jawohl Schule! Da wird nichts daraus!

* * *

Wenn auf Dörfer, oder in Märkten eine Gemeinde gehalten wird, so ist das ein abscheuliches Ding, daß man nichts braucht, als recht fürchterlich zu schreyen und zu brüllen, und recht steingrob auf diejenigen zu schimpfen, die irgend eine gute und nützliche Einrichtung machen wollen. Da rotten sich zuvor fünf oder sechs solche Rebeller zusammen, und sobald einer von ihnen anfängt, seine weite Gurgel aufzuthun, so schreyen alle seine Mithelfer in die Wette, damit es herauskomme, als wenn die ganze Gemeinde einhellig dawider wäre. Man weiß, daß meistentheils nur junge Leute, die keine Erfahrung, und wenig Hirn haben, oder lüderliche Bärenhäuter, und verdorbene Hauswirthe die größten Schreyer sind und ihre Mäuler am weitesten aufreißen. Deßwegen hat der brave ehrliche Mann

allezeit

allzeit grosse Noth, wenn er etwas Nützliches durchsetzen will. Denn er muß nicht nur alle erdenkliche Beweisgründe anführen, damit er den übrigen den Nachtheil oder Nutzen der Sache begreiflich machen möge; sondern er hat auch eine grosse unüberwindliche Standhaftigkeit vonnöthen, daß er sich von den Großmäulern nicht überschreyen läßt, und daß er alle die Grobheiten ertragen kann, die er von dem rebellischen Haufen hören muß. Da kann man leicht denken, daß in solchen Orten nicht viel Gutes zu Stand kommen kann; weil allemal nur die Schreyer und Rebeller ihr Maul aufthun, die rechtschaffenen Leute aber, die es gut meinen, lieber stillschweigen, als daß sie sich schimpfen und lästern lassen, und zuletzt gleichwohl nichts ausrichten.

* * *

Das war nun auch der Fall bei dieser Gemeinde. Durch das fürchterliche Zettergeschrey wurden die Gutgesinnten übertäubt, und keiner getraute sich ein Wort mehr zu reden.

Aber für eine gute Sache sollte man etwas über Macht thun, und sich durch nichts abschrecken lassen.

Wendelin hatte noch Muth genug. Nachdem also der Lärm in etwas nachgelassen hatte, sprach er zu ihnen: Männer! Wenn der Herr Pfarrer von euch verlangte, daß ihr entweder zur Erbauung der Schule, oder zur Beischaffung dessen, was man dazu nöthig hat, einigen Aufwand machen müßtet, so solltet ihr auch einen grossen Unkosten nicht scheuen. So aber begehrt der Herr Pfarrer nichts. Er ist so gütig, und will selbst Schulmeistersdienste machen; will aus eigenem Vermögen Tische, Stühle, Bänke, Tafeln, Schreibzeuge und alle nöthigen Bücher herbeyschaffen. Von euch aber verlangt er mehr nicht

als daß ihr ihm die untere leere Stube im Pfründhause vergönnet, und daß ihr eure Kinder, wenn ihr sie lieb habet, fleißig in die Schule schicket. Das werdet ihr ja doch zugeben! Wir machen uns wirklich in der ganzen Nachbarschaft verschreyt, wenn wir diese grosse Wohlthat verschmähen.

Auf dieses Wort schrie einer: Ha, was da Wohlthat! Wir brauchen keine Wohlthat, und ebendrum, weil der Pfarrer glaubt, er thue uns etwas so Grosses, so mag er mit seiner Wohlthat zu Hause bleiben! Ich habe keine Kinder, ich brauche wohl keinen Schulmeister: und wenn ich welche hätte, so kann ich nicht sehen, wozu uns ein Schulmeister vonnöthen wäre!

Unsere Vorfahrer, schrie ein anderer, waren gewiß auch keine Narren; sie haben ihre Arbeit gethan, haben gute Hauswirthschaft geführet, haben Stift und Steuer gegeben, und sind mit Ehren aus der Welt gekommen — und das alles ohne Schulmeister und ohne Schule.

Und mein Ahnherr, rief ein verdorbener Bauer, hat bis nach Moskau und Petersburg gehandelt, ist viel tausend Gulden reich geworden, und hat doch weder lesen noch schreiben können. Unsere Kinder können wohl auch wachsen und arbeiten, essen und trinken und alt werden, ohne Schule.

Auf dieses stimmte wieder der ganze Haufe ein, und im verwirrten Geschrey hörte man nichts als die Worte: Fort mit der Schule! Jawohl Schule! Nichts! nichts! nichts da!

Wendelin sah nun allbereit, daß mit dieser verwilderten Schaar nichts zu richten sey. Er versuchte drey- bis viermal zum Wort zu kommen; aber umsonst.

Zuletzt

Zuletzt ruckten sie auch mit den ungezogensten Schimpfworten aus, die sie theils gegen Wendeln, theils gegen den Pfarrer ausstießen: ja einige droheten auch mit Schlägen, sofern man von dieser Sache noch ein einziges Wort reden würde. Da war nun freylich zum Schweigen hohe Zeit. Endlich wurde noch eine Weile geschrieen, geschimpft und geflucht, und dann verlor sich nach und nach die ganze Versammlung.

Aus der Schule ward also nichts.

Nichts fiel dem guten Wendel schwerer, als diese unangenehme Nachricht seinem Pfarrer zu hinterbringen. Das hatte ich mir wohl gedacht, sprach dieser, daß aus der Sache so bald nichts werden könne, wenn man es auf das Gutachten so vieler Köpfe ankommen läßt.

Alle Unruhe zu verhüten, sollte bei jeder Gemeindeversammlung auch der Gerichtsdiener zugegen seyn. Aber dießmal war er eben in andern Geschäften, und nicht zu Hause.

Indessen hatte er von dem Tumult und den Beschimpfungen gehört, die diese Bauern in ihrer Gemeinde einander letzthin angethan hatten, und das war genug, alle ohne Ausnahme als Ruhestöhrer und Injurianten anzugeben.

Bei dem Verhör zeigte sich nun die Sache so, wie sie war. Alle, die geschimpft hatten, wurden zur Strafe gezogen; hingegen alle diejenigen vom Richter belobt, die sich ruhig gehalten, und nicht Scheltworte mit Scheltworten vergolten hatten.

Einer von den groben ungeschliffenen Bauern sagte dem Richter frey ins Angesicht: Eu'r Gnaden können uns itzt zwar strafen, aber unsere Schimpf-

namen lassen wir uns nimmer abgewöhnen, sie sind uns so gemein, wie unsre Muttersprache. So, versetzte der Richter, es ist gut, daß ich eure saubere Art einmal kenne, ich werde mithin auf euch desto wachbarer seyn. Diese eure schändliche erzgrobe Sprache, wenn sie auch nochmal eure Muttersprache ist, muß mir weg. Mir als Richter ist nichts unmöglich. Ich habe, seitdem ich im Amte bin, schon weit mehrere Mißbräuche abgestellt. Glaubet mir sicher, ich werde auch mit dem eurigen fertig werden. Wer mit Güte sich nicht helfen läßt, dem helfe ich mit Schärfe. Wo gute Worte nichts verfangen, da muß der Karbatsch sein Meisterstück machen. Man kann doch Affen zahm machen, und wilde Bären tanzen lehren. Nur getrost; ich verzweifle nicht an eurer Besserung: in Kurzem will ich euch die wildesten Unarten abgewöhnen. Ich will nicht hoffen, daß ihr es auf den Zwang werdet ankommen lassen. Aber in Zukunft wird eure Gemeinde friedlicher seyn, und wer noch das geringste Schimpfwort ausstößt, der wird mir auf die empfindlichste Art gestraft. — Damit aber in Zukunft Ruhe und gute Ordnung in euren Gemeinversammlungen desto gewisser erhalten werde, so will ich euch nun die Punkte vorlesen, die man jedesmal dabei zu beobachten hat, und die ich euch schriftlich einhändige, damit ihr dieselben in eurem Schrein unter andern Schriften aufbewahren, und mit Anfang jedes Jahrs öffentlich der Gemeinde vorlesen könnet.

Hier trat der Richter in seine Nebenstube, holte die Schrift heraus, und las sie den Bauern vor, wie folgt:

Verhaltungsregeln bei Gemeinversammlungen.

1) Jeder Dorfsführer kann und soll in wichtigen Fällen die Gemeinde zusammenberufen. Sollte aber ein anderer Gemeiner etwas anzubringen haben, das entweder zur Abwendung des Gemeinschadens, oder zur Beförderung des Gemeinnutzens dienlich zu seyn scheint; so soll dieser zuvor mit den Dorfsführern von der Sache sich unterreden, und diese sollen alsdann die Gemeinde zusammenberufen.

2) Sollten aber die Dorfsführer aus Eigennutz, oder Feindseligkeit, oder um einer andern wichtigen Ursache willen diese ihre Schuldigkeit nicht thun, so solle man es bei Gericht anzeigen, wo sohin alle nützliche Anstalten getroffen werden.

3) So eine Gemeinde zusammenberufen wird, sollen alle Gemeiner dabei erscheinen, und ohne erhebliche Ursache keiner wegbleiben. Wer ohne Ursache ausbleibt, soll bei Gericht angegeben werden, und da seine Strafe empfangen.

4) Bei der Gemeinde soll zwar jeder frey und ungehindert seine Meinung sagen dürfen; aber nie soll das mit Ungestüme, mit wildem Geschrey, noch viel weniger mit Schelt- oder Schimpfworten geschehen. Wer sich hierinn vergeht, soll seine unausbleibliche gerichtliche Strafe empfangen.

5) Damit der gute Endzweck der Gemeinversammlung desto gewisser und unfehlbarer erhalten werde, so soll zwar jeder Gemeiner frey und ungebunden für oder gegen die Sache reden; aber es soll in Zukunft keine Stimme mehr gelten, als nur dessen, der auch dabei seine Ursache und seinen Grund (Warum oder Warum nicht) anführt. Wer blos redet, und nicht zugleich sagt: Warum: oder Warum nicht, den soll man ansehen, als wenn er gar nicht geredet hätte.

6) Wer unbändig schreit, oder lärmt, oder schimpft, der hat für dießmal seine Stimme verloren, und ist zugleich vor Gericht straffällig.

7) Wer

7) Wer blos Feindseligkeit, oder eigennützige Absichten blicken läßt, der ist nicht anzuhören; denn in Gemeinsachen muß man den eigenen Nutzen vergessen, und blos auf den gemeinen sehen; weil ohne Arbeit und ohne einige Unkosten nie ein Gemeinnutzen kann befördert werden.

8) Endlich weil von keiner Gemeinde zu hoffen ist, daß alle Köpfe einstimmig seyn, so hat man auf die Einwendungen weniger Köpfe ganz und gar nicht zu merken; sondern wenn zwey Drittel übereingekommen sind, da sind die übrigen für nichts mehr zu achten. Es sind daher nach der Hand alle und jede verbunden, ohne Widerrede zum Werke Hand anzulegen; widrigenfalls haben sie vor Gericht ihre Strafe zu gewärten.

Diese Punkte wurden nachgehends pünktlich befolget, und man hat erfahren, daß dem Dorfe grosse und beträchtliche Vortheile dadurch zugewachsen sind.

Noch eins, sprach der Richter: Was ist denn eigentlich der Inhalt eurer Versammlung gewesen, daß ihr so gar nicht untereinander habt einig werden können?

Die ganze Sache, antwortete ein Führer, betrift die Einrichtung einer Schule. Unser Herr Pfarrer will in unserm Dorfe eine Schule haben; er selbst will unentgeltlich Schulmeistersdienste thun, und verlangt nur, daß man ihm eine Stube dazu vergönnen möchte. Nun darüber haben unsre Männer sich gar nicht vergleichen können.

Was? sprach der Richter, nicht vergleichen? So ein Glück solltet ihr ja mit beiden händen empfangen haben. Euer Herr Pfarrer ist doch ein rechter Ehrenmann, wenn er diese grosse Mühe übernimmt; aber ihr, ihr müßt Leute von ganz besonderer Art seyn, wenn ihr euch weigert, eine Wohlthat anzunehmen, die allen Dank übersteigt.

Gnädiger Herr! sprach Hanns Grosmaul, das ist bei uns eine pure Neuerung eine Schule ist in unserm Dorfe nie gewesen.

Ein Anderer sprach: Wir sind ohne Schule groß geworden, und unsre Eltern haben gut und ehrlich gehauset, und haben dabei weder lesen noch schreiben können. Wir müßten diese Neuerung wohl nicht haben.

Ein Dritter sagte: Ich bin auch dieser Meinung. Am besten war's doch alleweil, wenn man die Sache beim Alten ließe; ja ja, beim Alten.

So ist das alles, erwiederte der Richter, was ihr gegen euers Herrn Pfarrers gute Absichten habt? Wißt ihr sonst nichts mehr? Ihr sagt, man soll alles beim Alten. Warum seyd denn ihr nicht beim Alten geblieben, und warum habt ihrs in eurem Hauswesen nicht auch beim Alten gelassen? Von euren Vorfahren habe ich nichts als Gutes und Rühmliches gehört, und eure Eltern, soviel ich derselben gekennet habe, sind rechte Ehrenleute gewesen. Aber ihr seyd das bei weitem nicht mehr, was eure Eltern waren. Ihr selbst habt schon viele Neuerungen aufgebracht, von denen eure braven Eltern nichts gewußt haben. Eure Eltern haben sparsam und häuslich gelebt; und ihr verthuet in einem Monat mehr, als jene in einem ganzen Jahre zu ihrer Nothdurft gebraucht haben. Seht, das sind Neuerungen! Eure Eltern waren früh und spät bei der Arbeit: und ihr seyd erzträg und stinkfaul. Seht, das sind Neuerungen! Eure Eltern haben nur selten Bier getrunken: und ihr findet euch alle Sonn- und Feyertage beim Bierkruge ein, und säuft euch dicke Räusche an. Seht, das sind Neuerungen! Eure Eltern haben

einen

einen Noth- und Ehrenpfenning zurückgelegt: und ihr steckt bis am Hals in Schulden. Seht, das sind Neuerungen, die nichts nutz sind, schlimme, verderbte Neuerungen, die erst Ihr aufgebracht habt! Die hättet ihr nie sollen aufkommen lassen. Da hättet ihr brav beim Alten bleiben sollen! Ihr seyd also selbst die lebendigen Beispiele, daß man nicht immer beim Alten bleibt. Ihr seyd schon sehr weit von der Tugend und Ehrlichkeit eurer Vorfahrer abgewichen: ihr werdet ja nicht verlangen, daß eure Kinder noch liederlicher werden, als viele unter euch selbst sind? Seht, die Schule kann an euern Kindern wieder gut machen, was ihr verderbt habt. Die Schule kann aus euern Kindern Leute machen, die so brav sind, wie eure Eltern und Vorfahrer waren. Wenn ihr euch einer Sache widersetzet, die euch nicht einen Heller Unkosten macht, und die in allem Betrachte vom wichtigsten Nutzen ist, so sehe ich nichts an euch, als muthwilligen Starrsinn und boshafte Steifköpfigkeit. Aber dafür weiß ich gut zu helfen. Unser gnädigster Landesfürst ist für die Schulen so ungemein eingenommen, und giebt sich alle menschenmögliche Mühe dieselben aller Orten in guten Stand zu bringen; was würde er wohl sagen, wenn er hören sollte, daß er in einem Winkel seines Landes rebellische Unterthanen habe, die diese grosse Wohlthat mit Füssen von sich stossen, und seinen weisesten Absichten schnurgerad entgegen arbeiten? Ich sage euch kurz und gut: Weh dem, der sich dieser guten Einrichtung im geringsten widersetzet, oder sich gelüsten läßt, dem Herrn Pfarrer seine Bemühung durch Verdrüßlichkeiten zu verbittern. Ich will daher hoffen, daß ihr nicht nur ohne Anstand in sein Begehren einwilligen, sondern auch eure Kinder fleissig zur Schule schicken werdet.

Diese

Diese Rede des Richters war für die Bauern eine scharfe Lauge, und die Bösgesinnten wurden so mürbe, daß sie mit gesenkten Köpfen aus der Gerichtsstube traten, und dem Pfarrer bei ihrer Nachhausekunft mit Willen und Unwillen sogleich die Stube einräumten.

Wendelin eilte mit sichtbarer Freude, dem Pfarrer diese Nachricht zu bringen, und dieser ermangelte nicht, alles Benöthigte herbeizuschaffen, damit die Schule gleich den kommenden Montag ihren Anfang nehmen könne.

Tags zuvor, ehe die Schule angieng, nämlich am Sonntage, wurde die feyerlichste Vorbereitung dazu gemacht. Das Hochamt wurde gesungen, und alle Schulkinder giengen in ihren besten Kleidern zum Opfer. Nach der Vorlesung des heiligen Evangeliums hielt der Pfarrer folgende Predigt:

Meine andächtigen Zuhörer!

„Christus Jesus, der uns in seinen Lebenstagen so göttliche Lehren gegeben, und so herrliche Beispiele hinterlassen hatte, war Mensch und Gott zugleich. Und gleichwohl sagt das Evangelium, daß derselbe an Weisheit und Gnade bei Gott und dem Menschen zugenommen habe. Als Gott besaß er alle Einsichten, und hatte alle Weisheit von Ewigkeit her. Aber als Mensch hat er von Monat zu Monat, und von Jahr zu Jahr mehr Einsichten, mehr Verstand und Klugheit gezeigt, und auf solche Weise hat er sich, wie bei Gott, also auch den Menschen, von Zeit zu Zeit beliebter gemacht."

„Das unvernünftige Vieh ist ohne Vernunft, wenn es auf die Welt kömmt, und bleibt ohne Vernunft, bis es stirbt. Aber so, wie das unvernünf-

tige Vieh, muß der Mensch nicht aufwachsen. Mit dem Menschen muß es immerfort besser und besser werden. Wie er an Jahren zunimmt, so muß er auch an Verstand und Weisheit zunehmen, und wie er an Leibesstärke wächst, so muß er auch an Tugenden wachsen. Aber Verstand und Weisheit bringen wir nicht mit uns auf die Welt, und die Tugend wird uns nicht angeboren; sondern wir müssen sie erst mit vieler Mühe erlernen."

„Als Kinder haben wir hundert kleine Fehler, und Untugenden an uns gehabt. Aber ihr, meine brave christliche Eltern! ihr wisset es am besten, wie viel Mühe es euch gekostet habe, und noch koste, den Kindern ihren Eigensinn, ihren Ungehorsam, ihre Schleckerhaftigkeit, ihren Trotz, ihre Unfreundlichkeit, ihre Lügen, ihr Schwätzen, ihr Herumlaufen, und andere Untugenden abzugewöhnen: ihr wisset es, wie viel es euch koste, die Kinder zur Arbeit, zum Fleiß, zur Ordnung, zur Häuslichkeit, zur Aufrichtigkeit, zum Gehorsame, zur Dienstfertigkeit und zu andern schönen Tugenden zu gewöhnen. Ohne Lehre geschieht nichts. Aber was man dem Menschen sagt und zeigt, das lernt er. Aus dem Menschen kann man alles machen. Man kann aus ihm ein Vieh machen, wenn man ihn wie Roß oder Maulthier auferzieht. Man kann aber auch etwas Rechtes aus ihm machen, wenn man ihm eine gute, sorgfältige Erziehung giebt."

„Ich weiß zwar wohl, meine Eltern! daß eure Kinder viel Gutes von euch lernen können, und wirklich lernen. Aber ich weiß auch, daß ihr nicht immer Zeit genug habt, um eure Kinder zu seyn, und sie alles das zu lehren, was sie mit der Zeit glücklich machen kann. Ihr habt

Haus-

Hausgeschäfte und Feldarbeiten, und manchmal geht eine ganze Woche vorbei, wo euch für die Erziehung eurer Kinder kaum eine Stunde übrig bleibt. Weil es um die Erziehung eine recht schwere Sache ist, so glaube ich, daß ihr einem jeden danken würdet, der zum Theil diese Mühe auf sich nehmen, und mit euch diese harte Arbeit theilen wollte."

„Diese Mühe will ich nun mit Gottes Beistand auf mich nehmen, und soviel thun, als in meinen Kräften steht. Keinen aus euch wird es reuen, sein Kind in die Schule geschickt zu haben, die ich morgen zu eurem Nutzen, und zum Besten eurer Kinder im Namen Gottes anfangen werde. Diese eure Kinder werde ich in der Schule so halten, als wenn sie meine eigenen wären. Ich will nicht gelehrte und hochstudirte Leute, sondern gute und nützliche Menschen aus ihnen machen. Sie werden von mir lernen, nicht nur lesen, schreiben und rechnen, sondern auch wahre Gottesfurcht, Gehorsam gegen ihre Eltern, und eine gute Aufführung gegen jedermann."

„Nur eine und die andere Bitte habe ich an euch, die ihr mir gewähren könnet, ohne daß es euch einen Kreuzer Geld kostet."

„Meine erste Bitte ist diese: Reißet zu Hause nicht nieder, was ich in der Schule aufbaue, sondern helfet selbst mit, das Gute zu vollenden, wozu ich euern Kindern in der Schule den Fingerzeig gebe. Ich will damit so viel sagen: Ich werde in der Schule euern Kindern Lust und Liebe zum Lernen machen. Aber da bitte ich euch, machet sie zu Hause nicht davon abwendig, sondern zeiget vielmehr selbst euer Wohlgefallen daran, und muntert sie noch mehr dazu auf, wenn sie eine oder die andere müßige Viertel-

telstunde zum Lernen verwenden wollen. Ich verlange nicht, daß sie deswegen ihre kleinen häuslichen Verrichtungen verabsäumen sollen. Ich selbst werde ihnen ohne Unterlaß einschärfen, daß sie alles sollen liegen und stehen lassen, sobald Vater oder Mutter ihnen etwas schaft; weil sie eben durch den Gehorsam zu Hause am besten lernen können, wie sie mit der Zeit gute und glückliche Leute werden müssen. Nur in müssigen Stunden, und zu einer Zeit, wo Kinder ohnehin keine Verrichtung haben, nur da, bitte ich, nehmet den Kindern die Freude nicht, die sie am Lernen bezeigen."

„Wenn man in der Schule euern Kindern Liebe zur Dienstfertigkeit und schönen Gefälligkeit einflösset: so bitte ich euch, spottet ihrer nicht, oder veraget es ihnen nie, wenn sie dienstlich sind, und andern zuweilen eine Gefälligkeit erzeigen, die euch nichts kostet. Sondern zeiget euer Wohlgefallen und lobet sie vielmehr, daß sie so liebe und gefällige Kinder sind."

„Wenn man in der Schule euren Kindern das Zanken, Streiten, Schlagen, Werfen und andere Untugenden abzugewöhnen sucht: so bitte ich euch, ermahnet sie nicht selbst zum Schlagen, und hetzet sie nicht selbst zum Raufen, oder zu andern Unarten, die bei Erwachsenen nicht schön, bei Kindern aber abscheulich sind."

„Wenn man in der Schule eure Kinder vom Stehlen und Lügen, vom Fluchen, Schelten und Schwören abmahnet, so bitte ich euch, liebe Eltern! pflanzet doch zu Hause nicht dasjenige durch euer Beispiel in ihr Herz, was man in der Schule mit so vieler Mühe auszurotten suchet. Habt ihr zum Unglück diese oder jene böse Gewohnheit an

euch, die für Kinder anstößig ist, und die ihr unmöglich bemeistern könnet, so bitte ich euch, zeiget eure böse Gewohnheit wenigstens nur dann nicht, wenn eure unschuldige Kinder es sehen, oder hören. Denn ein einziges böses Beispiel verderbt allemal mehr, als hundert Lehren gut machen können. Thut euch diese kleine Gewalt an, nicht mir, sondern euern unschuldigen Kindern zu lieb."

„Wenn ich eure Kinder in der Schule an Ordnung und Reinlichkeit gewöhne; so bitte ich euch, helfet selbst dazu, daß das Kind alles an sein gehöriges Ort lege, daß es sich alle Tage Händ und Gesicht wasche, daß es die Haare auskämme, und daß es zwar nicht kostbar, und glänzend, aber doch auch nicht zerlumpt, und voller Koth daher gehe."

„Endlich wenn ich in der Schule die Kinder lehre, was und wie sie vor und nach dem Essen, vor und nach dem Schlafe beten sollen, so bitte ich euch, saget nicht zu euren Kindern: Das Beten ist in meinem Hause nie der Brauch gewesen; sondern lasset sie ihr frommes unschuldiges Gebet verrichten. Was rechtschaffene christliche Eltern sind; beten ihren Kindern vor, und beten mit. Die aber dieses nicht thun wollen, und keine Lust dazu haben, die bitte ich nochmal: verwehret es doch euren Kindern nicht. Dieses gottgefällige Kindergebet kann euch manchen Segen vom Himmel erbitten, der sonst vielleicht ausbleiben würde."

„Dieß ist nun alles, um was ich euch bitte. Aber dieß alles, wie ihr seht, gereiche nicht mir, sondern euern lieben Kindern, und euch selbst zum Nutzen. Ich möchte wohl den Vater oder die Mutter kennen, die ein wohlerzogenes Kind nicht für den größten Schatz hielten. Denn wer hat größern Nu-

tzen, und grösere Freude davon, als eben ihre Eltern? Da dürft ihr nicht alle Augenblicke greinen, zanken und euch zürnen. Was ihr nur befehlt, geschieht sogleich, und muß euch dann das nicht freuen? Uiberall dürft ihr eure Kinder mitnehmen, jedermann hat sie gern; sie machen durch ihre gute Aufführung euch und euern bekannten Freude; man lobt sie, stellt sie andern Kindern als Muster vor, und sagt: Das sind doch recht gute, wohlerzogene Kinder. Wenn sie euch dann auch mit Lesen an Feyertagen manche Stunde verkürzen, oder mit Briefschreiben und Rechnen euch manchen Nutzen schaffen: saget mir, Geliebte! muß euch das nicht die herzlichste Freude verursachen? So lange ihr lebt, seht ihr eure Lust an ihnen, und habt Freude. O machet euch diese Freude nur recht groß, und recht dauerhaft!"

„Benutzet für eure Kinder diese kostbare Zeit, so gut ihr könnet, und schicket sie fleißig in die Schule, wo sie den Weg zur Tugend und zur Seligkeit geführet werden. Haltet sie auch zu Hause ernstlich zu dem, was sie lernen müssen, und erleichtert dadurch dem Lehrer die saure Mühe. Flösset auch euren Kindern wahre Liebe, Hochachtung und Gehorsam gegen den Lehrer ein, damit er diese Arbeit nicht mit Seufzen, sondern mit Freuden verrichte. So wird gewiß gute Arbeit geschehen. Dafür wird euch Gott im Himmel belohnen, und eure Kinder werden euch noch unter der Erde segnen. Amen.

Nach dem Gottesdienste führte der Pfarrer alle Kinder in die Schulstube, welche auf das niedlichste ausgeziert, und mit allerley seltsamen Bildern behangen war. Da hatten dann die Kinder an den vielen herumhangenden Dingen, die sie noch nie gesehen,

sehen, genug zu gaffen, und viele wollten kurzum wissen, was die Sachen alle wären. Aber der Pfarrer sagte es ihnen itzt noch nicht, sondern versprach, ihnen alles zu erklären, wenn sie erst recht in die Schule kommen würden. Alsdann zeigte er einem jeden aus ihnen seinen künftigen Sitz und Standort.

Uiber eine Weile wurde auch die Tafel gedeckt, und bald ward eine gute Schüssel voll Nudel hereingetragen, und darnach auch Bretzen und etwas Bier. Alle Kinder schmausten weidlich darinn, und nachdem alles mit Lust aufgezehrt war, sagte der Pfarrer zu ihnen: Liebe Kinder! ich zweifle nicht, ihr werdet morgen und alle kommenden Tage eben so viel Freude zum Lernen zeigen, als ihr heute Lust zum Essen gezeigt habt. Geschieht das, und habt ihr eine rechte Freude daran, so versichere ich euch: ihr müsset mir Leute werden, daß Gott und die Welt an euch eine Freude hat. Morgen kommt alle wieder hieher um neun Uhr; da werde ich jedem sein Büchlein schenken, daß er darinn lernen kann. Seyd nur recht brav und fleißig, so solls nicht fehlen. Für heut also gehet im Frieden nach Hause!

Die meisten Kinder waren schon zur Stube hinausgegangen, ohne sich zu bedanken. Aber ein einziges Kind war so artig, daß es sich bei dem Herrn Pfarrer bedankte, und ihm die Hand küßte. Da sagte der Pfarrer: Seht ihr, das ist einmal recht schön auf dieses Kind, daß es sich bedankt, und mir die Hand geküßt hat: das sollte man allemal thun, wenn man von einem etwas Gutes empfangen hat. Dieses Lob reißte auch die andern, und der Geistliche sah bald, wie alle wieder zurücktraten, und einer nach dem andern ihm die Hand küßten.

Dieser schöne Brauch ist auch nachgehends allzeit vor und nach der Schule beobachtet worden.

Tags darauf kamen alle Kinder zuerst in die Messe, darnach zur Schule.

Der Pfarrer gab, weil alle Anfänger waren, jedem ein Blatt, worauf das ganze A B C in grossen und kleinen Buchstaben gedruckt war. Auf gleiche Weise hieng auch an der Wand eine Tafel, worauf die Buchstaben theils in der A B C-Ordnung, theis alle durch einander, geschrieben stunden.

Die Schule währete selten über anderthalb, und nie über zwo Stunden.

In dieser Zeit lehrte man die Kinder nie viel auf einmal, sondern wenig; aber gut und haltbar. Anfänglich machten vier oder fünf Buchstaben, die man sie kennen lehrte, die ganze Schulzeit aus. Es schien zwar dieses langsam zu gehen. Aber der Pfarrer berechnete die Zeit ganz anders. In andern Schulen brauchen die Kinder oft ganze Vierteljahre, bis sie alle Buchstaben recht kennen. Hier aber war dieses schon in zwey Wochen geschehen; denn wenn man zu jeder Schulzeit vier Buchstaben kennen lernt, so hat man in sechs Schulzeiten vier und zwanzig Buchstaben, mithin das ganze A B C. Die Buchstaben wurden anfänglich auf der Tafel gezeigt; hernach aber mußte jeder den gelernten Buchstab auch auf seinem A B C-Blatte aufweisen. Auch hat jedes Kind den Unterschied der Buchstaben genau anzeigen müßen; den Unterschied zwischen c und e; zwischen f und ſ; zwischen b und l; zwischen n und u; zwischen g und q; zwischen m und w; zwischen r und x; zwischen h und y.

Das machte bei Kindern einen weit bessern Eindruck, und blieb in ihrem zarten Hirn weit dauerhafter, als das nichtsnutzige A B C-auffagen, welches die Kinder gemeiniglich auswendig daherplappern,

plappern, und dabei kaum die Hälfte der Buchstaben kennen.

Weil der Pfarrer wußte, daß es so närrische Leute giebt, die gleich in der ersten Woche von ihren Kindern ein Meisterstuck sehen und hören wollen, so wendete er jedesmal die letzte Viertelstunde zum Auswendiglernen an. Nämlich, er sprach ihnen schöne Gebeter, oder etwas anders, vor, welches alle Kinder insgesammt ihm deutlich nachsprechen mußten. In kurzer Zeit behielten die Kinder durch das öftere Vorsprechen und durch ihr eigenes Nachsagen alles, was man wollte, daß sie wissen sollten. Der Anfang im Auswendiglernen ward mit dem Vater unser, Ave Maria und Glaub an Gott gemacht; weil einige Kinder auch diese drey Gebete noch nicht wußten. Hernach kam das Stundgebet, das Tischgebet, das Morgen- und Abendgebet, die zehn Gebote Gottes, die sieben heiligen Sakramente, die fünf Kirchengebote, und nach und nach der ganze Katechismus.

Mit diesem Kunstgriffe, der nicht viel Mühe kostete, und doch viel Aufsehen machte, lernten die Kinder bald soviel, daß ihre Eltern sich recht verwunderten, und allgemach anfiengen, die Schuleinrichtung selbst zu loben; die sie zuvor nicht genug zu tadeln wußten.

Die Gebete, die der Pfarrer den Kindern auf diese Weise beibrachte, waren kurz, und folgende:

Das Stundgebet.

O Herr! laß uns jede Stunde recht tugendhaft leben, damit wir von dir auch die Gnade verdienen, recht tröstlich und ruhig zu sterben, durch Jesum Christum unsern Herrn. Amen.

Gebet vor dem Essen.

Mein Gott und Vater, von dem alle gute Gaben herkommen, segne die Speise, die ich jetzt genießen werde, daß ich meine Gesundheit, und meine Kräfte erhalten möge: aber gieb auch, o mein Gott! daß ich dir allzeit danke, und dich für deine Wohlthaten durch gute Aufführung preise. Amen.

Gebet nach dem Essen.

Dank sey dir, liebster Vater im Himmel! für alles Gute, was ich itzt von deiner Hand genossen habe. Schenke mir, o Herr! heut und allezeit das tägliche Brod, und segne mich mit Gesundheit und Kräften, daß ich mir durch Arbeit und Fleiß redlich mein Brod verdienen möge. Durch Jesum Christum unsern Herrn. Amen.

Morgengebet.

Meine ersten Gedanken schicke ich zu dir, o Gott, und danke dir recht kindlich für die große Gutthat, daß du mich wieder frisch und gesund hast erwachen lassen.

Ich liebe dich als meinen gütigen und liebevollen Vater. Ich wollte wünschen, daß ich mich allzeit als ein gehorsames und dankbares Kind bezeigen möchte.

Du schenkest mir den heutigen Tag; schenke mir auch die Gnade, daß ich oft an dich denke, keinen Menschen beleidige, und allzeit meine Schuldigkeit beobachte. Mache, daß ich recht gern und munter arbeite, und daß ich alle meine Arbeit recht gut und fleißig thun möge. Das bitte ich dich durch Jesum Christum unsern Herrn. Amen.

Abendgebet.

O Gott! dir danke ich für alle Wohlthaten, die ich am heutigen Tage von dir empfangen habe. Du hast mir weit mehr gegeben, als ich verdiene. Ich habe dich zwar beleidiget, in Gedanken, in Worten und in Werken.

Aber,

Aber, verzeihe mir, o Herr! Ein andersmal soll dieser Fehler mir nicht mehr geschehen! Segne mich auch diese Nacht, und laß mich im Segen zu deiner Ehre, und zu meiner Arbeit erwachen. Durch Jesum Christum unsern Herrn. Amen.

Die erste Sorge des Lehrers war, daß er den Kindern eine rechte Lust und Freude zum Lernen machte. Er hatte es darinn so weit gebracht, daß die Kinder, wenn sie Vormittags aus der Schule kamen, sich schon wieder auf die nachmittägige Schule freueten, und gemeiniglich auch weinten, wenn die Eltern gewisser Geschäfte halber sie zu Hause behalten mußten.

Sie hatten auch Ursache, gern in die Schule zu gehen. Denn der Lehrer erzählte ihnen allerley angenehme Historien, unter welche er allzeit viele schöne und nützliche Lehren einzuflechten wußte. Wenn dann die Kinder etwas davon merkten, bekamen sie nicht nur in der Schule ihr verdientes Lob, sondern auch zu Hause bisweilen eine Belohnung.

Andere Schulen sehen oft einer Torturstube gleich, wo alles rußig, dunkel und kothig ist, und wo man an den Wänden allerley peinliche Instrumente, nämlich Ruthen, Ochsensehnen und Haselstäbe hangen sieht. Hier aber sah es ganz anders aus. Die Schulstube war glänzend weiß, allzeit sauber ausgekehrt, und an Wänden mit allerley Bildern von hieländischen Pflanzen, Kräutern und Thieren geziert. Diese Bilder waren aber umgekehrt aufgehängt, damit die Kinder sich nicht daran gewöhnen möchten, und nur alsdann wurden sie aufrecht gezeigt, wenn die Kinder recht fleißig gewesen waren, und gut gelernt hatten. Dann kehrte der Lehrer ein Bild um, erklärte ihnen die Gestalt des Krauts, den Ort, wo es gern wächst, den Gebrauch

brauch und Nutzen, den man davon haben kann: munterte hernach die Kinder selbst dazu auf, solches zu sammeln, und die es thaten, wurden belobt.

Jetzt hatte aber der Pfarrer an einem seiner Pfarrkinder eine neue Schwierigkeit zu überwinden. Es war nämlich ein gewisser alter Mann im Dorfe, den man den alten Brummer zu nennen pflegte. Dieser hatte vor Jahren Meßnerdienste gemacht, und dabei ein und anders Kind das Lesen gelehrt. Als er nun den guten Fortgang der Schule sah, daß etwas dabei zu gewinnen wäre, so behauptete er öffentlich, ihm allein, als einem alten Schulmanne, und keinem andern, stehe es zu, Schule zu halten; jeder andere wäre nur ein Pfuscher, und ein wahrer Broddieb. Als der Pfarrer dieß vernahm, entschloß er sich, dem alten Brummer seinen Willen zu thun, und gleichwohl nach wie vor die Schule unentgeltlich fortzuhalten, ohne daß es die Eltern einen Pfenning kostete. Da nämlich der Kinder ziemlich wenig waren, so wendete sich der Pfarrer an die Kirchpröbste, welche dann willig für jedes Kind das wenige Schulgeld aus der Kirchenkasse hergaben, und es dem Brummer einhändigten.

Dieser Mann war demnach als ein Mitgehilfe in der Schule angenommen, hatte aber weiter nichts zu thun, als in der Abwesenheit des Pfarrers die Kinder in Ordnung zu halten, und sie auch allenfalls aufsagen zu lassen, weil im Aufsagenlassen seine ganze Schulkunst bestund.

Aber wenn der Pfarrer nicht da war, so war's auch in der Schule gar nicht mehr lustig. Denn der alte Mann schalt in die Kinder, was er konnte; er holte Peitschen und Ruthen hervor, und schlug damit links und rechts darein. Besonders war er gegen

die

die Kinder recht ungehalten, von denen er nichts als ihren Schulpfenning hatte; hingegen galten diejenigen Kinder desto mehr, die ihm bisweilen Eyer, Butter, Dopfen oder Flachs brachten.

Da sagten dann allemal die Kinder, wenn sie heim kamen: Lieber Vater! heut ist's in der Schule wohl gar nicht fein gewesen: es hat der alte Brummer Schule gehalten: denn der Herr ist verreiset.

Wann hingegen die Kinder wußten, daß der Pfarrer wieder da war, so war alles lebendig und voller Freude, und sie sprangen ihrem Lehrer wie junge Lämmer entgegen.

Der Pfarrer machte diese Neigung sich allemal wohl zu Nutzen. Denn da hatte er die beste Gelegenheit, ihnen entweder eine Untugend abzugewöhnen, oder etwas Löbliches zu empfehlen. Liebe Kinder! sagte er, ich sehe an euch noch diese und jene Untugend, die euch gar nicht wohl anstehet. Ich habe vernommen, daß in meiner Abwesenheit einige aus euch gerauft und geschlagen: andere aber sogar mit Schneeballen und Steinen gegeneinander geworfen haben. Wie leicht könnte da einer den andern beschädigen, oder gar zum Krüppel machen! Denket ihr nicht mehr an die bösen Kinder im nächsten Dorfe, wie einer mit einem Steine den andern um das rechte Auge gebracht, und ein anderer mit dem Messer seinem Kameraden einen gefährlichen Stich versetzt hat? — Für dießmal will ichs noch hingehen lassen. Aber sobald ich von Kindern höre, daß sie wieder dergleichen Unfug treiben, und ihren Eltern Verdruß machen, so dürfen wir solche Kinder nicht mehr in meine Schule herein, damit sie die andern, die ruhig und brav sind, nicht auch verderben. Sondern die müssen mir hernach zum Brummer in die Schule,

der ein braver Mann ist, aber bei weitem keine so schöne Stube hat, wie die unsere ist.

Das machte dann mehr Eindruck auf die Kinder, als wenn er ihnen die fürchterlichste Drohung gemacht hätte.

Mit Leibesstrafen gieng es in dieser Schule sehr sparsam zu. Von Batzen, Ohrfeigen, Schillingen, Eselreiten, Tafelanhängen und dergleichen hörte man gar nichts.

Ein Verweis hat bei diesen Kindern oft mehr ausgewirkt, als tausend Schläge.

Hatte aber ein Kind einen großen Fehler begangen, zum Exempel, gelogen, oder gestohlen, oder tückischer Weise andern Schaden gethan, so wurde auch die Strafe sehr ernsthaft. Der Lehrer zeigte nämlich sein grosses Misvergnügen darüber, und sagte ganz ernstlich: Liebe Kinder! Ich finde zwar an euch zu meiner grossen Freude fast lauter brave und friedliebende Kinder: Doch ist auch zu meinem größten Leidwesen ein Kind unter euch, das sehr schlimm ist, und andere nicht in Ruhe läßt. Ich habe es schon ein paarmal gewarnet; aber meine Warnung hat nichts geholfen. Jtzt muß ich einmal mit Schärfe verfahren, weil das Gute nichts verfangen will. Es ist dieß unartige Kind — der Christoph dort. Er hat schon einigemal die andern geschlagen, ohne daß sie ihm was zu Leid gethan haben. Böse schlimme Kinder dürfen nicht unter braven Kindern seyn: ich bin daher gezwungen, ihn beyseits zu setzen, damit er nicht auch die Guten ansteckt, und schlimm macht. Also, Christoph! du gehst heraus von deinem Orte, und nimmst keinen Sitz da hinter der Thüre: denn schlimme Kinder gehören nicht unter die guten. Hier bleibst du

so

so lange und viel, bis ich an dir eine Besserung sehe. Aber diese hoffe ich bald zu sehen.

Diese Strafe war sehr empfindlich; sie wurde aber gemeiniglich, nach einer ernstlichen Versprechung der Besserung, bald abgekürzt.

Wenn ein Kind gelogen hatte, und auf der Lüge einmal ertappt wurde, so war ebenfalls eine empfindliche Strafe darauf geschlagen, nämlich diese, daß man dem Kinde einige Zeitlang auch die Wahrheit nicht mehr glaubte. Der kleine Andreas hatte einmal im Muthwillen ein Bild von der Wand gerissen. Als der Lehrer es bemerkte, und darüber den Andreas fragte, so läugnete ers, und schob die Schuld auf ein anders Kind. Aber alle andere stimmten ein, daß ers selbst gethan habe, und kein anderer. Da sagte der Lehrer: Sieh, mein Andreas! du hast gefehlt, daß du muthwilliger Weise das Bild heruntergerissen; aber diesen kleinen Fehler hast du mit einem grossen verdoppelt, da du gelogen hast. O meine Kinder, lüget nur nicht! das Lügen ist ein schändliches Laster, und macht, daß euch kein Mensch mehr gern hat. Der Lügner bringt seine Schuld auf Unschuldige, und was noch das Aergste ist, so sagt man auch: Wer gern lügt, der stiehlt gern. Es muß mir also der Andres sich ein wenig von euch auf die Seite setzen, damit sich ein jeder vor ihm zu hüten wisse. — Das war aber noch nicht alles. — Der Lehrer fragte nachgehends den Andres oft bald dieß bald jenes. Aber allemal setzte er in seine Antwort ein grosses Mistrauen, und sagte: Gelt Andres, das ist itzt gewiß wieder gelogen! Da aber einsmals alle andere Kinder bezeugten, daß er dießmal die reine Wahrheit gesagt habe, so fieng der Kleine an, recht bitterlich zu weinen. Da sprach der Lehrer: Itzt

siehst du, mein Andres! wie schädlich das Lügen ist; das gewinnt man mit dem Lügen; zuletzt glaubt man dem Lügner auch die Wahrheit nicht. Hättest du nie gelogen, so hätte ich dir allzeit geglaubt. Aber durch die einzige Lüge hast du es dir selbst so verderbt, daß ich dir auch die Wahrheit nicht mehr habe glauben können. Und so machen es andere Leute auch: sie glauben dem Lügner nicht mehr, auch wenn er die Wahrheit sagt. Das hat man vom Lügen! Andres, Andres! ich will hoffen, daß du keine Lüge mehr thun werdest?

Aber die allergrößte Strafe war, wenn ein Kind von der Schule ausgeschlossen wurde; das geschah aber nur wegen groben Verbrechen, zum Exempel, wegen Diebstahl, wegen Fluchen und Schelten, oder auch wegen wiederholten Lügen, oder grobem Ungehorsam. Doch wurde diese Strafe nur äußerst selten, mit grosser Behutsamkeit, und erst nach vielen vorhergegangenen Warnungen gebraucht. Sie dauerte auch nur sehr kurze Zeit, und meistens nur so lange, bis Vater oder Mutter kamen, und den Lehrer baten, das Kind, welches wahre Besserung versprach, wieder anzunehmen. Bei Kindern, deren Eltern die Schule ohnehin ungern sahen, wäre diese Strafe ganz unrecht angebracht gewesen, und da würde sie wenig gefruchtet haben.

Nach und nach wurde diese Schule immer zahlreicher, und auch diejenigen, die anfänglich so sehr dawider waren, sahen den Nutzen davon ein.

Sechs Jahre hatte der Pfarrer Schuldienste gemacht, und sich dabei weder sein Geld, noch die gehabte Mühe, reuen lassen. Da war kein einziges Kind im Dorfe, das nicht lesen und schreiben konnte,

und es war eine Freude, wenn man in der Kirche auch sehr kleine Kinder in Büchern lesen sah.

Sie waren auch weit manierlicher als andere Dorfkinder, waren aufrichtig und ohne Falschheit, waren dienstlich und gefällig, waren fleißig und arbeitsam, waren treu und redlich, waren ordentlich und reinlich, und hatten wenig oder gar nichts von den Untugenden, die sonst die Kinder so gewöhnlich an sich zu haben pflegen.

Nachdem der Pfarrer schon einen anders tüchtigen Mann zum Schulhalten abgerichtet hatte, so unterließ er darum doch nicht, alle Wochen wenigstens zweymal die Schule zu besuchen. Auch diejenigen, die nicht mehr in die Schule giengen, mußten ihm an jedem Sonntage ihre Schriften aufweisen, oder Rechnungen in die Christenlehre bringen. Er hörte nun, daß die ganze Gemeinde ihr Wohlgefallen an der Schule hätte; ja man hatte ihm auch einigemal hinterbracht, daß einige Kinder, wenn sie von ihren Eltern etwas Böses sahen oder hörten, bitterlich darüber geweint hatten. Das war dann ein herzlicher Trost für den Pfarrer, und er glaubte, in zwanzig oder dreyßig Jahren würde sein Dorf ein anders Dorf seyn. Er hatte sich auch in der That nicht betrogen, wie man weiter unten sehen wird.

Seit der Schulerrichtung waren der Pfarrer und Wendel oft beisammen, und besprachen sich von allerley nützlichen Einrichtungen, die man im Dorfe noch machen könnte und sollte. Mit dergleichen Einrichtungen läßt sich zwar nichts übereilen, aber wer die Zeit abwarten will, der kann doch nach und nach, wo nicht vieles, doch etwas thun, was einer ganzen Nachkommenschaft unvergeßlichen Nutzen bringen kann. Das that auch der Pfarrer.

Einen Kranken, der einen Jahrtag zu stiften willens war, hatte er beredet, das Kapital nicht für die Kirch, sondern für die Schule anzulegen, damit aus dem jährlichen Zinse für arme Kinder das Schulgeld könnte bezahlt werden. Denn er sagte zu dem Kranken, daß ihm auf solche Weise dieß Almosen tagtäglich mit dem frommen Gebete der Kinder werde vergolten werden.

Das nächstkommende Kapital, welches zu einem Jahrtage vermeint ist, sagte der Pfarrer, muß mir zum Kaufe einer Feuerspritze verwendet werden.

Indes hatte auch Wendel in der Gemeinde etwas recht Gutes gestiftet.

So oft nach zwey Jahren die Dorfsführer ihr Amt niederlegten, so übergaben sie auch ihren Nachfolgern das Geld und die Dorfskasse, aber dabei wurde entweder gar keine, oder höchstens nur eine mündliche Rechenschaft abgelegt. Da gab es nun bei jeder solchen Uibergabe die größten Streitigkeiten: Die Nachfolger schmälten allemal über ihre Vorfahrer, und die ganze Gemeinde nannte ihre Führer nie anders, als Beutelschneider und Diebe. Diesen Unfug stellte Wendel ab. Er brachte es nämlich dahin, daß jeder Führer bei Niederlegung seines Amtes die Rechnung vor der gesammten Gemeinde schriftlich ablegen, und jede Ausgabe und Einnahme spezifiziren mußte. So hatte aller Streit und Vorwurf ein Ende. Dabei hatte man auch den Vortheil, daß manchmal eine gute Summe übrig geblieben war, die ohne Zweifel verschwunden wäre, wenn man nie eine Rechnung gefodert hätte.

Auch hatte er den schönen Brauch eingeführt, daß allemal zwey junge Leute, wenn sie zusammen heuratheten, ein Paar Obstbäume vor dem Dorfe

pflan-

pflanzen mußten. Nach und nach war das Dorf davon so anmüthig, als wenns der schönste Garten wäre. Das war dann auch für die Eheleute etwas recht angenehmes, wenn sie sahen, wie die Bäumlein so hübsch heranwuchsen, und sich beim Anblicke der Bäume an ihre erste jugendliche Liebe erinnern konnten. Sie zeigten dieselben oft ihren Kindern, und wenn sie dann nach Hause kamen, so war ihnen, als wenn sie wieder aufs neue einander lieb hätten.

Da hatten dann freylich einige unverständige Leute zu Wendel gesagt: Was brauchen wir Obstbäume? die Früchte werden wir ohnehin nicht erleben. Aber Wendel sagte: Was Wir nicht erleben, das erleben unsere Kinder. Vielleicht haben diejenigen, die unsere Bäume pflanzten, keinen Apfel, und keine Birn davon verkostet. Aber dafür ist itzt der Nutzen desto größer, den wir davon haben. Brave Gemeinleute müssen in solchen Fällen nie auf das sehen, was ihnen, sondern was vielen nutz ist. Will ein jeder nur auf seinen, und nicht auf den gemeinen Nutzen merken, so wird nie etwas Gutes zu Stand kommen, weil es in der Gemeinde allzeit Leute geben wird, denen diese oder jene Einrichtung für itzt wenig Nutzen bringen wird. Hätten unsere Vorfahrer auch so schlecht gedacht, wie wir, so hätten wir keinen Stamm Holz auf unsern Schlägen, und keinen Obstbaum in unsern Gärten. Ich kenne einen grossen Ort, in Oberbayern, der in siebenzig Jahren dreymal abgebrannt ist. Man kann denken, was für eine erschreckliche Menge Holz zu so einem dreymaligen Bau erforderlich war. Gleichwohl ist seit siebenzig Jahren noch keinem Menschen in derselben Gemeinde der Gedanke gekommen, auch nur eine einzige Eiche zu pflanzen. Wie traurig ist das für eine ganze Nachkommenschaft!

Hingegen wie glücklich ist die Gemeinde, die auch nur einen einzigen Ehrenmann hat, der auf den wahren Nutzen der Gemeinde sieht!

Lehren für die Dienstbothen.

Bisher war der junge Wendel seinen Eltern theils mit Viehhüten, theils mit andern häuslichen Arbeiten an die Hand gegangen. Aber itzt war er schon für stärkere Arbeit gewachsen. Daher war auch der Vater darauf bedacht, ihn nunmehr in fremden Dienst zu schicken.

Dieser ermahnte ihn väterlich, allzeit auf der Tugendstrasse zu bleiben, und in Uibung zu bringen, was er im väterlichen Hause gelernet hatte.

Mein Sohn! sagte er, du gehest mir itzt auf eine Zeitlang aus den Augen: aber aus den Augen Gottes kömmst du nie. Du dienst zwar einem Bauern, aber denke nur, daß du nicht einem Menschen, sondern Gott selbst dienest. Allen deinen Fleiß, alle deine Treue sieht der liebe Gott; aber auch alle Untreue, allen Unfleiß, allen Ungehorsam sieht eben dieser Gott.

Verhalte dich also in deinem Dienste treu, willig, gehorsam und gewissenhaft. Thu deiner Herrschaft alles das, was du von einem Dienstbothen verlangen könntest, wenn du Herrschaft wärest. Was du nicht gerne hättest, das sollst du auch deiner Herrschaft nicht thun. Sey auf den ersten Wink gehorsam, wenn man dir etwas befiehlt. Thu alles munter und hurtig, nicht nur, was dir angenehm ist, sondern auch was dir schwer fällt. Wenn auch zu Zeiten ungewöhnliche Arbeiten vorfallen, so werde dadurch nicht ungeduldig. Brich deinen Eigensinn.

Auch Jesus hat nicht seinen Willen gethan, da er auf Erden war, sondern den Willen des Vaters. Willst du mehr seyn als Er?

Sey zufrieden mit Speise und Trank und Liegerstatt. Sey mäßig im Essen und Trinken. Iß, bis du bald satt bist, aber nicht, bis du es gleichsam mit dem Finger erreichen kannst. Am allergewissenhaftesten aber hüte dich, daß du nicht durch zu vieles Trinken dich zur Arbeit untüchtig machest. Es ist eben so viel als gestohlen, wenn man durch eigne Schuld macht, daß man mehrere Stunden seine Arbeit nicht verrichten kann.

Hast du eine gute und fromme Herrschaft, so danke deinem Gott, denn das ist ein grosser Segen, den er dir giebt. Misbrauche ihre Güte nicht, und sey desto fleißiger.

Mußt du aber einer schlimmen und wunderlichen Herrschaft dienen, so thu auch da ihren Willen vollkommen, zeige dich nie unwillig und verdrossen, sondern thu deine Schuldigkeit, und wenn dich deine Herrschaft nicht belohnt, so belohnt dich Gott; bei dem bleibt nichts unvergolten. Auch die Leute halten schon recht viel auf einen solchen Dienstboten, der bei einer bösen Herrschaft bleiben, und gut damit auskommen kann.

Unverschämte Antworten, trotzige Gesichter, zorniges Anfahren, und murrische Blicke sind an jedem Menschen, noch mehr aber an einem Dienstboten unerträglich, wenn die Herrschaft auch noch so ungerecht wäre.

Hüte dich vor Geschwätzigkeit und Schwätzereyen. Mache die Fehler deiner Herrschaft niemanden bekannt, sondern verdecke sie, so viel dir möglich ist.

Laß dir auch von andern Dienstbothen nichts aus ihren Häusern erzählen und vorschwätzen, was ihrer Herrschaft im geringsten zuwider seyn könnte.

Aufrichtigkeit ist aller Menschen Zierde, besonders der Dienstbothen. Hast du gefehlt, oder etwas verbrochen, oder deine Arbeit unrecht verrichtet, so hilf dir nicht mit einer Lüge hinaus, sondern bekenne deinen Fehler, und laß es dir für ein andersmal zur Warnung seyn. Einem aufrichtigen Menschen verzeiht man seinen Fehler gern; denn man sieht, daß er sich bessern will.

Gegen deine Nebendienstbothen bezeige dich freundlich und friedlich. Weiche allem Zank und Streit aus. Hilf ihnen, und mache ihnen ihren Dienst nicht schwerer, sondern leichter. Sey ihnen ein gutes Beispiel der Treue und des Gehorsams. Halte nie mit ihnen in Sachen, die wider deine Herrschaft sind. Verläumde und verschwätze sie nie.

Sey ehrlich und treu im Kleinen, wie im Groffen. Wer Pfennige stiehlt und Händvoll entwendet, kann auch Thaler stehlen, und Schäffel veruntreuen.

Spare dein Geld, so gut du kannst. Du mußt jeden Pfennig für einen Gulden ansehen, ehe du ihn ausgiebst. Ehe du nicht dreyßig Gulden erspartes Geld im Sacke hast, hoffe ich nicht, dich beim Bierkruge, oder beim Tanze anzutreffen. Junge Verschwender, alte Bettler.

Laß dich keinen Augenblick müßig finden, sondern wende auch Sonn- und Feyertage zu deinem Nutzen, und zum Vergnügen deiner Herrschaft an. Lesen, Schreiben, Rechnen, dieß und jenes leichte Geschäft, kann auch an heiligen Tage geschehen.

Geselle dich nie zu solchen, die sich gern vollsaufen, die gern streiten, schmähen, raufen oder Händel suchen. Ohne Schaden kömmst du nie davon.

Am allerweitesten entferne dich von solchen, die schändliche Reden wider die Ehrbarkeit führen, und, wie man sagt, die stets die Sauglocke läuten. Du darfst der unschuldigste Engel seyn, so werden solche Leute aus dir bald einen andern Menschen machen, daß jedermann von dir ausspeyet: es wird dich bald keine Arbeit, und keine nützliche Verrichtung mehr freuen, du wirst deiner Herrschaft, und die Herrschaft wird dir zuwider seyn. Fliehe solche Gesellen, und habe nichts damit zu thun. Du darfst dich nur etlichemal bei lüderlichen Leuten sehen lassen, so hält man dich auch für lüderlich.

Der Inhalt alles dessen, was ich dir itzt, und schon oft gesagt habe, ist dieser: Habe Gott und dein Gewissen vor Augen. Halte Gottes Gebote, und thu deine Schuldigkeit, so machst du dir Gott und Menschen zu Freunden.

Schon in seinen ersten Dienstjahren war der junge Wendel allemal darauf bedacht, daß er jede Arbeit nicht nur gut verrichtete, sondern auch vom Grunde aus verstehen möchte.

Er merkte genau auf jede Arbeit, die er theils vom Oberknechte, theils von seinem Bauern verrichten sah. Er fragte allemal fleißig nach, warum man die nämliche Arbeit hier so, und dort anders, machte, warum man in diesem Acker tief, und in jenem seicht hineinfahre; warum man dieses Ackerland dreymal, und jenes viermal pflügen müsse. Er wollte überall wissen, wann, wo, wie, warum, wie oft. Das hat ihm aber auch vielfachen Nutzen gebracht: Denn mit Fragen lernt man.

Dadurch hat er jede Arbeit, die man ihm befohlen hatte, recht unverbesserlich gethan, und sein Bauer war mit ihm allzeit ungemein zufrieden. Er war in seinem Dienst so treu, so redlich und ämsig, als wenn nicht seine Herrschaft, sondern er selbst, von seiner Arbeit den Nutzen hätte. Nie hat er sich eine Sache zweymal sagen lassen; der Wille seiner Herrschaft war ihm der Wille Gottes. Es war aber auch selten nöthig, ihm etwas zu befehlen, denn er sagte: Es ist nicht schön, und zeigt einen faulen Knecht an, wenn man eine angewiesene Arbeit nicht ehender thut, als bis man Befehl dazu hat. Von keinem Menschen hat er sich je verführen lassen, etwas Grosses oder Kleines zu entwenden, zu verschenken, zu verstecken; keine speise, nichts Uebergebliebenes, keinen Bissen Brod, keinen Faden, keinen Heller. Auch in kranken Tagen wartete er seinem Herrn mit williger Geduld auf, und in allen rechten Sachen sah er ihm auf Wink und Augen.

Das war dann auch gewiß sein Schaden nicht. Denn als er einmal selbst krank wurde, da ritt sein Bauer aus Liebe zu ihm selbst zum Doktor in die Stadt, verpflegte ihn wie sein eignes Kind, und machte, daß er durch gute Arzneyen, die sein Bauer bezahlte, in kurzer Zeit wieder hergestellt wurde. Einen guten Dienstbothen schätzt man ganz hoch.

Seine gute Aufführung machte ihn nicht nur bei seiner Herrschaft, sondern auch bey allen andern Leuten, in einem hohen Grade beliebt, und jedermann hatte gewunschen, diesen braven jungen Menschen in seinen Dienst zu bekommen.

Daher wurde ihm auch der Lohn um ein merkliches gebessert, und manches Kleidungsstück zugeworfen, wobei der Wendel sein Geldlein ersparen, und im Sacke behalten konnte. Aber er ließ sich

nichts

nichts umsonst thun; sondern alles empfangene Gute ersetzte er mit unermüdeter Arbeit, und gedoppeltem Fleiß. Das wußte sein Bauer wohl, und ebendarum hat ihn seine Zugabe nie gereuet.

Aber nie hat man die Rechtschaffenheit und die Ehrlichkeit des Wendels schöner sehen können, als da sein Bauer plötzlich in eine Krankheit gefallen, von welcher er erst nach einem halben Jahre wieder genesen war.

Hier war es eigentlich, wo Wendelin den Grund zu seinem nachmaligen Glück gelegt hat. Denn bei dieser Gelegenheit hat er nicht nur gezeigt, was für ein rechtschaffener Mensch er war; sondern auch, was für ein grosser Schatz im Hause ein guter und treuer Dienstbot sey.

Der Bauer sowohl, als die Bäurinn sahen nach langem Hin- und Hersinnen sich endlich genöthiget, dem Knecht Wendel nicht nur den Feldbau, sondern auch das ganze Hauswesen zu überlassen. Das dürfte wohl der Tausendste nicht wagen. Aber die Treue des Wendels war ihnen viel zu bekannt, als daß sie an ihm ein Bedenken hätten finden können.

Wenn Wendel zuvor einmal fleißig und treu gewesen war, so war ers itzt zweymal. Der Sommerbau, der zuerst einfiel, Haber, Gerste, Flachs, Hanf und Erdäpfel, alles war zu rechter Zeit und mit grosser Genauigkeit bestellt. Der Bauer selbst hätte es nicht besser machen können, und viele sagten, daß das Feld noch nie so gut gestanden habe.

Früh morgens waren die Leute dieses Hauses die allererstен auf dem Felde. Wendel ermunterte seine Mitdienstboten allemal mit dem einzigen Worte zur Arbeit: Kameraden! nur frisch

darüber her, daß niemand sagen kann, man merke wohl, daß der Bauer krank ist! Muntere Arbeit macht uns Ehre vor Gott und der Welt!

In der That machte das wackere Beyspiel Wendelins alle andere munter. Zur Mad- und Schnittzeit war nicht nur alles richtig und ordentlich gethan, sondern der Bauer hat zu seiner größten Verwunderung erfahren, daß er den ganzen Sommer hindurch einen Taglöhner, mithin nur in barem Gelde wenigstens sechs Gulden, erspart habe.

Hier muß ich nothwendig etwas von der Krankheit dieses Bauers erzählen, weil sehr viel Merkwürdiges daran ist, und für gemeine Leute sehr lehrreich seyn kann.

Der Bauer spürte im Anfange seiner Krankheit blos, daß ihm recht übel war, und daß ihm weder Essen noch Trinken schmecken wollte. Da hätte nun der Bauer sich geben, und gar nichts essen sollen. Das hat er aber nicht gethan. Sondern er arbeitete über Macht und Kraft, und glaubte an jedem Tage, es würde schon wieder besser werden. Aber es wurde alle Tage mit ihm schlimmer.

Da er nun sah, daß eine Krankheit im Anzuge sey, die von Stund zu Stund überhand nahm, so wollte er auf einmal besser werden. Den Theriak nennen die meisten Bauern Thriagges, und auf dieses Mittel halten sie alles. Sie kaufen diesen Pfifferling von wälschen Materialisten in blechernen Büchsen um theures Geld, und man findet ihn fast in jedem Bauernhause. Diesen nehmen sie allemal in Brandwein ein, es mag ihnen fehlen, was nur will; denn sie sagen, der Theriak hilft für alles, für Erhitzung und für Erkältung, für Kopf- und Bauchweh, für Lungen- und Dörrsucht, für Husten und

Kathar,

Kathar, für äußerliche und innerliche Schäden; kurz, für alle erdenkliche Zustände.

Von diesem Theriake nahm nun auch der gute Kaspar, so hieß der Bauer. Aber kaum hatte er ihn im Leibe, so wurde es mit ihm noch viel schlimmer.

Da am nächstkommenden Sonntage ihn viele Nachbarn besuchten, so lobte dieß, der andere jenes Mittel; die meisten bestunden auf dem Theriake. Da sprach der kranke: O meine lieben Leute! der Theriak mag ein gutes Mittel seyn, aber mich, mich hätte er beynahe ums Leben gebracht.

Endlich als Kaspar sich durchaus zum Theriak nicht wollte bereden lassen, sagte einer von den Nachbarn, daß im nächstgelegenen Marktflecken ein fremder Arzt angekommen sey, der heimlich im Markte hausirt, ohne daß der Richter etwas weiß, und in der Stille erstaunlich viele Medizinen um leichtes Geld verkauft; der Mann soll ein rechter Wundersmann seyn, und für alle Krankheiten Mittel wissen.

Wendel, der treue Knecht, hörte diesen Rath, und sagte zu seinem Bauern: Ich bin zwar nur ein junger Mensch, und sollte Leuten, die älter sind, als ich, nichts einreden. Aber von meinem Vater habe ich oft gehört, man solle ja beileibe nicht von einem herumziehenden Arzte Medizin nehmen. Wären diese Leute rechtschaffene Aerzte, so würde man ihnen das Gewerb nicht verboten haben, und sie würden ihr Handwerk nicht verstohlen, sondern öffentlich, treiben dürfen. Ich für meinen Theil wollte um alle Schätze in der Welt von einem unbekannten Kerl keine Arzney nehmen.

Aber da half alles Reden nicht. Was wird der junge Lecker da verstehen, sprachen die andern. Kaspar! schicke du zum Arzte, der hat was für dich: es wird sich schon zerreißen; und hilfts nicht, so schadts nicht.

Auf das ungestüme Zureden schickte der Bauer zum Arzte, und um sechs Kreuzer brachte man eine Mixtur, von der der Arzt hoch und theuer geschworen hatte, daß sie unter Brüdern sechs vollwichtige Dukaten werth wäre.

Der Kranke nahm die Hälfte; gab sie aber fast ganz von sich. So klein die zurückgebliebene Portion auch war, so brachte sie doch den Kranken noch viermal zum Brechen, und sechsmal zum Stuhlgange. Mit diesem hätte der gute Mann sollen zufrieden seyn.

Allein die Nachbarsleute, die es mit ihm zwar gut meinten, aber aus Unverstand schlimme Rathgeber waren, wollten durchaus haben, daß er auch die andere Hälfte nehmen sollte. Nachbar Kaspar! sprachen sie, dieß Laxiren ist noch alles nichts; wenns einen nicht wenigstens zwölfmal überſich, und zwölfmal unterſich laxirt, so ist die Medizin im Grunde nichts nutz. Also nur frisch dran: wenigstens der halbe Rest, der muß noch genommen werden. Nach langem Weigern that es endlich der Kranke, in Gottes und aller Heiligen Namen.

Aber das war ein erschrecklicher Tag für ihn. Es war, als wenn er Lunge und Leber, und alles Eingeweide, von sich geben müßte. Er gab einigemal eine gute Weile gar kein Zeichen des Lebens von sich.

Das Weib ließ den Pfarrer rufen. Als dieser kam, fand er den guten Mann in den elendesten Umständen. Nach einer Viertelstunde aber schien es,

als

als wenn der Kranke von seiner halsbrechenden Arbeit endlich ein wenig ausruhen wollte. Der Pfarrer ließ ihn mit dem Weibe allein, und gieng mit den andern indeß in die Nebenkammer.

Was habt ihr denn dem Manne gegeben, fragte er, daß er gar so gewaltsame Ausleerungen hat? Da zeigten sie ihm den Rest der Medizin, und sagten, daß es eine Purganz von dem herumvagirenden Arzte wäre, und daß sie eben auch zum Schinder von Hirba geschickt hätten.

Da habt ihr nun, sprach der Pfarrer, sehr unverständig gehandelt, daß ihr von einem Vaganten Arzney genommen, und durch die Schinderkur den ersten Fehler mit einem neuen verdoppeln wollet. Wenn ihr den Kranken lieb habt, so setze sich ohne Verzug einer von euch aufs Roß, und reite fort in die Stadt zum Doktor, erzähle ihm alle Umstände des Kranken genau und pünktlich, und nehme auch den Rest der Medicin im Gläslein mit, damit der Doktor sehen möge, mit was der Kranke sich verderbt habe.

Nachdem einer von den Anwesenden sich sogleich zur Reise fertig gemacht hatte, sprach der Pfarrer zu den übrigen: Liebe Leute! ich bitte euch um alles, was immer die Gesundheit und das Leben des Menschen Kostbares und Heiliges hat, setzet doch in Krankheiten euer Vertrauen nicht auf herumfahrende Aerzte, nicht auf Abdecker und Henker, oder auf was immer für Leute, die die Kunst, den Menschen zu heilen, nicht gelernt haben. Sie geben euch in ihren Medizinen den Tod zu essen. Man weiß ja gar viel Leute, die von solchen Arzneyen auf der Stelle haben sterben müssen, und die von ihrem Krankenbette geraden Wegs zum Grabe sind getragen worden. Ich

weiß zwar wohl, daß nicht jedermann von ihren Arzneyen stirbt, ich weiß aber auch, daß Leute, die ihnen ihre Waare abkaufen, sich oft in einem halben Jahre, oder noch länger, nicht wieder erholen können, und daß ihnen dadurch ihr Lebensziel auf zehn und noch mehr Jahre verkürzt wird. Wenn aber einmal einer auf die Arzney eines solchen Betrügers ist gesund worden, so ist das so ein ungefähres Glück, wie wenn eine blinde Henne ein Gerstenkorn findet: nämlich die Natur hat sich selbst geholfen, und man darf Gott danken, daß man für sein Geld nicht Gift bekommen hat. Wenn ein herumziehender Arzt für sein Paket nur Geld kriegt, so liegt ihm nichts mehr daran, wie es um seine Patienten steht; denn heut ist er da, und morgen anderswo. Hingegen ein von Obrigkeit geprüfter und gutgeheißner Arzt und Doktor ist allemal und vorzüglich darauf bedacht, daß er sich durch seine Kur Ehre mache.

In der Welt ist keine Widerwärtigkeit ohne weise Absicht Gottes, wenns schon der Mensch nicht allemal begreift.

Den Tag darauf besuchte der Pfarrer wieder den Kranken, und als er ihm allerley Tröstungen gegeben, sagte der Kranke zu ihm, er wolle zwar sich willig in Gottes Fügung und Willen schicken, nur könne er nicht begreifen, wie es Gott mit ihm gemeint habe, daß er gerad ihn, und keinen andern, so empfindlich heimgesucht hat.

Da sprach der Pfarrer: Lieber Mann! So redet ein jeder, der mit irgend einer Widerwärtigkeit zu kämpfen hat; jeder glaubt, sein Kreuz sey das schwerste, und jeder möchte es gern auf einen

andern schieben. Die Vorsehung schickt keine Widerwärtigkeit ohne weise Absicht, und legt sie gewiß nie einem Unrechten auf. Gott kennt nicht nur die Schwere des Kreuzes, sondern auch die Person desjenigen, dem er dasselbe auflegen will. Was er mit uns macht und thut, ist wohlgethan, und wir haben nie das Recht, ihn zu fragen, warum ers so und nicht anders macht. Gott ist unser Vater, und wir sind seine Kinder. Es ist gewiß auf dem ganzen Erdboden kein Vater, der bei allen, was er anordnet, seinen Kindern allemal auch die Ursache sagt, warum er dieß oder jenes befehle. Warum soll Gott etwas thun, was kein menschlicher Vater thut? Geschöpfe dürfen ihrem Schöpfer wohl keine Gesetze vorschreiben! Einmal ist es so sein Wille, und dieser muß uns so heilig seyn, ohne daß wir lange fragen: Warum so, und nicht anders? Deswegen bitten wir auch täglich in unserm Gebethe, daß nicht unser, sondern Gottes Wille geschehe. Sein Wille ist gewiß allezeit gut für uns, wenn wir schon nicht allezeit begreifen können, wie und warum.

Seht, ich muß euch etwas recht schönes erzählen.

Ich hatte einst einen guten Freund, der der rechtschaffenste Mensch von der Welt war, und nichts eifriger suchte, als Gott zu dienen, und sich mit Ehren und Redlichkeit in der Welt glücklich zu machen. Dem ungeacht kam über ihn eine Widerwärtigkeit nach der andern. Aber ein gewisses Unglück fiel ihm so schwer aufs Herz, und machte ihn so kleinmüthig, daß er zu zweifeln anfieng, ob Gott wirklich für die Menschen sorge, und sie glücklich machen wolle. Diese Zweifel preßten ihm die bittersten Thränen aus, und endlich, mit Thränen im

Auge, sank er in einen tiefen Schlaf. Da hatte er einen merkwürdigen Traum, und diesen erzählte er mir mit folgenden Worten:

„Da ich in meiner Kleinmüthigkeit eingeschlafen war, träumte mir, als ob ich auf einem Wege wäre, wo ich mich weit verirrt hätte. Ich stund einige Zeit voller Angst da, ohne zu wissen, wo ich hin sollte. Da kam ungefähr ein Mann zu mir, der ein recht gutes redliches Gesicht hatte. Dieser versprach mir, den Weg zu zeigen, und mit mir zu gehen."

„Mein Wegweiser führte mich in das Haus eines rechtschafnen Mannes, der uns ungemein höflich empfieng, und uns alle mögliche Gefälligkeit erzeigte. Ehe wir uns von ihm beurlaubten, da sah ich, daß mein Führer einen schönen silbernen Becher, der anf dem Tische stund, weg nahm, und in die Tasche steckte."

„Am zweyten Tage kehrten wir bei einem bösen Menschen ein, der uns kaum einen schlechten Winkel in seinem Hause vergonnte, und nichs that, als fluchen und schelten. Bei diesem gottlosen Manne ließ mein Wegweiser den silbernen Becher zurück, den er gestern dem guten Manne entwendet hatte."

„Am dritten Tage trafen wir wieder einen guten frommen Menschen an, der uns so viel Gutes erzeigte, daß wir ihm nicht genug danken konnten. Diesem steckte mein Wegweiser sein Haus in Brand. — Ich erstaunte ob der Bosheit meines Führers. Allein weil ich den Weg allein nicht wußte, so mußte ich nothwendig meinem Wegweiser folgen."

„Er führte mich bald darauf zu einem vortreflichen Manne, der die Liebe selbst war, und uns

aus

aus Gefälligkeit seinen einzigen Sohn mir gab, daß er uns den Weg bis zum hohen Steg hin zeigen sollte. Kaum aber waren wir auf den hohen Steg gekommen, so stieß mein Wegweiser den jungen Menschen ins Wasser, daß er ersoff. — Bei dieser gräulichen That gerieth ich ganz außer mir selbst. O du Ungeheuer! rief ich, lieber will ich in den einsamsten Wüsteneyen herum irren, als noch länger mit dir gehen; denn über so einer Bosheit muß sich der Erdboden aufthun, und ich wüßte alle Augenblicke nicht, wenn die Erde dich und mich verschlingen würde."

„Da ich noch redete, sah ich einen ungewöhnlichen Glanz, und mein Wegweiser bekam auf einmal eine göttlich schöne Gestalt und Würde. Ich fiel meinem Führer zu Füssen. Dieser aber richtete mich auf, und sprach: Mensch! ich will dir jetzt zeigen, was für wunderbarliche Wege die Vorsehung Gottes gehe. — Der Becher, der ich neulich zu mir gesteckt hatte, war vergiftet; darum habe ich denselben dem guten Manne genommen, und ihn dem Bösen zur Strafe gegeben. — Unter der Asche des Hauses, welches ich in Brand gesteckt, liegt ein Schatz, den der wohlthätige Mann finden, und viel Gutes damit stiften wird. — Der junge Mensch aber, welchen ich ins Wasser stürzte, würde in Kurzem seinen Vater ermordet, und seine Mutter bis in den Tod betrübt haben. — — Verehre Gott, und überlaß dich ihm allein: aber sey nie so verwegen, daß du die Wege seiner Vorsehung beurtheilen wolleſt. Greif nicht in die Urtheile Gottes ein. Bei allen Schicksalen des Lebens darf der Mensch nichts anders thun, als die Hand auf den Mund legen."

So erzählte mir mein Freund seinen Traum. Aber dieser Traum ist schon viel tausendmal wahr

geworden. Wenn ihr nur ein wenig nachdenken wollet, so werdet ihr schon unzählige Beispiele, theils an euch selbst, theils an andern Menschen erlebt haben, wo man erst später augenscheinlich gesehen hat, daß viele Unglücksfälle recht herrliche Wohlthaten Gottes sind, und daß ein vermeintes Glück oft ein wahres Unglück gewesen ist.

Durch dergleichen Gespräche, und allerley Historien, wurde das niedergeschlagene Gemüth des Kranken allemal zusehends gestärkt und aufgerichtet. Dabei hatte man auch dieß gewonnen, daß die vorgeschriebenen Arzneyen noch einmal so gute Wirkung machten, als wenn der Kranke stets im Verdruße, oder im Kummer wäre gelassen worden.

Wie man die Kranken besuchen müße.

Einige Zeit darnach kam an einem Sonntage wieder der Herr Doktor ins Dorf. Als er in Begleitung des Herrn Pfarrers zum Kranken kam, sah er die ganze Kammer voll Leute die den Kranken besucht hatten.

Da sprach der Arzt: Liebe Leute! es ist sehr schön, daß ihr so gütig seyd, und dem Kranken durch euren Besuch seine Leidensstunden verkürzen helfet. Aber ich habe nur einige Erinnerungen zu machen, die ihr beim Besuche der Kranken allzeit mit Nutzen beobachten werdet.

Wenn ihr zu einem Kranken kommet, so kommet nicht zu viel miteinander. Denn eure Zimmer sind oft gar klein, und da macht ihr dem Kranken bang, daß er härter athme. — Kinder, und gar junge Leute haben beim Kranken gar nichts zu thun.

Kommet zum Kranken nicht in nassen, oder übelriechenden Kleidern; denn damit verderbt ihr

ihm die Luft, und steckt ihn noch mehr an. Der Kranke braucht gesunde Luft.

Redet nicht zu viel, damit er nicht zu viel zu merken habe. Fraget ihn nicht zu viel, damit er mit Antworten sich nicht ermüden müße. Schreyen sollt ihr gar nicht. Eure Sprache ist gemeiniglich an sich selbst schon stark; wenn sie erst noch dazu laut wird, so muß sie dem Kranken nothwendig weh thun.

Erzählet ihm keine Unglücksfälle, die ihm bange, oder ihn traurig machen können. Hingegen erwecket bei ihm Trost und Freude, so oft ihr könnet; denn diese sind sehr heilsame Medizinen. Wer dem Kranken etwas Tröstliches sagen, oder ihm eine unerwartete Freude machen kann, der säume keinen Augenblick.

Streitet nicht mit ihm, und machet ihm keinen Verdruß. Durch euren Besuch müßet ihr ihm wohlthun, und seine Krankheit erleuchtern; nicht aber ihn noch kränker machen.

Wenn ihr dem Kranken vorleset, so machet es nicht zu lange, damit er nicht zu viel zu denken bekömmt. Viel denken kömmt einen Kranken oft schwerer an, als einem Gesunden die schwerste Handarbeit. Schreyet auch nicht, wenn ihr ihm vorleset; sondern leset sanft und sachte, daß es dem Kranken nicht weh thut. Plaget ihn auch nicht mit Geschichten aus der Hölle, oder mit den Peinen im Fegfeuer, oder mit dem schreckvollen jüngsten Gerichtstage. Sondern leset ihm vielmehr von Jesu vor, wie er Kranke gesund macht, und denen die ewige Seligkeit verheißt, die in ihrem Leiden geduldig sind. Was tröstlich ist, das sey der Inhalt eurer Vorlesungen.

Noch muß ich euch gelegentlich erinnern, was ihr bei ansteckenden Krankheiten zu beobachten habt.

Die frische gesunde Luft ist dem Kranken zu allen Zeiten gut; aber in ansteckenden Krankheiten ists nicht nur für den Kranken, sondern auch für die Hausleute und für die Besuchende höchst nöthig, daß man die Luft öfters erfrische, und die giftigen Dämpfe zum Fenster hinauslasse. Nur bei Ausschlagkrankheiten muß man mit Oeffnung der Fenster behutsam seyn. Liegt der Kranke nahe beim Fenster, so muß man es nicht öffnen, bis der stärkste Anfall des Fiebers vorbei ist, und alsdann erst zu einer solchen Stunde, da die Luft am erträglichsten ist. Damit aber die Zugluft, nicht gerade auf den Kranken falle, so muß man, eh das Fenster geöffnet wird, die Vorhänge vorziehen, oder auch ein Tuch über das Gesicht des Kranken legen. Wenn der Kranke seine Nothdurft verrichtet hat, so darf man den Unrath nicht eine Minute in der Kammer lassen, sondern der muß ohne Verzug hinaus. Diese Reinlichkeit hätte sowohl für den Kranken, als für die Besuchenden, den wichtigsten Nutzen.

In ansteckenden Krankheiten ist das herrlichste Mittel, wenn man zuweilen scharfen guten Eßig auf einen heißen Stein oder Eisenplatte gießt, und im Krankenzimmer ausdünsten läßt.

Wer keine Schuldigkeit hat, zu so einem Kranken zu gehen, und vielleicht auch einen Abscheu und Eckel an der Krankheit hat, der bleibe lieber weg, als daß er sich der nahen Gefahr der Ansteckung aussetzt.

Auf diese Lehren merkten alle Gegenwärtige fleißig, und die meisten beurlaubten sich vom

Kranken.

Kranken, nur die Zahl der Anwesenden zu verringern. Es blieben zuletzt nur noch der Knecht Wendel, und ein paar Bauern zurück.

Nachdem der Doktor sich um das dermalige Befinden des Kranken erkundiget, setzte er sich im nächsten Zimmer nebst dem Pfarrer auf die Bank, und wollte sich abermal mit den guten Leuten in ein Gespräch einlassen.

Es gieng auch bald an.

Vom Aderlassen.

Euer Gnaden! (sprach Wendel zum Doktor) wir haben vor Kurzem einen starken Discurs vom Aderlassen und Purgiren gehabt. Mein Vater sagt: wem nichts fehlt, der soll auch nichts brauchen. Aber viele Bauern wollen das nicht begreifen; sie sagen: wenn der April kömmt, muß man tapfer einnehmen, und im May brav Aderlassen. Was halten Euer Gnaden davon?

Der Doktor antwortete:

Dein Vater hat vollkommen Recht. Aus dem Purgiren und Aderlassen soll man so wenig eine Gewohnheit machen, als aus dem Krankseyn. Nicht die Gesunden, sondern die Kranken bedürfen des Arztes.

Da sprach einer von den zween anwesenden Bauern: Ich habe mir aber schon vier- und fünfmal im Jahre aderlassen. Sollt ich es jetzt gar aufgeben?

Doktor. Weil die Aderlässe für keinen Menschen gut ist, als für die Leute, die zuviel Blut haben, so kann ich mir nicht vorstellen, wie sie für euch gut seyn könne. Denn arbeitsame Leute, wie Bauern, haben selten zuviel Blut. Daß ihr aber euch des Jahres vier- oder fünfmal zur Ader lasset, das habt ihr wohl gar nicht gut gemacht. Es kann nicht anders als schädlich seyn. Weil ihr aber euch einmal daran gewöhnt habt, so müßt ihr freylich lassen. Auf einmal abzubrechen, ist nicht rathsam. Aber nach und nach sollt ihr immer weniger und immer seltner lassen. Einmal, oder höchstens zweymal des Jahres ist für einen Mann genug, der sich einmal daran gewöhnt hat. Sonst aber brauchen arbeitsame Bauersleute das Aderlassen gar nicht. Ihr selbst werdet auf dem Lande eine Menge Menschen kennen, die eisgraue Leute von achtzig, und noch mehr Jahren geworden sind, und gleichwohl in ihrem ganzen Leben nie purgirt, und nie adergelassen haben.

Bauer. Unser einer versteht das Ding freylich nicht. Aber unser Bader Schnepper räth es jedem, der zu ihm kömmt.

Doktor. Das will ich gern glauben. Euer Bader braucht Geld. Darum wird er euch bald Pulver, bald Pillen, bald Aderlassen, bald Schröpfen verschreiben, wie er weiß, daß ihr Lust dazu habt.

Bauer. Aber nach dem Aderlassen und Laxiren ist mir, als wäre ich neugebohren.

Doktor. Eine Sache, die uns im Anfange wohl thut, kann uns späterhin schaden. Ein Trunk in die Hitze gethan, schmeckt wohl; aber nach der Hand macht er oft zum Sterben krank. Gesetzt

aber

aber auch, daß die Aderlässe euch nichts schadet, so kann sie doch überflüßig und unnöthig seyn.

Bauer. Aber der Bader sieht doch in meinem Blute, daß es ganz dick und schleimig ist, und deswegen heraus muß.

Doktor. Das beste Mittel, das dicke Blut zu verdünnen, ist, brav Wasser trinken. Aber der Schleim, der auf dem Blute ist, bedeutet nichts Schlimmes, er muß im Blute seyn.

Wendel. Es ist in unserm Dorfe ein Mann, dem der Bader so starke Aderlassen macht, daß er allemal in Ohnmacht fallen muß. Der Bader sagt, es muß so seyn, weil der Mann zum Schlag geneigt ist.

Doktor. Wenn dem armen Manne lieber mit der gewissen Wassersucht gedient ist, als mit dem ungewissen Schlage, so mag er die Aderlässe so fortsetzen. So ein unvernünftiger Blutverlust bringt Schwindel, Herzklopfen, Gelbsucht und andre schwere Uibel hervor. Wollt ihr euch vor Schaden hüten, so folget meinem Rathe: sobald ihr im geringsten merket, daß euch warm oder übel wird, so lasset euch alsogleich die Ader verbinden. Als Aderlässer aber enthaltet euch vom starken Essen und Trinken, und von heftiger Bewegung. Erhitzet euch nicht. Ich habe einen gekannt, der schob als Aderlässer Kegel, und am dritten Tage war er eine Leiche.

Wendel. Wann halten denn Euer Gnaden das Aderlassen für gut, und wann nicht?

Doktor. Merket euch für das Aderlassen folgende Regeln:

Das Blut ist dem Menschen nothwendig. Ein Gesunder hat nie zuviel, und ein Bauer selten.

Wer viel Blut läßt, schwächt sich.

Wer oft läßt, hat eine böse Gewohnheit, und muß oft wieder lassen.

Gegen Vollblütigkeit hilft Abbruch im Essen, Wasser trinken, Obst essen, Gemüse und Handarbeit.

Alte Leute dürfen ohne Ursache nicht aderlassen.

Auch wenn die Adern auflaufen, oder wenn man aus der Nase blutet, hat man darum noch nicht Ursache zum Aderlassen. Beim Blutspeyen ist die Aderlässe bisweilen nützlich; aber allein und für sich, hilft sie nicht.

Gegen Kopfweh, Flüsse und Gliederschmerzen, oder gegen Fieberhitze, die man sich durch Verkältung zugezogen hat, ist selten eine Aderlässe gut. Oft wird die Krankheit darauf nur schlimmer.

Am gefährlichsten ist die Aderlässe in Faulfiebern, oder in bösartigen Fiebern. Da muß mans oft mit dem Leben bezahlen.

Nothwendig aber ist die Aderlässe 1) in allen Entzündungskrankheiten, 2) in Fiebern, wo Entzündung zu befürchten, 3) wo das Blut sich gegen den Kopf und die Brust stark hinzieht. In zweifelhaften Fällen rathe ich, allemal nur wenig zu lassen, etwa vier oder fünf Unzen.

Am besten wäre freylich, gar nie aderzulassen, als wenn es der Doktor verordnet.

Bauer. Haben aber die Zeichen im Kalender nichts zu bedeuten?

Doktor. Nichts, als daß derjenige ein Narr war, der sie zuerst hinsetzte, und der ein Thor ist, der darauf merkt.

Vom Purgiren.

Wendel. Was hats denn mit dem Purgiren für eine Beschaffenheit, Euer Gnaden?

Doktor. Hier gilt wieder die vorige Regel, wie beim Aderlassen. Wer nicht Durst hat, soll nicht trinken, und wem nichts fehlt, der soll nichts einnehmen. Wenn euch Essen und Trinken schmeckt, so müßt ihr nie laxiren, außer ihr wollt gern krank werden, und eure Gesundheit mit Gewalt verderben.

Bauer. Ich nehme zu gewissen Zeiten Pillen, und diese, so klein sie auch sind, raumen mich doch gewaltig aus.

Doktor. O meine lieben Leute, wenn euch euer Leben lieb ist, so hütet euch nur vor solchen Arzneyen, die klein in der Porzion, und doch gewaltsam im Angriffe sind. Merket, was ich euch sage: Alle Medizinen, die mit wenigem schon scharf und gewaltig angreifen, sind wahres Gift. Lieber langsam und gelind, als plötzlich und gewaltsam. Ist die Medizin zu schwach, so kann man nachnehmen. Wirkt sie aber zu heftig, so kann man nicht wieder herausnehmen, was zu viel ist. Wer überflüssig laxirt, der schwächt sich selbst, verliert gute Feuchtigkeiten, und bringt sich von Kräften.

Die Pillen sind eine höchstgefährliche Arzney, und haben schon manches grosse Unglück unter dem Bauernvolk angerichtet. Die Pillen sind in den Apotheken schon lange zuvor bereitet gewesen, ehe man den Menschen, und seine Krankheit gekennt hat. Weil also die Pillen, wie jede andere Arzney, unter tausend nur für einen einzigen Umstand helfen, so müßte mir derjenige wohl ein rechter

Glücksvogel seyn, der in der Apotheke auf den ersten blinden Griff just die rechten Pillen kriegte, die gerad für den Umstand des Kranken taugen. Holet also niemals Pillen, weder aus einer Apotheke, noch aus einem Kloster. Sie sind Gift für euch. Nur diejenigen Pillen nehmet, die eigentlich für euch und für euern Zustand eingerichtet sind, und die euch der Doktor räth und vorschreibt.

Bauer. Soll man also gar nie einnehmen?

Doktor. Alles hat seine Sache. Es giebt Fälle, wo das Einnehmen nicht nur rathsam, sondern auch nothwendig ist.

Zum Brechen nimmt man ein: Wenn man ein Aufstossen des Magens, oder einen Eckel an den Speisen verspürt, oder wenn einem brecherisch ist. Da kann man der Natur, die sich gern reinigen möchte, mit einem Brechmittel zu Hilfe kommen. Man nimmt auch zum Brechen ein, wenn die Krankheit von Uiberladung des Magens, oder einer harten unverdaulichen Speise herkömmt: wenn der Kranke sich nach einer Mahlzeit übel befindet, Kopfweh hat, Schwindel oder Aufstossen klagt; wenn er harten Stockfisch, halb gekochtes Schaffleisch, zu fettes Schweinfleisch gegessen, oder auch stark getrunken hat. Da wollte ich ein Brechmittel rathen. Doch muß durchaus kein Zeichen der Entzündung vorhanden seyn; denn da wäre das Brechen höchstgefährlich. Auch im Seitenstechen findet man zuweilen Eckel, Aufstossen und Neigung zum Brechen. Aber wer im Seitenstechen ein Brechmittel nähme, der würde den Tod essen. Leute, die einen Leibschaden haben: wie auch Schwangere und Kindbetterinnen dürfen nicht zum Brechen einnehmen. — Ihr sehet also, wie viel Behutsamkeit es brauche, und wie sehr man den

Rath

Rath eines verständigen Arztes vonnöthen habe, wenn man sicher darein gehen will.

Auch das Laxiren hat seine angewiesenen Wege. Laxiren ist gut, wenn Unrath in Gedärmen ist. Dieß merkt man aus dem Durchbruche, Schmerzen, Grimmen, Aufblähen des Leibes, Spannen, und dergleichen. Wer aber überflüßig laxirt, schwächt sich. Wenn die Krankheit zum Laxiren neigt, so darf man nur die gelindesten Mittel geben. Weinstein ist oft schon hinreichend. Sieht man, daß in Krankheiten die Medizinen nicht durchbrechen wollen, so muß man die Natur nicht mit Gewalt zwingen, weil sonst ein übermässiger und tödtlicher Durchbruch erfolgen kann. In vielen Krankheiten ist Bittersalz die beste Purganz. In hitzigen Krankheiten, wo alle reizende und hitzige Mittel schädlich sind, muß man das gelindeste wählen.

Bauer. Was muß aber für ein Zeichen im Kalender stehen, wenn ich purgiren soll?

Doktor. Mit eurem Kalender da! — Ich habe gesagt; Aderlassen soll man, wann mans braucht, und purgiren auch wann mans braucht. Wenn ihr aber diese Zeichen durchaus haben wollet, so müßt ihr bald zum Kalendermacher gehen, und ihm das Jahr zuvor sagen, an was für einem Tage ihr gern krank seyn möchtet; vielleicht ist er so gefällig, und setzt euch euer Zeichen hinein. Aber da brauchte jeder einen besondern Kalender.

Mit dem Kalenderglauben möget ihr es mit eurem Herrn Pfarrer ausmachen. Mich ruft die Stunde nach Hause. Adieu!

Vom Kalenderglauben.

Das wollte nun den Bauern gar nicht eingehen, daß der Doktor durchaus nichts auf den Kalender

halten

halten wollte. Daher fragte einer von ihnen, gleich nach der Abreise desselben, den Herrn Pfarrer, ob denn sogar auch in Betref der Witterung auf den Kalender nichts zu halten wäre?

Pfarrer. Auf den Kalender halte ich so weit etwas, als er mir zeigt, auf welchen Tag Ostern Pfingsten und andere Festtage einfallen. Zu sonst etwas weiß ich die meisten Kalender gar nicht zu brauchen. In Anzeigung der Witterung hat der Kalendermacher schon tausendmal gelogen, und wird noch tausendmal lügen.

Bauer. Er hats aber auch schon oft errathen.

Pfarrer. Er hat aber noch weit öfter gelogen. Einem Menschen, der mir des Jahres zweymal die Wahrheit sagt, aber alle anderemal lügt, glaubt kein vernünftiger Mensch. Zwey- oder dreymal des Jahres erräth der Kalender ein Ding, und alle anderemal lügt er. Wer soll ihm da glauben? Daß er zuweilen etwas trift, das ist mir eine schlechte Kunst. Auf den Winter schreibt er Schnee; auf den Sommer Hitze; auf den Frühling angenehme Tage, und auf den Herbst Nebel. Das könnte aber auch ein Schulknabe thun, und alle Gassenkinder wissens, daß es im Winter kalt, und im Sommer warm ist. — Aber geh, Wendel! bring uns den vorjährigen, und heurigen Kalender herbei, und lies uns, was er vom erschrecklichen Winter geschrieben, den wir ausgestanden haben.

Wendel. Da hab ichs schon; es heißt: „Der Winter wird zwar kalt, aber doch nicht lange anhalten, nnd nicht allzuviel Schnee geben."

Pfarrer. Also gerad das Widerspiel. Die Kälte allein hat er errathen. — Aber was schreibt er vom heurigen April, der bei uns so trocken war?

Wendel. „Regen mit vermischtem Sonnenscheine, und viel Aprilschauer."

Pfarrer. Was sagt er vom May, der fast ohne Aufhören Regen und Uiberschwemmungen brachte?

Wendel. „Angenehme Frühlingstage, und warme Witterung."

Pfarrer. Was prophezeyt er aber vom heurigen Sommer, wo wir fast kein einziges Donnerwetter hatten?

Wendel. Schon im Juny starke Reife; hernach Donner und Blitze: — Droht mit Donnerschlägen — Schauer und Hochgewitter. Im July heftige Sturmwinde mit Blitz und Hochgewittern. Im August abermal Hochgewitter. . .

Pfarrer. Also wieder kein Wort wahr. Ich sage nur so viel: Wer des Kalenders Lügen recht klar und deutlich sehen will, der schreibe nur in jeder Woche des Jahres die Witterung auf, und halte sie am Ende des Jahres gegen die Kalenderwitterung, so wird er sehen, daß der Kalendermacher nichts, als die vier Jahreszeiten, von der Witterung aber fast gar nichts, errathen habe.

Ich muß euch nun eine lächerliche Historie erzählen.

Ein Kalendermacher hatte einsmals seinen neuen Kalender verfertiget, an welchem nichts mehr fehlte, als daß noch die Witterung dazu geschrieben würde. Weil aber dieß bei Verfertigung des Kalenders die schlechteste und leichteste Arbeit war, so überließ er diese Mühe allemal seinem Schreiber, welcher dann auch recht viel sich einbildete, daß er fürs ganze Jahr Wetter im Lande machen könnte. Aber einmals sprang der Schreiber recht erschrocken vom Schreibtische auf, und

schrie:

schrie: Herr! was fange ich jetzt an? Ich habe den Schnee vergessen! — Es liegt nichts daran, sprach der Herr, es sind ja ohnedem nur Narrenpossen! Wir können den Schnee wohl gar weglassen. Aber wo bist du schon? — Bei Ostern, antwortete der Schreiber. — Gut, sprach der Herr, da setze also den Schnee geschwind hin; um Ostern ist noch gute Zeit dazu: nach Pfingsten wärs schon zu spät.

Seht, liebe Leute, so gehts mit dem Dinge. So hat man euch für Narren.

Eben so närrisch sind die Kalenderzeichen beim Säen und Pflanzen. Wenn gute Witterung zum Säen ist, soll man säen, und wenns Zeit zum Pflanzen ist, soll man pflanzen, es mag hernach im Kalender stehen, was will. Unser Jodelbauer, wie ihr wißt, merkt fleißig auf alle Kalenderzeichen, und baut seine Gerste nie, als nur im wachsenden Krebse. Der sollte also billig das beste Getreid auf dem Felde haben. So hat er aber allemal weitaus das schlechteste.

Bauer. Wahr ists, Herr Pfarrer; wer auf den Kalender baut, baut schlecht, wer aber auf guten Boden, und bei guter Witterung baut, baut gut. Von der Stunde an sehe ich völlig ein, daß es eine lautere Narrheit ist, auf so lächerliche Sachen einen Glauben zu haben. Aber unser Herrgott wird mir meinen Unverstand verzeihen; weil ich von Jugend auf nie so vernünftig von der Sache habe reden hören, wie heute.

* * *

Das waren ungefähr die Gespräche, und die wichtigsten Begebenheiten bei dem Krankenbett dieses Bauers. Man hat sie nur darum hieher gesetzt;

gesetzt; weil sich viel daraus lernen läßt, und auch der einfältigste Bauersmann in manchen Stücken klüger und verständiger werden kann.

Aus dem, was bei der Krankheit dieses Bauers vorgefallen ist, läßt sich vieles lernen. Denn erstlich kann man sehen, wie unklug die Leute handeln, wenn sie in Krankheiten zu herumvagirenden Pfuschern, Schindern, Schergen, Scharfrichtern und alten Weibern ihre Zuflucht nehmen.

Kaspar hat es sich gesagt seyn lassen. Wo er hinkam, warnte er seine guten Freunde und Bekannte, und sagte zu ihnen: O liebe Freunde! wenn ihr krank werdet, so gehet nur nicht zu solchen Leuten, die die Arzney nicht gelernt haben. Lieber nehmet gar nichts ein, und lasset die Natur allein thun, was sie thut. Ich habe es erfahren! bald hätte ich meine Thorheit mit dem Leben bezahlt.

Dieses Zureden hatte auch wirklich seinen Nutzen geschafft. Denn als einige Zeit darnach im Dorfe die rothe Ruhr regierte, so hat man fast in allen Häusern, wo Kranke waren, den Doktor gerufen: und da sind um viel weniger Leute gestorben, als in andern Dörfern, wo man nach alter Dummheit fortgefahren ist, lieber zum Pfuscher, als zum Meister, und lieber zum Schmiedle, als zum Schmied zu gehen.

Zweytens hat man auch gelernt, was man dem Doktor vom Kranken alles sagen muß, und wie nothwendig es ist, daß nicht dumme, sondern gescheide Leute zum Arzt geschickt werden.

Man hat drittens gelernt, daß der Theriak nur bei Erkältungen, und andere Hausmittel nur bei gewissen Vorfällen helfen; sonst aber zu Gift werden können.

Viertens

Viertens hat man lernen können, daß es nicht genug ist, vom Doktor die Medizin zu nehmen, sondern daß der Kranke auch sich halten muß: und daß man nie glauben darf, daß eine Krankheit gleich durch die erste Purgir gehoben werden kann, so wenig als eine Eiche vom ersten Streiche fallen kann.

Fünftens hat man gehört, wie künstlich sowohl der innerliche als äußerliche Bau des menschlichen Leibes sey, und wie man sich vor Leibesschäden hüten könne.

Sechstens: was man bei Besuchungen der Kranken zu beobachten habe.

Siebentens: wann man Aderlassen, oder Purgiren soll, und was auf den Kalenderglauben zu halten sey.

Achtens: daß die göttliche Vorsehung keine einzige Widerwärtigkeit über uns verhängt, wo sie uns oder andern nicht eine gute und höchstnützliche Lehre dabei geben will.

Neuntens endlich hat der Bauer selbst gesehen, was es um gute Dienstbothen für eine gute Sache ist, und wie man Gott danken muß, wenn er einem treue und arbeitsame Diener schickt, die die Last der Hauswirthschaft tragen helfen, und für den Nutzen ihrer Herrschaft so besorgt sind, als wie für ihren eigenen.

Wohlverhalten ist des Menschen Glück.

Mit dem Wohlverhalten, und sonderbar mit dem Fleiße und der Treue, die der junge Wendel während der Krankheit seines Bauers gezeigt hat, hat er den Grund zu seinem Glücke gelegt, welches ihm Zeitlebens nie ganz verlassen hat.

Sein

Sein gutes Verhalten machte grosses Aufsehen, nicht nur im Dorfe, wo er diente, sondern auch in benachbarten Ortschaften. Man redete überall viel, und überall gut von ihm. Es war fast kein Bauer in der ganzen Nachbarschaft, der ihn nicht gern in seinem Dienste gehabt hätte. Der versprach ihm fünf, der andere sechs, der dritte acht Gulden mehrer Lohn, als sonst gewöhnlich ein Bauernknecht hatte.

Aber Wendel blieb bei seinem krankgewesenen Herrn im Dienste, und dieser war auch so ehrlich, und erhöhte in geheim den Lohn um ein Merkliches, daß Wendel wohl zufrieden war, und keinen andern Dienst verlangte.

Der Bauer hat klug und vorsichtig gehandelt, daß er seinem Knechte den Lohn in der Stille vermehrt, und es nicht bei andern ausgeplaudert hat. Denn wenn man es aller Orten ausschwätzt, und der Knecht sich überall groß macht, daß er um so und so viel Lohn mehrer habe, so wird der nächste beßte Bärenhäuter, der nicht einen Blutstropfen von Wendelin hat, und nur ein Fetzen von einem Knechte ist, bald eine gleiche Foderung machen. Andere thun ihms nach, und zuletzt wird die Foderung allgemein. Auf solche Art werden dem Bauer die Abgaben erschwert, und doch dabei der Dienstboten Fleiß und Treue nicht vermehrt.

Aber Wendelin ließ sich keinen Kreuzer umsonst bezahlen. Er gab den Zins mit beiden Händen vielfältig zurück.

Wendelin war eben nicht reich, aber auch nicht arm. Er hatte weit mehr erspartes Geld, als drey und vier andere seines Gleichen.

Man weiß aber auch, daß Leute mit erspartem Gelde um viel höher geschätzt werden, als andere,

die ihr Geld geerbt, oder von Eltern empfangen haben. Zwar hat der ersparte Gulden nicht mehr Kreuzer, als ein geerbter. Aber das geerbte Geld hat mit dem Erben ein Ende; hingegen wird das ersparte immer gröſſer, und vermehrt sich von Jahr zu Jahr. Von einem, der ein Geld erbt, weiß man noch lange nicht, ob ers auch gut anzuwenden weiß. Hingegen ein sparsamer, und fleissiger Mensch ist selbst ein ewiges Kapital, das ohne Aufhören Zins trägt, und zwar nicht fünfe für hundert, sondern hundert für hundert; man weiß von ihm schon zum Voraus, daß er guten Gebrauch davon machen, und noch mehr gewinnen werde.

Ein solcher Mensch wird gar hoch geschätzt. Er verdients aber auch. Bleibt er ledig; so fällt er keinem Menschen zur Last. Verheirathet er sich aber, so ist seine Frau schon so gut als versichert, daß sie an ihm den beßten Mann, und seine Kinder den beßten Brodvater haben werden.

Daher ist bei jungen Leuten, ehe sie sich verehlichen, allemal die erste Frage: Ist der Mensch sparsam, häuslich und arbeitsam?

Es ist billig, daß man diese Frage am allererſten thut. Denn nothwendig muß man beim Heirathen vor allen Dingen wissen, ob die guten Leute sich auch Brod verschaffen und ernähren können. Es liegt ganz viel daran, daß man wisse, ob die zwey Eheleute ihr Lebtag im Segen und Vergnügen, oder aber in Hunger und Kummer leben sollen. Denn nur der Sparsame und Fleißige bringt Segen ins Haus. Der Sparsame kann sich von Pfenning auf Gulden erschwingen; der Verschwender hingegen kann und muß von tausend Gulden auf den Bettelstab herunterkommen. Daher wüßte ich auch nicht, was für ein besſers Heurath-

gut die Eltern ihren Kindern geben können, als die Sparsamkeit; weil in dieser Tugend viele andere Tugenden mit eingeschlossen sind; gleichwie im Gegentheile keine schädlichere Untugend ist, als die Verschwendung, und das Uebelhausen; weil auch in diesen viel hundert Sünden und Laster mit einbegriffen sind.

Bei aller Sparsamkeit aber war Wendel doch auch nicht geizig. Denn man muß nicht denken, daß die Sparsamkeit darin bestehe, daß man alles, was man hat, fleißig aufhebt, im Kasten einsperrt, und nimmer ans Taglicht kommen läßt. Das heißt man Geiz. Von diesem Laster war Wendel weit entfernt.

Umsonst, und ohne Ursache, gab er zwar keinen Kreuzer aus. Aber darum war er doch auch kein Feind der ehrbaren Ergötzlichkeiten. Er gieng zuweilen mit guten Kameraden zu einem Glas Bier; aber mit einer Unmäßigkeit hat man ihn nie gesehen. Noch viel weniger hat ers sich zur Gewohnheit gemacht, gar alle und jede Sonn- und Feyertage zum Krug zu gehen, wie es viele Dienstboten machen, die ihren ganzen Lohn, und oft auch ihren Verstand, im Wirthshause sitzen lassen. Er machte wohl auch zuweilen einen Tanz mit; aber an eine Weibsperson hat er sich nie gehenkt.

Zank und Händeln wich er auf allen Seiten aus, und nie hat er nach Gericht auch nur einen Pfenning getragen.

Schnupftoback und Rauchtoback hat er sich nie angewöhnt; sondern er sagte: diese üble Gewohnheit kostete mich jährlich drey Gulden. Diese drey Gulden lege ich besonders auf die Seite, und dafür kann ich mir des Jahres etliche gute Tage machen.

Kleider hatte er, so viel er brauchte, und die feyertäglichen waren vorzüglich schön, und doch dabei nicht zu kostbar. Er hatte zween schöne Röcke, und drey recht hübsche Leibstücke; das Tuch war zwar nur aus gemeiner und guter Schafwolle, die von seinen Schwestern gesponnen, und von einem geschickten Weber gewirkt war; dabei aber so fein, daß man geschworen hätte, es wäre aus einem Kaufmannsladen geholt worden. Wenn nun Wendel in seinem Feyertagsgewande stund, mit seinem paperlgrünen Hutbande, in seinen schön gestrickten Strümpfen, die unterm Knie mit einem gleichfalls grünen Bande gebunden waren, in seiner schwarzbockhäutnen Hose, und mit dem hübschen Hosenträger, worein die Stiefmutter ihm seinen Namen mit Seiden unter allerhand schönen Figuren eingenähet hatte: so war es eine rechte Lust, den jungen Menschen anzusehen, mit vollen Waden, mit baumfesten Schultern, und kraftvollen Armen, von Fuß auf schön gewachsen, aus dessen Angesicht eine ganze Welt voll Gesundheit und Vergnügen lachte, für die oft mancher Fürst sein halbes Land hergäbe. — Nimmt man nun auch das herrliche Lob dazu, welches er wegen seiner guten Aufführung von jedermann hatte, so war das ein Jüngling recht zum Lieben, und ein Mensch vom Ausbunde.

Wirklich wurde auch dem braven Wendel ein Heirath angeboten, die sehr vortheilhaft schien. Es war die einzige Tochter eines reichen Bauers, die ihn zur Ehe verlangte; sie hatte nach dem Absterben ihres Vaters den ganzen grossen Bauerhof in einem etwas benachbarten Dorfe, und eine Baarschaft von mehr als zwölftausend Gulden geerbt. Das Mädel war schön, und in ihren besten Jahren:

ren: und sobald sie von Wendel hörte, ward sie für ihn so eingenommen, daß sie alles Mögliche that, sein Jawort zu erhalten. Ihre Heurathsmänner, wie man sie aufm Lande heißt, lobten den Wendel sowohl den Hof, als das Mädel, so gut sie konnten. Dieser schätzte sich zwar bei diesem Antrage glücklich; aber er wollte nichts weniger, als die Sache übereilen. Sucht also nicht nur bei Vater und Mutter, wie es Kindpflicht ist, sondern auch bei andern verständigen Leuten, guten Rath.

Weil der alte Wendel wohl wußte, daß Vorsehen ein gutes Spiel ist, und daß von einer guten oder schlimmen Heirath allemal lebenslängliches Glück, oder lebenslängliches Unglück abhängt, so hielt er es für höchstgefährlich, wenn man in dieser Sache blos auf den äußerlichen Schein, und auf den Glanz des Geldes sehen wollte.

Er hatte in dem Dorfe des Mädels einen guten redlichen Mann zum Freunde, Namens Wilibald. Diesen ließ er bitten, am nächstkommenden Feyertage ihn zu besuchen, und mit einer Mittagssuppe vorlieb zu nehmen.

Gleich nach der Frühmesse war Willibald da, Wendelin ließ sogleich seinen Sohn rufen, und als dieser noch in der Stubenthüre stund, wünschte Wilibald ihm lächelnd Glück zur Heirath mit der reichen Roggenbauern-Mariandl; denn so hieß diese Bauerstochter. Noch Zeit genug, versetzte der Junge lachend, Zeit genug zu gähen Glück, und schnellen Reichthum, Vetter Wilibald! Nun wie stehts denn mit der Person, und mit dem Vermögen?

Auf diese Fragen setzten die zween Alten sich an den Tisch, und der Junge blieb vor ihnen stehen. Hernach sprach Wilibald also!

Das Vermögen betreffend, mag man euch eher zu wenig, als zu viel, gesagt haben; denn der verstorbene Roggenbauer war ein Hauswirth, der wenige seines Gleichen hatte. Schade, daß er fault! Wir haben an ihm den beßten Mann, und ich den beßten Freund verloren. Seine Frau, die noch aufm Hause ist, hatte als Wittwe ihn zum Manne genommen, ob er schon mehr nicht, als etwa hundert Thaler, im Vermögen hatte. Das war aber auf diesen Hof so gut als nichts. Alle schätzten ihn glücklich, und viele waren ihm um sein Glück neidig. Allein er genoß sein Glück nicht lange, und er sagte zu mir nachgehends oft im Vertrauen: er wollte lieber der arme Schafhirt, als der reiche Roggenbauer seyn.

Der alte Wendel. Wo lag denn der Fehler?

Wilibald. Bei seinem Weibe. Diese hat dem guten Manne alle die Tage seines Lebens sauer gemacht. Viel tausendmal hat sie ihm sein geringes Vermögen vorgeworfen, und sie hieß ihn gemeiniglich nicht anders, als den lausigen Bettelmann, den sie aus Barmherzigkeit aus seinen Lumpen und Läusen hervorgezogen, und zu einen reichen Mann gemacht hätte. Nie hat sie ihm eine Maß Bier, oder eine Semmel vergönnt. Er mußte sich nur ingeheim zuweilen etwas zu gute thun: Wenn sie ihn aber ungefähr darauf betraf, so war Jammer und Noth, und er mußte von ihr wieder ein langes Kapitel von seiner Betteley anhören. Ein anderer hätte sie roth und blau geschlagen. Aber der gute Mann pflegte zu sagen: mit Schlägen kann man ein Weib nicht einmal zum Schweigen, geschweigens zur Besserung bringen. Lieber will ich das Kreuz tragen, so lange Gott will, als meinen Feinden und Neidern eine Freude machen, wenn sie sehen, daß es mir mitten im Uberfluße übel geht, und daß

es mir am größten Glücke fehlt, nämlich an einer vergnügten Ehe. Der gute Ehemann hätte mir wohl ein bessers Glück, und längeres Leben verdient! Er starb bald aus Verdruß und Aergerniß. Gott tröste seine gute Seele! — Man möchte vielleicht glauben, sein Weib wäre eine recht sparsame Wirthin gewesen. Sie war aber nichts weniger als dieses. Während dem ihr Mann beinahe Hunger und Mangel litt, lebte sie mit ihrer Tochter herrlich, und schmauste tapfer. Sie hatte eigne Weiber im Dorfe, die ihr, und ihrer Mariandel bald Bier und Brandwein, bald Meth und schöne Semmeln, bald Zucker und Kaffee, bald Latwergen und Zuckerbrod aus der Stadt bringen mußten. Jetzt, nach dem Tode des Roggenbauers, gehen diese Lieferungen noch weit freyer als zuvor.

Und nun, mein lieber junger Vetter Wendel! auch ein paar Worte von deiner Braut. — Das Mädel hat ein schönes Vermögen, daß sich mit Haus und Hof gewiß über achtzehn tausend Gulden erstreckt. Sie hat erst zwey und zwanzig Jahre, und, meiner Sechse, ein hübsches Gesicht. Aber, aber —

Der junge Wendel. Nur aufrichtig heraus mit dem Aber.

Wilibald. Aber auf der andern Seite hinkts. Ich habe gesagt, daß die Mutter gerne nascht und schleckt, daß sie auf ihren Reichthum stolz ist, und ich habe noch vergessen zu sagen, daß sie sich um die Arbeit ganz und gar nie bekümmert hat. Das ist nun gerad so viel, als wenn ich allemal auch die Tochter mit eingeschlossen hätte. Wie die Mutter, so die Tochter. Wie könnte es wohl anders seyn? Was die Kinder an den Eltern sehen, das machen sie nach. Die junge Mariandel weiß gar brav, daß sie jung, und schön, und reich ist: in Schleckereyen hält sie

es mit der Mutter, und in Kleiderpracht übertrift sie sie auch. An Sonn- und Feyertagen hält sie gleichsam Markt mit ihren Kleidern, die sie schon viele schwere Thaler gekostet haben. Es ist ihr nur leid, daß sie sich des Tages nicht zwölfmal anders anlegen darf. Da hat sie stets einige Dorfmädeln an der Seite, die ihr hübsch das Maul machen, ihre Schönheit und ihre Kleider bewundern, und ihr allemal Rath und Anschlag geben, wo die beßten Borten, und schönsten Spitzen und Schleyer zu bekommen seyn. Diese sind ihre Herzensfreundinnen, und befinden sich ganz wohl bei ihr. — Mit der Haus- und Feldarbeit giebt sie sich so wenig ab, als ihre Mutter; sie sagt, sie habe ihre Leute dazu. Das wissen nun die Dienstboten gar wohl, daß man ihnen nicht auf die Finger sieht, und darum thun sie auch, was sie gern wollen. Das ist unter andern auch die Ursache, daß es mit diesem Bauernhofe seit zwey Jahren, da der Roggenbauer gestorben, ganz sichtbar bergab geht, — Nun Vetter Wendel! dein Sohn da ist gewiß der Mann, der den Hof in kurzer Zeit in den vorigen, wo nicht in noch bessern Stand bringen kann. Mir ist nur leid, daß ich von dieser seiner angehenden Braut, wie es verlauten will, nicht eine angenehmere Nachricht geben kann. Meine lieben Vettern! ihr wisset, daß ich der Mann gewiß nicht bin, der gern Trennungen stift, in Eheverbindungen schon gar nicht. Ich weiß, was für eine grosse Verantwortung derjenige hat, der entweder vor, oder nach der Eheverlobniß zwey liebende Gemüther entzweyet, und ihnen durch Schwenk' und Ohrenblaserey ein Glück raubt, welches sie lebenslänglich hätte froh und vergnügt machen können. Allein ich weiß auch, daß es eben so unverantwortlich ist, wenn man einen jungen unschuldigen Menschen

schen an ein lebenslängliches Unglück fesselt, und es nicht verhindert, da man es doch leicht verhindern könnte. Aber alle meine Reden sollen durchaus keinen Werth haben. Fraget nur andere redliche und aufrichtige Männer unsers Dorfes: sie werden euch von dem, was ich gesagt habe, gewiß nicht das Gegentheil sagen. — Vielleicht wird das Mädel mit der Zeit gescheider; es ist ja oft einer im Ehestand ganz ein anderer Mensch geworden, als er im ledigen Stande war.

Der alte Wendel. Nicht gar oft, lieber Wilibald! Gegen einen, der sich im Ehestande gebessert hat, will ich dir allemal zwanzig andere nennen, die darnach geblieben sind, was sie zuvor gewesen waren. O die Gewohnheit ist eine zweyte Natur. Der muß mir schon ein halber Gott seyn, der die Kunst versteht, einen lüderlichen Menschen gut zu machen. — Aber nun rede auch du, mein Sohn! Ich habe dich während der Erzählung meines Vetters schon lange genug betrachtet, und deine Vertiefung in allerley Gedanken wahrgenommen. Nun sage deine Meinung.

Der junge Wendel. Lieber Vater! wenn es blos auf meine Meinung ankömmt, so sage ich frey heraus, daß ich von dieser Heirath ganz und gar nichts wissen will. Diesen Entschluß habe ich schon gefaßt, ehe der Vetter Wilibald mit seiner Erzählung zum Ende gekommen ist. Ich will ein Mädel nicht haben, die ich erst ziehen soll, sondern die schon gezogen ist. Und so schlecht habe ich mich wohl doch nicht aufgeführt, daß ich just diese Person haben muß.

Der alte Wendelin. Ganz und gar nicht mein Sohn! hierin bleibt dir deine ganze Freyheit ungekränkt. Mich freut es ungemein, daß du nicht nach

Geld und Schönheit heirathen willst. Die Schönheit vergeht ehender, als man glaubt; und Geld kann uns nicht glücklich machen, sondern Tugend und gute Aufführung. Ein liederlicher Kerl muß nehmen, was er kriegt; aber ein braver Jüngling kann kriegen, was er mag.

Auf solche Weise ward aus der Heirath nichts. Das Mädlein heirathete kurz darnach einen andern recht braven Mann.

Auf was man beim Heirathen sehen muß.

Ein paar Stunden darnach rief der alte Wendel auch seine zwo Töchter herein, und sagte: er hätte ihnen etwas Nothwendiges vom Heirathen zu sagen.

Die Mädeln, deren eine zwanzig, die andere aber etwas über zwey und zwanzig Jahre hatte, hörten das Kapitel vom Heirathen schon ziemlich gern, und schmotzten schalkhaft lächelnd einander an, besonders da der Vater also zu reden anfieng:

Ich wollte nicht wünschen, meine lieben Kinder! daß eines aus euch unverheirathet bliebe. Ihr seyd, Gottlob! alle kerngesund, und euer Wohlverhalten hat mir bisher noch allemal Freude gemacht. Ich wünsche daher, daß du, mein Sohn! ein gutes verständiges Weib, und ihr, meine Töchter! brave fleißige Männer bekommen möchtet. Aber ein guter Mann, und ein gutes Weib, ist ein grosses Geschenk des Himmels. Dies theure Geschenk läßt sich nicht erhalten durch üppigen Aufzug, mit Tanzen, mit Spielen, mit Karessen, oder heimlichen Bekanntschaften, sondern ganz allein durch Wohlverhalten. Wo Tugend und Geschicklichkeit ist, da ist auch Glück und Segen zu Hause. Wo

aber

aber die nicht ist, da ist auch bei Millionen Geld nichts als Elend, Kummer, Verdruß, und zuletzt der bittere Tod.

Ich kann dir sagen, mein Wendel! du hast mir unaussprechliche Freude gemacht, daß du eine Heirath ausgeschlagen, bei welcher du zwar viel Geld, aber wenig Zufriedenheit hättest hoffen können. Ich habe gesehen, daß du nicht übereilt darein gehest, und nicht deinem eignen Kopfe folgest, sondern in dieser wichtigen Sache auch andere verständige Leute um Rath frägst. Das ist schön auf dich. Ich wollte wünschen, es thäten dir dieses alle Jünglinge nach, so würden wir nicht so viele misvergnügte Ehen, schlecht erzogene Kinder, und verdorbene Bauernhöfe sehen.

Durch Ausschlagung dieser Heirath hast du dir gewiß nichts verderbt. Es giebt in unsrer Gegend noch brave Mädel genug, und diese, wenn sie hören, daß du nicht nach Geld und Schönheit heirathest, werden dich nur noch mehr schätzen. Eine Närrinn kannst du allemal haben. Aber eine verständige Ehewirthinn zu bekommen, da muß man seine Zeit abwarten.

Es ist eben auch nicht schön, wenn junge Leute, ehe sie heirathen, alles gleichsam am Ellenstabe abmessen, und eine Frau haben wollen, die durchaus nach ihrem Kopfe und Sinne seyn sollte. Einen so stolzen Bursch, der eine Heirath nach der andern ausschlägt, und einem braven Mädel nach dem andern den Korb giebt, den läßt man zuletzt auch sitzen. Hingegen kann man es keinem Menschen verdenken, wenn er bei der Standesveränderung bedächtlich zu Werke geht, und nicht auf Glück, oder Schönheit, sondern auf Verstand und Tugend merkt.

Tugendhaft nenne ich jene Frau, die nicht nur selbst alle Pflichten unsers Glaubens genau erfüllt, sondern auch ihre Dienstbothen, und alle ihr angehörigen Leute dazu anhält! die jedem giebt, was ihm gehört, am Lohne, an Kost, an Kleidungsstücken; die endlich Muth genug hat, an ihren Hausgenossen nicht nur nichts Unrechtes und Sündhaftes zu dulden, sondern auch auf alle Weise und Wege zu verhindern.

Verständig und geschickt nenne ich diejenige, die jede Hausarbeit vom Grunde versteht, die alles zu rechter Zeit verrichten, jedem Dienstboten seine bestimmte Arbeit anschaffen, alles in guter Ordnung erhalten, jede Hausfahrniß um den wohlfeilsten Preis beyschaffen, und allen Hausgenossen ihre richtige, gute und wohlgeschmackte Kost zubereiten kann. Nur die, nur die ist die rechte Gehilfinn ihres Mannes.

O meine lieben Kinder! vor Jahren wars ganz anders, als jetzt, und mit dem Heirathen ist man nicht so blind darein gegangen, wie heut zu Tage. Wenn heut zu Tage junge Leute zusammen heirathen wollen, so ist allezeit die erste Frage: Hat der Kerl einen guten Hof? Hat das Mädl brav Geld? Vor Zeiten war dieß die allerletzte Frage.

Da hat es geheißen; Mädl du willst heirathen; aber hast du wohl die nöthige Wissenschaft, die eine Wirthschafterinn und gute Hausmutter haben soll? Bist du wohl verständig genug, daß du deinem Manne kannst hausen helfen? Kannst du spinnen, stricken, nähen, kochen? Kannst du deine Dienstboten regieren, die unter dir stehen? Kannst du auch mit Wenigem auskommen? Kannst du dich auch bei einer kleinen Hauswirthschaft fortbringen? Wenn der Mann krank, oder ein Krüppel wird, bist du im Stande, daß du deinen Mann, und

deine

deine Kinder ernähren? Und wenn du Kindsmutter wirst, kannst du wohl viele Kinder auch bei schlechtem Einkommen ernähren? Kannst du deinen Kindern eine gute Auferziehung geben? Verstehst du wohl selbst deinen Katechismus, und die Grundsätze des seligmachenden Glaubens? Weißt du wohl im Grunde, was Recht und Unrecht, was Gott lieb, und nicht lieb ist? — Wenn du das alles kannst, und verstehst, alsdann, Mädl, kannst du heirathen.

Bei jungen Mannspersonen aber sind die Fragen noch wichtiger gewesen, und da hat es geheißen, Jüngling, du willst heirathen! Aber bist du wohl im Stande, Weib und Kindern lebenslänglich Brod zu verschaffen? Verstehst du dich vollkommen auf alle und jede Haus- und Feldarbeiten, auf Pferd- und Viehzucht, auf Handel und Gewerb, auf Kauf- und Verkauf, daß alles klug, und doch dabei gerecht geschieht? — Bist du gesund und stark genug, dem Vaterlande gute Kinder zu erzeugen? Hast du nicht etwa durch heimliche Sünden, oder am Kammerfenster, deine beßte Mannskraft verloren? Hast du dir nicht schon eine Sucht an Hals getanzt, oder getrunken? — Wenn du ein Weib nimmst, hast du auch so viel Geduld, ihr manche Schwachheiten und Fehler zu übersehen? Hast du so viel Treue, sie so aufrichtig und standhaft zu lieben, wie Christus seine Kirche liebt? — Und wenn der Himmel deine Ehe segnet, hast du wohl so viel Gewalt über dich selbst, daß du für deine Kinder manchen Bissen an deinem eignen Munde erspareſt? und daß du oft mit Wasser vorlieb nimmst, wenn dich dürstet, damit du die Biergroschen für deine Kinder auf die Seite legen könneſt? Wirst du nicht zornig werden, oder vielleicht gar im Wirthshause Ruhe suchen, wenn

die

die Kleinen ungestümm um dich herumlaufen, oder weinen? — Was für Tugenden hast du an dir, damit du als Hausvater gute Beispiele geben mögest? Wie wirst du deine Kinder einst zum Guten anführen, und glücklich machen? Verstehst du dich auf das, was man gute Auferziehung, und was man Pflichten eines guten Vaters heißt? Weißt du wohl die Lehren unsers heiligen Glaubens, daß du dieselben auch deinen Kindern und Untergebenen beibringen kannst? Bist du wohl der Mann, der das Laster an seinen Dienstboten hindern und bestrafen darf?

Das, meine lieben Kinder! sind jene wichtigen Fragen, die man vor Jahren den jungen Leuten vorgelegt hat, wenn sie heurathen wollten. Ich sage nur dieß: Wer alle die Fragen mit Ja beantworten kann, der trift allzeit eine gute Wahl.

Merkt euch diese Lehren, und erzählet sie auch andern jungen Leuten, wenn ihr einmal auf die Jahre kömmt.

Indessen hatte sich Marianne, die ältere Schwester Wendels, mit einem wackern Jungen verheirathet. Er hatte vier Juchart auf jedem Felde, hinlänglich Futter für das Vieh, und einen schönen Obstgarten, aus dessen Früchten er in manchem Jahre gegen fünfzig Gulden gewinnen konnte. Er selbst war ein guter arbeitsamer Mensch, und hat sich bei allen Leuten viel Lob gemacht, daß er seinen kranken Vater sechs ganzer Jahre mit kindlicher Sorgfalt verpflegte; wofür ihm sein preßhafter Vater viel hundertmal gedankt, und noch auf dem Sterbbette versprochen hatte, daß er im Himmel für ihn bitten werde, daß Gott für seine kindliche Treue lebenslängliches Glück, und hundertfältigen Segen ihm schicken wolle.

Gott ließ ihm seine Tugend nicht lange unbelohnt. Die Belohnung war der gute und vergnügte Ehestand, den er mit Wendels tugendhafter Schwester hatte. Aus der bisherigen Beschreibung ihrer Eltern, und ihres Bruders, kann man auch auf dieses Mädl schließen. Sie war voller Ehrlichkeit, und hatte das beßte Gemüth. Zu aller Arbeit hatte sie nicht nur Verstand und Geschicklichkeit, sondern auch Freude und Lust dazu. Man weiß, daß beyde Eheleute bis in den Tod ein ununterbrochenes Vergnügen, und eine lebenslängliche Zufriedenheit, genossen.

Aber bei dieser Hochzeit war das Merkwürdigste, des Mädels ihr Brautwagen, oder ihre Ausfertigung. So lange das Dorf steht, hat man nie etwas schöners gesehen. Der ganze Wagen war voller Kleidungsstücke, Leinwand und Bettzeug; alles so ordentlich, nett und reinlich, als wenn es gegossen wäre. Die Dorfleute rissen Maul und Augen auf, als sie diese schönen Sachen sahen. Aber noch grösser wurde ihre Erstaunung, als sie hörten, daß von der ganzen Ausfertigung nicht ein einziger Faden aus dem Kramladen war, sondern daß, bis auf die Weberarbeit, alles sie selbst mit eigner Hand gesponnen und verfertiget habe. Auch das Hochzeitkleid vom Fuße auf, welches ihr wie angegossen stand, war ganz von ihren Händen verfertiget. Nun befanden sich zwar auf dieser Hochzeit viele Mädeln und Weiber, die einen weit kostbarern, und mehr glänzenden Aufzug hatten; aber schöner und netter gekleidet, als die Hochzeiterinn, war keine.

Der Krämer aus dem benachbarten Dorfe, ein vermöglicher und aufgeräumter lustiger Mann, war als Freund des Bräutigams auch Hochzeitgast. Dieser

ser gab aus eignem Antriebe der Hochzeiterinn, seiner neuen Base, zu Ehren, ein Scheibenschießen, und ließ auf der Hauptscheibe um die Braut folgende Reime herumschreiben:

Wart, wart, du schlimme Nanne du,
Von dir kommt mir kein Kreuzer zu!
Von andern krieg ich hübsch Dublonen,
Und du, du kannst dein Geld so schonen?
Zum Glück, daß's recht viel Narren giebt,
Und jeder Spitz und Borden liebt:
Sonst wärs mit Krämern bald geschehen,
Wir Krämer müßten betteln gehen!

Die Scheibe hängt noch im Fletze des Wirthshauses, und wer die Reime liest, und vom Wirthe die Veranlassung dazu erfährt, der lobt die brave Nanne.

Aber auch für Wendel that sich bald eine Heirath hervor, die ganz nach seiner, und seines Vaters Gesinnung war.

Es befand sich nämlich im Dorfe ein Bauer, der als Wittwer schon gegen acht Jahre mit seiner Tochter die Hauswirthschaft führte. Sein Hof war ehemals ziemlich gut gewesen; aber da einst durch einen nächtlichen Blitzstral sein Haus, nebst Stadel und Viehstall abgebrannt wurde; so sah er sich gezwungen, manches schöne Stück zu verkaufen, um wieder unter Dach zu kommen.

Er hatte schon lange auf Wendelin ein Auge geworfen, und viele gute Freunde riethen ihm, diesem jungen Menschen seine Tochter, und seinen Hof zu geben. So gern er diese Verbindung gesehen hätte, so wußte er doch die Sache nicht geschickt genug anzugehen; weil auch seine Tochter Kunegunde, ein gar züchtiges und eingezogenes Mädl, bisher noch nie ein Wort vom Heirathen geredet hatte.

Aber

Aber einer seiner Freunde, der ein kluger und bescheidener Mann war, nahm dieß Geschäft über sich, verfügte sich zu Wendelin, und machte ihm mit aller Klugheit und Aufrichtigkeit seinen Vorschlag.

Wendelin hatte kein Bedenken, zu sagen, daß er auf dieses Haus schon längere Zeit her sein Augenmerk gehabt hätte; weil ihm nicht nur der Hof selbst, sondern vorzüglich auch das Mädl gefiele. Aber, setzte er hinzu, da fehlen noch drey wichtige Punkte; nämlich die Einwilligung des Mädels, das Gutachten meiner Aeltern, und — Geld dazu.

Wenn sonst nichts im Wege steht, versetzte der andere, als nur dieß, so ist die Sache schon so gut, als richtig. Laß mich nur machen. Nach einer Stunde komme ich wieder.

Darauf verfügte er sich in das Haus des Mädls, wo der Vater schon begierig auf die Nachricht wartete, der aber auch durch den Wink, den ihm der andere gab, deutlich genug verstund, daß der erste Schritt gut gemacht war. Er setzte sich hierauf zwischen Vater und Tochter an den Tisch, redete anfänglich bald von dieser, bald von jener gleichgültigen Sache; kam nach und nach auf das Alter ihres Vaters, und zuletzt auch ans Heirathen. Als er ihr vom Heirathen sagte, wurde sie roth, und lächelte. Natürlich! Bei so einem Antrage hat man selten eine weinen gesehen. Da man ihr aber zuletzt auch den Wendel nannte, so schlug sie auf einmal ihre züchtigen Augen nieder, und war nicht vermögend, ein Wort zu sagen: aber in eben dem Augenblicke verbreitete sich auch über ihr ganzes Angesicht eine angenehme Rosenröthe, und aus ihrer Miene leuchtete so viel Zufriedenheit, und ein so lebhafter Wunsch hervor, als wenn sie es laut und deutlich herausgesagt hätte: Ja, den möchte ich haben!

Der Vater sah dieß kurze Stillschweigen der Tochter eine Weile mit Vergnügen an. Aber bald darauf fieng er an, und sagte zu ihr: Liebe Tochter! du siehst mein Alter, und du weißt, daß meine Hände das nicht mehr thun können, was sie gethan haben. Ich will und kann mich mit der Hauswirthschaft länger nicht mehr schleppen, und mir wäre es daher recht lieb, wenn du einen Gehilfen hättest, der mit dir das Vergnügen des Lebens, und mit mir die Last der Arbeit theilen wollte. Weißt du dir einen bessern Jüngling, als Wendelin ist, so wähle ihn ungehindert. Die Freyheit in deiner Wahl soll dir ungestört bleiben. Wähle dir einen, welchen du willst; wenn er nur gottesfürchtig, arbeitsam und verständig ist. Sage uns deine Meinung, entweder heute noch, oder morgen, oder nach einem Monate, damit wir wissen, wie wir daran seyn.

Darauf sprach das Mädl, mit aller Zierde der schönen Schamhaftigkeit im Gesichte, zum Vater diese Worte: Liebster Vater! ich bin einmal zu jung, und zu unverständig, einen tauglichen Menschen mir auszuwählen. Einen bessern könnte ich wohl nicht finden, als eben den, welchen ihr mir vorgeschlagen habet. Wendel ist gewiß weitherum der beste, und wohlerzogenste Jüngling, der mich, und meinen lieben Vater auf lebenslang glücklich machen kann. Aber wenn ich lang sage, ich möchte Wendelin haben, was hilft mir das? Wendelin wird mich nicht haben mögen. Er mag wohl reichere nicht.

Genug, sprach der Vater, ich sehe wohl, daß du Wendelin willst und wünschest. Nun so gieb nur mir und dem Nachbar da die Hand darauf. Das Mädl gehorchte willig, ließ in jedem Auge eine unschuldige Freudenthräne blicken, und gab stillschweigend beiden ihre Hand.

Beyde verfügten sich in das Haus des alten Wendels, wo eben auch der junge zugegen war, der seinem Vater indessen schon die ganze Sache erzählt hatte.

Als daher der alte Wendel die zween Männer zu sich kommen sah, so zeigte er sich so aufgeräumt, als wenn er ein Mann erst von dreyßig Jahren wäre, und sagte zu ihnen: Nu nu! ich kann mir schon einbilden, warum ihr hieher kommet: ihr habt gewiß für meinen Buben ein Weib gefunden? Ja, antwortete der Vater des Mädels, die haben wir für ihn gefunden. Und recht im Ernste mein Wendel! ich will deinem Sohne meine Tochter zur Braut geben, wenn er sie will. Giebst du nun auch meiner Tochter deinen Sohn zum Bräutigam, so habe ich, und meine Tochter, was wir wünschen.

Da sprach Wendel: Wenn an dir, und deiner Tochter so wenig fehlt, wie an mir und meinem Sohne, so können sie heute noch Braut und Bräutigam seyn. Aber denke nur, meines Sohnes Heirathgut sind vier, höchstens fünf Hundert Gulden; das ist sein Auf und Nieder. Was sollte aber das auf so einen Bauernhof seyn?

Laßt das, sprach der Bauer, nur eure letzte Sorge seyn. Im Anfange muß es freylich etwas gefrettet seyn; aber Wendels Arm, Schulter und Kopf sind mir gut genug, daß er sich bald erschwingen werde.

Nun gut, sprach der alte Wendel, wir haben nichts weiter zu thun, als mit der Hinausgabe eine Richtigkeit zu treffen, und zu machen, daß das junge Paar hier vor unsern Augen das Jawort spreche, und einander die Hand gebe.

Indeß wurde das Mädl herbeigerufen. Als sie kam, gieng der junge Wendel ihr bis an die Stubenthüre entgegen, führte sie am Arme bis zum

Tiſche, wo die Männer ſaſſen, und ſtellte ſie an ihre Seite hin. Hier wurden ſie nun aufs neue um ihren Entſchluß gefragt, und als beide ja geſagt hatten, gaben ſie ſich die Hand, umarmten und küßten ſich, wie zween Engel einander küſſen.

Tags darauf gieng man zu Gericht, den Heirathsbrief zu errichten. Darnach war die Stuhlfeſte, und endlich eine kleine Abendmahlzeit.

Nach drey Wochen war der Hochzeittag. Dieſer wurde zwar ohne viele Weitläuftigkeiten gehalten; aber doch war alles ſo munter und wohlauf dabei, daß man noch viele Jahre darnach von dieſer Hochzeit redete.

Wendelin hatte auf dieſes Bauerngut mehr nicht, als fünf Hundert Gulden, gebracht; zwey Hundert von ſeinen Eltern, und das übrige von ſeiner eignen Erſparniß. Gerichtskoſten, Anfall und Abzuggeld, und andere Ausgaben abgerechnet, blieb ihm eine ſehr kleine Baarſchaft in den Händen.

Er brachte es doch bald ſo weit, daß er das kleine Angerſtück einlöſen konnte, welches ſchon vormals beim Hauſe geweſen, nach der Feuersbrunſt aber iſt verkauft worden. Dafür bekam er dann wieder mehr Futter, und beſſeres Vieh.

Er hielt aber darum nicht mehr Vieh, als er ſchon im Stalle fand; ſondern er trachtete nur, daſſelbe beſſer zu halten, und recht viel guten Dung zu bekommen; denn der Dung iſt die Seele des Ackers.

Der Segen des Eheſtandes blieb nicht lange aus. Sie erhielten bald Kinder, die ſie auf das allerchriſtlichſte erzogen, und von denen ſie wieder alle Freude erlebten.

Wendelin wußte, daß von der Erziehung der Kinder nicht nur ihr Glück in dieſem Leben, ſondern auch ihre Seligkeit nach dem Tode, abhange. Er

sah also dieses Geschäft für das allerwichtigste seines Lebens an. Seine Kinderzucht war auch ein wahres Meisterstück, und verdient nicht nur, daß man es umständlich bekannt mache, sondern auch allen Eltern als das schönste Muster anpreise.

Schwangere Frauen machen durch böse Gemüthsbewegung ihre Kinder unglücklich.

Wendelin hielt seine Kunegunde, während der Schwangerschaft, recht besonders in Ehren, und gab sich Mühe, alles das zu verhindern, was ihr immer Zorn, Verdruß, oder Schröcken verursachen könnte.

Es sind zwar diese Gemüthsbewegungen dem Menschen zu allen Zeiten schädlich; aber bei Schwangern ist der Schaden allemal noch so groß, weil die schwangere Frau nicht allein sich selbst, sondern auch ihrer Leibesfrucht schadet. Denn weil das Kind im Mutterleib von nichts anders, als von dem Geblüte, und von den Säften der Mutter lebt, so kann das Kind auch nichts anders, als lauter giftige Säfte, und verdärbte Nahrung bekommen, sobald durch einen grossen Schrecken, oder Zorn das Geblüt der Mutter in Unordnung, oder in Hitze gebracht wird. Es entstehen meistentheils unzeitige Geburten daraus, oder garstige Muttermäler, oder das Kind stirbt bald nach der Geburt: stirbt es aber nicht, so muß es doch wegen dem Schrecken oder Verdruß der Mutter oft Zeitlebens büssen.

Freylich kann man den Schrecken nicht hindern, wenn er einmal da ist; aber man kann doch demselben oft ausweichen, wenn man nicht an Orte geht, wo etwas Schreckhaftes erzählt, oder vorgestellt wird, wie gemeiniglich in Bauernkomödien geschieht, wo die Komödianten allemal henken, köpfen, rädern,

oder Hexen und wilde Teufel auftreten, und durch die Luft fahren lassen. Das gefällt zwar groben Leuten. Aber solche Komödien sind nicht für Schwangere. Auch soll man diese Frauen sorgfältig verschonen mit Nachrichten eines plötzlichen Unglücks, eines Todtenfalls, einer gefährlichen Krankheit, oder einer andern traurigen Begebenheit.

Ueber den Zorn aber, über die Traurigkeit, über die Wollust, über den Neid, und über andere dergleichen böse Gemütsleidenschaften kann der Mensch allemal Meister werden, wenn er nur will. Daher haben solche Frauen große Verantwortung, wenn sie schon in Mutterleib ihren Kindern den Saamen der Sünde, und ihres künftigen Unglücks, in die Seele legen. Von dem übermäßigen Zorn, den die Mutter während der Schwangerschaft hat, wird das Kind auf Zeitlebens zum Zorn, und zur Rache geneigt. Von der Wollust, wenn die Mutter sich derselben in in ihrer Schwangerschaft überläßt, wird die Leibesfrucht auf lebenslänglich ein geiles und wollüstiges Temperament erlangen. So müssen oft viel hundert Kinder die Sünden ihrer Aeltern büssen.

Das war nun aber der Fall nicht bei Wendel, und seiner Kunegund; denn beide waren vernünftig, und wollten keine andere, als gute, an Seele und Leib gesunde Kinder haben.

Die Leibesbegungen bei Schwangeren müssen nicht stark, oder gefährlich seyn.

Kunegunde mußte auch in ihrer Schwangerschaft fortarbeiten wie sonst. Es war ihr zwar in diesen Umständen das Gehen und Arbeiten etwas beschwerlich; aber es wäre sehr schädlich gewesen, wenn sie wider ihre vorige Gewohnheit zu viel still gesessen

wäre,

wäre, oder sich gar nicht bewegt, oder gearbeitet hätte. Nur allein das beobachtete sie, daß ihre Arbeit nicht zu anhaltend, und die Bewegung nicht zu gewaltsam war, welches mit Heben, mit Laufen, oder mit Hinaufreichung der Garben hätte geschehen können. Alle übrige Arbeiten verrichtete sie, wie zuvor.

Auch hatte sie zur Winterszeit manchen Sonn- und Feyertag gar keine heilige Messe hören dürfen, wenn es nämlich draußen sehr hell und schlüpfrig war. Wendel hatte darüber den Pfarrer befragt, und der hatte ihm gesagt, daß schwangere Weiber bei schlüpfrigen Boden eine wahre Schuldigkeit haben, zu Hause zu bleiben, der Tag sey so heilig als er will: ja ein solches Kirchengehen könne Gott unmöglich gefallen, wenn man sich auch nur im geringsten in Gefahr giebt, der Leibesfrucht zu schaden. Solche Weiber sollen auch an Tagen, wo draußen grimmige Kälte, oder in der Kirche grosses Gedränge ist, allemal zu Hause bleiben; denn sie können ihre Andacht daheim so gut, wie in der Kirche, verrichten: deßwegen giebt man bei den Hauptheilen der heiligen Messe, nämlich beim Evangelium und bei der Wandlung, mit der Glocke das Zeichen, damit diejenigen, die dem öffentlichen Gottesdienste nicht beiwohnen können, auch in der Ferne wissen sollten, was in der Kirche geschieht, um ihre Andacht darnach richten zu können. Besser, man denkt zu Hause in die Kirche, als in der Kirche nach Haus.

Was es mit der Lüsternheit mit der Schwangern für eine Beschaffenheit habe.

Einsmals bekam auch Kunegund, wie manche schwangere Weiber, einen närrischen Appetit zu allerley Sa-

chen; sie möchte bald dieß, bald jenes essen; sie wollte Erdbeeren mitten im Winter, und bisweilen Dinge haben, die man gar nicht essen kann: ja es wurde ihr ordentlich übel, wenn sie nicht gleich haben konnte, was sie wollte.

Ihre guten Freundinnen, denen sie ihren Zustand klagte, trösteten sie alsdann, und sagten: sie sollte sich nur nichts versagen, sondern getrost alles essen, zu was sie Lust hätte, sollten es auch Kieselsteine, oder Knäuel Zwirn seyn, denn sie sagten, wenn so ein Weib ihre Lust nicht stillt, so kriegen die Kinder gemeiniglich Muttermäler, und andere wilde Auswüchse.

Da hatten nun die guten, aber einfältigen Weiber gar nicht recht, und gaben der Kunegunde sehr schlimmen Rath. Denn diese Lust bei schwangern Weibern ist eine thörichte Begierde, die sie nicht erfüllen, sondern überwinden müssen. Sobald sie so eine närrische Lust an sich spüren, so dürfen sie nur denken, daß diese Lüsternheit nicht allein ihnen selbst, sondern auch der Leibesfrucht, schade. Sie dürfen sich diese närrischen Dinge nur aus dem Sinne schlagen, und auf etwas vernünftiges denken, oder eine nothwendige Arbeit ergreifen, so werden sie ihren Appetit bald vergessen und bemeistern, und das schadet ihnen gewiß nicht, und verursachet dem Kinde kein Muttermal.

Wenn aber solche Weiber einmal ihre unordentlichen Begierden erfüllen, und ihre Lust befriedigen, so werden sie sehen, daß ihre böse Lüsternheit, anstatt nachzulassen, von Tag zu Tag größer, und nach und nach so stark wird, daß es zuletzt mit einem solchen Weibe wirklich recht gefährlich werden kann. Man weiß einige, die deswegen in

schwere

schwere Ohnmachten gefallen, oder wohl gar vom Verstande gekommen sind.

Das ist blos der Schaden der Mutter: aber der Schaden, den die arme unschuldige Frucht davon hat, ist noch weit größer. Wenn die Mütter zur Zeit der Schwangerschaft ihre kindische Gefräßigkeit befriedigen, so werden die Kinder meistentheils Leute, die ebenfalls gewisse sehr heftige Begierden haben, denen sie fast gar nicht widerstehen können, und dadurch oft auf Zeitlebens unglücklich werden. Das haben dann die Mütter zu verantworten. — Es giebt gar traurige Historien von dieser Sache.

So viel ist gewiß, daß alle heftige Gemüthsbewegungen, denen die Mütter sich währender Schwangerschaft überlassen, auf die Kinder fortgepflanzt werden. Die Mütter haben also gewiß auch alsdann schon Pflichten gegen ihre Kinder, wenn sie dieselben noch unter ihrem Herzen tragen, und die Verantwortung ist groß, wenn sie ihrer Leibsfrucht die bösen Begierden mittheilen, die den Menschen Zeitlebens unglücklich machen können. Sie sollten daher zu jener Zeit noch einmal so fromm, so still, so ordentlich und so sittsam seyn, als sonst; und sollten besonders Sorge tragen, daß sie sich vor allen starken Gemüthsbewegungen hüten, wenn sie ihre Kinder lieb haben. Zudem ist ja das für eine Frau doppelte Pflicht, eben darum, weil sie so leicht, und viel leichter, als andere Menschen, sterben kann, und mit einem Fuße gleichsam schon im Grabe steht.

Weil nun Kunegund ein gutgesinntes und verständiges Weib war, und viel Gewissen hatte, so ließ sie sich von Wendelin und andern gescheiden Männern diese Gelüstigkeit bald ausreden. Sie gab sich alle Mühe, im Gemüthe sich ruhig zu halten,

und die närrische Lüsternheit zu unterdrücken. Anfangs kam es ihr freylich sehr hart an; aber weil sie wußte, daß es grossen Schaden bringen könne, so schlug sie es sich sogleich aus dem Sinne, dachte auf etwas anders, oder bethete, oder nahm sogleich eine Hausarbeit vor. Da sah sie denn auch mit Freuden, daß sie ihre unordentliche Begierden alle Tage leichter unterdrücken konnte, und daß ihre Lüsternheit immer schwächer und seltener wurde, und zuletzt gar ausblieb. Dabei befand sie sich recht wohl, und gab auch andern Frauen diesen Rath.

Hebammen- und Geburtshilfe.

Aber eine Kindbett war für Kunegunde sehr gefährlich. Denn als die Zeit der Geburt herannahte, griff die Hebamme die gute Kunegunde sehr hart an, und nöthigte sie zur Geburtsarbeit. Allein das gute Weib wurde darüber ganz matt, und kam fast von Kräften.

Da hätte die unwissende Hebamme einen starken Geist bei sich, und davon mußte Kunegunde bisweilen zur Stärkung einen Schluck nehmen. Einige Weiber riethen Wein; aber zum Glück war im Dorfe keiner zu haben. — Hätten sie doch dem armen Weibe, das so matt war, lieber etwas Wasser mit Weinessig, oder ein Paar dünne Lemonischnitze mit Zucker bestreut gegeben; das würde sie eher erquicket haben. Kunegund ward auch nach dem fatalen Geisttrinken um viel schlechter, ja endlich wollte sie vor Ermattung gar einschlafen. Man ließ sie ein wenig ruhen, aber sobald sie aufwachte, hätte sie wieder arbeiten sollen. Das dauerte bis gegen den späten Abend.

Da wurde aber Kunegunde so sehr entkräftet, daß alle erbärmlich lamentirten. Wendel, der seine Kunegund unaussprechlich liebte, wußte nicht vor Angst, wo er hin sollte. Aber bald entschloß er sich, in die Stadt zum Doktor zu reiten, und befahl nur, sie indessen ruhen zu lassen.

Allein das Weib wurde so schwach, daß sie den Pfarrer hatte rufen lassen, um sich zum Tode zu bereiten. Dieser sprach ihr recht Muth ein, und versicherte, sie werde mit Gottes und eines geschickten Mannes Hilfe gewiß durchkommen. Vom Tode aber sagte er der guten Frau nichts; weil sie kaum vor Angst einen Gedanken haben konnte, und weil er wohl wußte, daß sie bei ihren Lebzeiten allzeit eine fromme christliche Frau gewesen war, und daß sie also, wenn Gott sie auch sterben ließe, gewiß in den Himmel kommen würde.

Nach drey oder vier Stunden kam wirklich Wendel mit dem Herrn Doktor an, und beide sagten: Glück zu! Aber, um Gotteswillen, sagte der Doktor, das Feuer aus dem Ofen! Ihr habt ja ganz unsinnig eingeheizt! Wollt ihr der Frau noch mehr Angst machen, als sie schon hat? So lange die Wärme nicht mäßiger wird, kann ich da nichts machen. — Da mußte das Feuer aus dem Ofen, und die Stube durfte nur mäßig warm seyn.

Nachdem der Doktor seine Hände etwas gewärmt hatte, fühlte er ihren Puls und sagte: Die Frau ist sehr matt. Alsdann untersuchte er die Lage des Kindes, und fand, daß das Kind die ordentlichste und natürlichste Lage hatte. Aber, sagte er, ihr habt einen groben Fehler begangen, ihr habt die gute Frau zu früh angegriffen; ihr hättet die Geburt erwarten sollen: da habt ihr sie ganz von Kräften gebracht.

Hier-

Hierauf sprach er dem Weibe Gut Herz zu, und ermahnte sie, nur gutes Muths zu seyn; weil das Kind die rechte Lage habe, so sollte es mit Gottes Hilfe nichts zu sagen haben. Die Frau, sagte er, müßte nur erst wieder etwas zu Kräften kommen, dann werde sich alles gut schicken.

Ach, was das für eine Freude für Wendel war! Er lief, und sagte es allen Leuten im Hause, daß der liebe Herr Doktor gute Hofnung gebe.

Unterdessen waren noch mehr gute Freundinnen gekommen, die Kindbetterinn zu besuchen. Allein der Herr Doktor war damit allerdings nicht zufrieden, und sagte: Es ist nicht gut, wenn so viele Leute bei einer solchen Frau sind, sie wird dadurch nur ängstlicher gemacht; denn gemeiniglich redet eine dieß, die andere das. Indessen weil ich hoffe, daß alles gut gehen werde, so mögen sie wohl da bleiben.

Er gab darauf der Gebährenden ein eigen mitgebrachtes Pulver, worauf sie ruhiger wurde, und in einen sanften erquickenden Schlaf gerieth. Das war dem Doktor sehr lieb; weil er hofte, daß sie dadurch neue Kräfte sammeln sollte. Denn Wehen hatte sie itzt nicht, sonst würde er sie nicht haben schlafen lassen.

Da Kunegunde im Schlummer war, gab der Doktor den anwesenden Bauernweibern folgende Lehren:

Der Doktor sprach ganz leise, damit Kunegunde nicht aufgeweckt würde. Unter andern sagte er: Ihr guten Leute! ich muß euch nur sagen, daß ihr bei all eurem Wohlmeinen das gute Weib beinahe um das Leben gebracht hättet. Merkt es auf euer Lebenlang, was ich euch sagen will. Einer solchen Frau muß man, während der Geburt,

um alle Gotteswillen keine hitzigen Sachen geben, es mögen seyn, welche es wollen. Das schadet so erschrecklich, daß schon viele Frauen deswegen das Grab zum Wochenbette bekommen haben. Auch warmes Getränk, Thee und Kaffee, ist schädlich; es schwächt den Magen, der ohnehin schon schwach genug ist. Durch solche hitzige Sachen könnt ihr aber leicht eine Entzündung ins Geblüt, und das Blut dergestalt in Wallung und Wuth bringen, daß das schrecklichste Unglück, der kalte Brand, daraus entsteht. Wäre ich ehender gekommen, oder wäre das Weib nicht so schwach, so würde ich ihr lieber zur Ader gelassen haben. Was aber hier eigentlich Schuld hat, ist, daß das Weib zu früh ist angegriffen worden. Das muß man niemals thun, sondern die Geburt muß man erwarten, wenn nicht gefährliche Umstände vorhanden sind, oder eine unnatürliche Lage des Kindes das Gegentheil erfodert. Sonst aber laßt es euch nur gesagt seyn: Es ist allzeit höchst gefährlich, die Geburt beschleunigen, und solche Beschleunigung schadet meistens der Mutter, und dem Kinde.

Nach einer Weile erwachte Kunegunde, und war sehr munter und gestärkt; ja sie sagte, sie fühle sich wie neugeboren. Man gab ihr jetzt etwas zur Stärkung, nämlich ein wenig Wein mit Wasser, und eine Brodrinde.

Noch ein Paar Stunden vergiengen: und Kunegunde wurde von einem gesunden und schön gebildeten Knaben entbunden. — Was das für eine Freude war, und wie alle so ehrlich, aufrichtig und herzlich ihr da Glück wünschten!

Ehe der Doktor abreisete, ließ er den Anwesenden noch diese Warnung zurück: Liebe Leute! sprach er, ich weiß, daß ihr der Wöchnerinn bis-

weilen

weilen eine Hennesuppe, oder etwas dergleichen, zu essen schicken werdet. Dawider hab ich nun nichts. Aber wenigstens in den ersten neun Tagen müssen solche Frauen keine stärkende Suppe essen. Wasser- und Brodsuppen sind die besten für sie. Später könnt ihr derselben in Gottesnamen stärkende Speisen schicken. Aber da bitte ich euch, daß ihr nicht denket, ihr wollet es recht gut machen, wenn ihr brav Gewürz, Pfeffer, Mußkatnuß, und Muskatblüthe daran thut. Alles Gewürz taugt gesunden nicht einmal, geschweige einem solchen kranken Weibe; es wird nur Hitze, und oft auch gefährliche Entzündung ins Geblüt gebracht. Der liebe Gott würde solche hitzige Gewürze gewiß auch in unsern Ländern wachsen lassen, wenn sie für uns heilsam wären: dafür hat er uns Peterstil, Majoran, Thimian, Bibernell, Löffelkraut, Sauerampfer und Basilikum wachsen lassen; das zeigt an, daß wir solche Kräuter als Gewürz an die Speisen thun sollen, und das andere bleiben lassen.

Nach dieser Erinnerung reisete der Doktor wieder nach Hause, und Wendel begleitete ihn in die Stadt.

Da nach einigen Stunden Wendel wieder nach Hause kam, fand er seine Kunegunde im besten Wohlbefinden, und ein altes Weib bei ihr, welches überaus beschäftig war, der Kindbetterinn alle möglichen Dienste zu thun.

Kunegunde gab ihrem Wendel allerley stille Zeichen, als wenn sie wünschte von diesem Weibe bald los zu werden. Wendel, der es sogleich verstand, bedankte sich bei der Alten für alle geleisteten Gefälligkeiten, und bath sie, sich nicht länger Mühe zu geben, und um seines Weibes willen ihre Hausgeschäfte nicht zu vergessen. Aber die Alte war

nicht

nicht wegzubringen, sondern gab sich nur noch mehr Mühe, und richtete bald dieß, bald daß.

Indeß kam ein Nachbar, und bath Wendeln, ihm das schöne Taufkleid zu leihen, weil eben sein Weib in die Kindbette gekommen, und einen hübschen Knaben zur Welt gebracht hätte. Wendel wollte sogleich das Kleid dem Nachbar geben. Aber die Alte bath ihn vor Gott und nach Gott, er solle doch beileibe keinem Menschen etwas leihen, so lange das Weib in den sechs Wochen wäre: sie wollte ihm ein Langes und Breites erzählen, von dem, was oft böse Leute in ausgeliehene Sachen hineingezaubert haben, so, daß Mutter und Kind unglücklich wurden. Wendel stund anfänglich bei diesen Reden wie ein Stein da, weil er eher den Tod, als ein so elendes Geschwätz, vermuthet hätte. Aber er faßte sich bald, ließ das Weib reden, was sie wollte, und gab dem Manne, was er verlangte, ermahnte ihn auch, wieder zu kommen, wenn er sonst noch was vonnöthen hätte.

Alsdann sagte er zum Weibe; Sollte ich in diesen sechs Wochen aufhören müssen, meinem Mitmenschen Gefälligkeiten zu erzeigen, so wollte ich lieber, daß Gott mich gar mit keinem Kinde gesegnet hätte. So lieb mir auch meine Kinder sind, so möchte ich sie doch nicht haben, wenn ich ihrentwegen gegen meine Nebenmenschen undienstlich werden müßte. Mir hat zwar die Zauberey und dergleichen Narrenzeug nie in meinem Leben eine Furcht eingejagt; aber doch bedaure ich euch, mein gutes Weib! vom Herzen, daß ihr glauben könnet ein Mensch wolle mir Böses thun, eben, zur Zeit, da ich ihm Gutes thue.

Die Alte fragte ihn, ob er denn nicht glaube, daß dem Kinde in der Wiege der böse Feind, oder böse Leute zukommen können?

Was? versetzte Wendel, dem kleinen unschuldigen Kinde? dem Engel Gottes, dem sollte der böse Feind schaden können? Ich glaube nicht einmal, daß der böse Feind einem Türkenkinde schaden könne, geschweige einem christlichen Kinde, das eben mit dem Heilwasser der heiligen Taufe abgewaschen ist. Wer dieses sagen kann, der muß entweder die Kraft der heiligen Taufe, oder gar den Glauben verläugnen. Pfui! saget mir in meinem Hause nichts mehr vom Teufel, und von Zauberdingen, oder eure Freundschaft ist mir nicht mehr lieb. Auf diese Worte nahm die Alte Abschied, und gieng weiter.

Darauf erzählte Kunegunde, was sie in seiner Abwesenheit auf Einrathen des alten Weibes alles hätte thun müssen. Erstlich zeigte sie ihm das geweihte Wax, und den kleinen Rosenkranz, den sie um den Arm habe binden müssen. Da sagte Wendel: das Wax, liebe Gunde, taugt dir in der Kirche zum Brennen, wenn es dunkel ist, und du im Betbuche lesen willst. Der Rosenkranz aber hat gar keine Kraft, und taugt nur, die Anzahl der Vaterunser und Avemaria zu zählen, die man zu beten willens ist. Weil daher das Zählen dir sehr beschwerlich ist, so lange der Rosenkranz am Arme hangt, so ists besser, du legest ihn zum Gebrauche auf die Seite.

Kunegunde brauchte nicht viel Ermahnung, sondern legte sogleich Wax und Rosenkranz weg, und sagte lächelnd zum Manne, daß die Alte noch weit närrischere Streiche angefangen habe. Nämlich alle Besen im Hause mußten umgekehrt aufgestellt werden, damit keine Hexe Schaden stiften könnte. Auch

habe

habe sie dem Kinde ein Amulet angehängt, und in die Wiege einen Reverendo Saudreck gelegt; weil der Teufel an solchen Dingen, wie sie sagte, Furcht und Abscheu haben solle.

Wendel lachte hier, daß ihm der Bauch hüpfte, untersuchte gleich das Amulet, und fand darinn zehnerley Kreuze, fünferley Wachs, zwölferley lateinische Segenssprüche, und Kräutlein aller Art. Er suchte auch den Schatz aus'm Schweinstalle, und fand ihn. Ich kann, sagte er, ein und allemal nicht begreifen, warum Teufel und Saudreck, oder Saudreck mit Teufel so viel Feindschaft haben könne. Und weil mein Kind ein unschuldiger Engel ist, mithin der böse Feind da keine Arbeit hat, so weiß ich mit diesen Sachen schon wohin.

Er gieng hinaus, und warf den Saudreck auf den Mist, und das Amulet ins Feuer.

* * *

Jetzt kommen recht schöne Kapitel, die die Aeltern recht oft lesen sollten; wie nämlich Wendel und Kunegunde ihre Kinder erzogen haben.

O wenn es doch alle Aeltern diesen braven Leuten nachthun möchten!

Reinlichkeit bei Kindern.

Kunegunde war eine Mutter, die es für die größte Sünde gehalten hätte, wenn sie ihr Kind lange im Wuste, oder in der Näße hätte liegen lassen.

Kinder schreyen und weinen nie umsonst. Etwas muß ihnen allemal fehlen. Entweder haben sie das sogenannte Kindspech, oder Würmer im Leibe, die ihnen Schmerzen machen: und dafür kann der Doktor helfen. Oder aber man hat sie

gleich anfangs allzu zärtlich gehalten, indem man sie oft mitten in der Nacht aus der Wiege aufgenommen, und sie in der Stube herumgetragen hat. Daraus machen dann die kleinen Kinder gleich ein Recht, und wollen es immerfort so haben. Ist man versichert, daß das Kind gesund ist, und ihm nichts fehlt, so ist das beste Mittel, wenn man es liegen und schreyen läßt. Es wird sich gewiß nicht zu todt schreyen, und nach acht Tagen wird es so ruhig schlafen, als wenn es aufs sanfteste wäre eingewiegt worden. O man kann nicht glauben, wie viel darauf ankömmt, wenn man schon recht früh mit der Erziehung der Kinder anfängt!

Allein am öftesten schreyen die kleinen Kinder blos wegen dem Unflate, darinn man sie liegen läßt. Ein Hauptartikel, den die Aeltern sich für allemal sollen gesagt seyn lassen, ist dieser:

Kinder müssen rein gehalten werden, und trocken liegen, wenn sie gedeihen sollen.

Das schadet den armen Kleinen gar viel, wenn sie faule Mütter haben. Reine Wäsche, und reine Luft ist dem Kinde so dienlich zum gesunden Leben, als dem Fische reines und frisches Wasser. Liegt das Kind im Unflate, oder in der beißenden Nässe, so mag man singen und wiegen, und Schnuller geben, so lange man will: es wird alles vergeblich seyn; das Kind will rein und trocken liegen.

Daher sorgte Kunegunde immer für reine Wäsche, und so lange die Kinder gar klein waren, zog sie ihnen alle Tage wenigst einmal ein frisches Hemd an, und das wurde niemals gewärmt; wenn die Wäsche nur trocken, und nicht feucht, oder nicht gar zu kalt, sondern ein wenig überschlagen war.

Baden ist Kindern gesund.

Noch that Wendelin etwas, das unbeschreiblich nützlich war. Er ließ seine kleinen Kinder von Jugend auf in kaltem Wasser baden. Nur hat das Wasser nicht viel kälter seyn dürfen, als die Luft war, worinn die Kinder sich aufhielten. Da hatte zugleich Kunegunde einen grossen Schwamm, womit sie den Kindern den ganzen Leib zu reiben pflegte. Das that ihnen dann recht wohl, und sie wurden davon kerngesund; denn der grosse Nutzen, den man vom Baden hat, besteht darinn, daß die Schweißlöcher, die vom Schweiße und allerley Unreinigkeiten verstopft sind, durch das Baden wieder geöffnet werden, und die Ausdünstung befördert wird. Da kommen dann so viele Krankheiten her, wenn diese Ausdünstung verhalten, oder verhindert wird.

Wegen diesen oftmaligen Baden bekamen Wendelins Kinder fast niemal den Kathar oder Husten. Auch Ausschlag, Krätzen und böse Köpfe waren in Wendelins Hause etwas ganz Unbekanntes.

Hingegen andere Weiber hatten oft die größte Noth mit den bösen Köpfen ihrer Kinder. Da schmierten sie ihnen die Köpfe immer mit Butter und Backschmalz ein. Mit diesem Einschmieren hatten sie zwar bisweilen die bösen Köpfe vertrieben, aber auf einer andern Seite wurde das Uebel nur noch grösser gemacht. O, wenn man wüßte, was aus so einem vertriebenen bösen Kopfe entstehen kann, so würde mans gewiß lieber austoben lassen. Es können nämlich bei Kindern abscheuliche Krankheiten entstehen, wenn man die Unreinigkeiten zurücktreibt, die die Natur heraustreiben will. Sie können lahm und blind werden, oder gar am Schlagfluße sterben.

Wendel sagte dieß oft zu den Weibern, die zu ihm gekommen waren, und ihn gefragt hatten, wie ers denn mache, daß seine Kinder sogar nicht von Krätzen, Ausschlag und bösen Köpfen geplagt würden. Aber den meisten Weibern wollte es nicht eingehen, da er ihnen vom Kaltbaden und Oftwaschen sagte: und sie konnten nicht glauben, daß dieß gut seyn könne, besonders weil sie dafür hielten, daß wenigstens Kopf und Füsse allzeit hübsch warm müßten gehalten werden. Da sagte er dann zu ihnen: Bleibet ihr meinetwegen nur bei eurer Gewohnheit, ich will auch bei der meinen bleiben; es hat mich bis jetzt noch nie gereuet. Ja, ich lasse meine Kinder nicht nur baden, sondern sie müssen noch dazu des Morgens den Kopf in eine tiefe Schüssel mit kaltem Wasser stecken. Da schauderte einigen bei dieser Rede. Aber viele, die das Ungemach mit bösen Köpfen nicht länger mehr ausstehen konnten, machten es so wie Wendel, und dankten ihm nach der Hand vielmal für den guten Rath.

Vom Wiegen, Leibesbewegungen und Luftveränderung.

Aufs Wiegen hielt Wendel nicht viel; wenigstens dürfte es seinen Kindern nicht so angewöhnt werden, daß sie ungewiegt nicht hätten schlafen können. Denn Kinder, die viel und stark gewiegt werden, schlafen meistens nur darum ein; weil sie vom Hin- und Herschutzen schwindlich und dämisch werden, welches für den Verstand der Kinder, und für ihr schwaches Gehirn gewiß nicht gut seyn kann. Allein weil er das Wiegen doch nicht gänzlich abschaffen konnte, so mußte es wenigstens sanft und sachte geschehen.

Wenn

Wenn die Kinder etwas stärker wurden, so ließ er sie in frischer Luft auf einem Wägelein herumführen, wenn es auch schon auf dem Steinpflaster ein wenig rumpelte: Das war ihnen eine gesunde und heilsame Bewegung. Auch war es sehr nützlich, daß die Kinder dabei schon jung in die frische Luft kamen, und also bei Zeiten an Kälte und Wärme gewöhnt wurden. Denn einmal muß es ohnedem geschehen. Wenn es also nicht beizeiten geschieht, so werden die Kinder den Eltern wenig Dank wissen, wenn sie sich erst spät etwas mit vieler Mühe und Gefahr angewöhnen müssen, was sie in der Kindheit so leicht, und zum größten Vortheile ihrer Gesundheit hätten lernen können.

Kost für Kinder.

Den Kindern ward auch nie ein Kindsmus gegeben, wie es gewöhnlich, gesotten wird, nämlich von Mehl in Milch gekocht. Wendel wußte, daß dieß eine sehr beschwerliche, und oft auch gefährliche Kost für Kinder ist. Denn ein Teig, der zuvor nicht gegangen ist, und gegohren hat, liegt nicht gut in einem schwachen Kindermagen; nothwendig muß dieser Papp erst im Magen gähren, und sich auseinander breiten; da kriegen dann die Kinder grosse Freßwampen, und oft auch böse Krankheiten. Da nun auch der Pfarrer ein paar Bruderskinder angenommen hatte, so lernte Wendel von ihm die Kunst, den Kindern die gesündeste Kost auf die wohlfeilste Art zu geben: nämlich Semmelmus, anstatt Mehlmuß. Anfänglich hatte zwar auch der Pfarrer die Semmeln vom Bäcker gekauft; aber nachher hat des Pfarrers Schwester selbst angefangen, nebst dem Hausbrode, auch

Semmeln aus Korn = oder Weizenmehl zu backen. Diese rieb man auf einem Riebeisen zart auf, und aus dem Groß = oder Semmelmehl kochte man in guter Milch das gesündeste Mus. Bisweilen wurde auch eine, oder ein paar Semmeln in sehr dünnen Schnittlein aufgeschnitten, und aufbewahrt, darnach in einen kleinen Tiegel in gehöriger Porzion in Milch aufgekocht, und so dem Kinde eine recht gute Milchsappe zubereitet.

Das that nun Wendel auch, und zwar um so lieber, weil er sah, daß diese gesunde und angenehme Kost nicht um einen Heller mehr kostete, als der elende Mehlpapp. Er ließ aber nie geschehen, daß sein Weib oder die Kindsmagd das Mus mit ihren Fingern dem Kind in den Mund strich, oder was noch gräuslicher ist, das Mus vorher durch ihren Mund gehen ließ, ehe es das Kind bekam; weil auf diese Art dem Kinde die Kost durch den ungesunden Speichel oft gefährlich wird.

Alles warme Getränk, das den Magen schwächt, zum Exempel, Thee, Kaffee, warm Bier, dürften seine Kinder nicht trinken.

Nach und nach, da die Kinder stärker wurden, und mehr Nahrung nöthig hatten, gab er ihnen zur Veränderung auch Reis, Gerste und Habergries.

Der Wirth im Dorfe war ein Vater vieler Kinder, und der gestand oft, daß er alle Jahre wenigstens für zehn Gulden Zucker blos zum Schnuller kaufen müsse. Man sah es aber diesen Kindern ganz deutlich an, daß man es in diesem Stücke mit ihnen gar nicht gut gemeint habe. Denn erstlich hat die Schärfe des Zuckers das zarte Kiefer der Kinder sehr empfindlich angegriffen, daß diese unter allen Dorfkindern am allerhärtesten zah-

nen

nen konnten. Hernach hatten alle Wirthskinder schwarze, hohle, zerfreßne, schiefgewachsene faule Zähne; und endlich haben sie, seitdem sie erwachsen, ohne Unterlaß mit schrecklichen Zahnschmerzen zu thun. Denn wenn etwas von unserm Körper schon in der Jugend verderbt wird, so kann die Natur sich im Alter nicht so leicht helfen, und das Verlorne ersetzen.

Was aber bei dem Schnuller oder Zucker das traurigste ist, so hat man schon viele betrübte Beispiele, daß Kinder am Schnuller erstickt sind.

Das waren dann die Ursachen, warum Wendel den schädlichen Gebrauch des Schnullers bei seinen Kindern ganz und gar unterließ. Und daran hat er auch sehr gut und väterlich gehandelt. Seine Kinder zahnten nicht nur sehr leicht, sondern bekamen auch schöne, wohlgewachsene, blühweiße Zähne.

Vom Fätschen der Kinder.

Seine Kinder ließ er zwar in Windeln einfätschen, aber so locker, als es seyn konnte, damit das Kind vollkommene Freyheit hatte, seine Knie zu biegen, und alle nothwendige Bewegung zu machen.

Wendel sah mit Schmerzen, wie manche Weiber ihre Kinder so eng in Windeln zusammenpackten, als ob sie dieselben hundert Meilen weit verschicken müßten. Daraus entstanden dann bisweilen sehr üble Folgen, wie man besonders in Märkten und Städten wahrnehmen kann; weil man in solchen Orten mit dem Einfätschen noch viel unklüger handelt, als auf Dörfern. Dort mißhandelt man durch das feste Einwickeln den zarten

Körper schon in der Kindheit so unbarmherzig, daß nichts anders als abscheuliche Mißgeburten, und Krüppel daraus werden müssen. Daher sieht man auch in Städten und Märkten eine Menge bucklichte, krumme und schiefgewachsene Menschen. Oft werden zwar die Kinder auch aus Schuld der Kindswärterinn bucklicht und einseitig: wenn nämlich das Kind ein wenig gehen kann, so geschieht es oft, daß das Kind einen Fehltritt thut; damit es aber nicht fällt, so reißt die Kindsmagd eilends das arme Kind mit einer Hand in die Höhe, und da geschieht bisweilen, daß das Schulterblatt durch das gewaltsame Reißen aus seiner natürlichen Lage verrückt wird, und das Kind nach und nach einseitig wachsen muß.

Aber dieß Unglück geschieht noch weit öfter durch das unnatürliche Einfätschen. Daher haben die Stadtleute allerley steife Mieder, und verschiedene Maschinen ausdenken müssen, damit sie die Krüppeley ihrer einseitig und bucklicht gewachsenen Töchter verbessern, oder wenigst verbergen möchten.

Aber das größte Uebel, das vom Einfätschen entspringt, ist der Bruch, welcher sich, leider! bei vielen Kindern einfindet. Kinder weinen und schreyen oft ganz heftig. So oft man aber stark schreyt, da muß sich allemal auch der Bauch um ein merkliches weiter ausdehnen, wie dieses jedermann an sich selbst wahrnehmen kann. Man kann auch wahrnehmen, daß dieses nach dem Essen, wenn der Magen voll ist, noch viel härter geschieht. Weil aber bei Kindern der Oberleib wegen dem festen Einwickeln sich nicht ausdehnen kann, so müssen sich die Eingeweide nothwendig gegen den Unterleib ausbreiten, und bei dieser

Gewalt-

Gewaltsamkeit geschieht alsdann, daß das zarte Netzlein zerrissen wird: und so ist der Bruch da.

Das hat aber Wendelin durch lockeres Einwindeln fleißig verhindert. Auch ein Leit- oder Führband wollte er bei Kindern durchaus nicht leiden. Denn weil die Kinder sich auf das Leitband verlassen, so bleiben sie gemeiniglich furchtsam, und lernen lange so frühe nicht gehen. Und weil sie sich aus aller Macht mit der Brust vorn hinlegen, so wird dieselbe dadurch zusammengedrückt, welches sehr schädlich ist.

So hat er auch, nachdem sie etwas älter geworden, ihnen nie enge Kleider machen lassen, sondern die Kleider mußten so weit seyn, daß die Kinder sich drehen, wenden und bewegen, und nach Herzenslust darinn springen und spielen konnten. Auch hat er sie nicht nur im Sommer und Herbste, sondern auch im Winter, in der größten Kälte auf der Gasse spielen lassen, wobei sie sich an die Kälte in kurzer Zeit so gut gewohnt hatten, daß sie auch in der grimmigsten Kälte barkopf und barfuß auf der Gasse herumliefen.

Bei Nacht wurden einige seiner Kinder nur mit einer sehr leichten Haube, einige aber am Kopfe gar nicht bedeckt. Pelzhauben hat er durchaus nie gelitten.

Das wurden dann lauter wackere, muntere, kerngesunde Kinder. Und was soll den Eltern wohl mehr am Herzen liegen, als die Gesundheit ihrer Kinder? Denn was ist der Mensch, wenn er nicht gesund ist?

Liebe Eltern, machet es doch dem Wendel nach! Gesundheit ist nach der Tugend der größte Schatz, den ihr euern Kindern geben könnet.

Verhütung des Schadens beim Spielen.

So lieb ihm auch die Kinder waren, so wollte ers doch nicht verhindern, wenn sie in ihren Kinderjahren oft fielen, sich stoßten, klemmten, oder auf andere leichte Art verwunden mußten. Da dürfte Niemand so dumm seyn, und den Ofen oder den Tisch schlagen, und sagen: Wart, du liederlicher Ofen du, du hast mein Kind geschlagen, jetzt will ich dich auch recht schlagen! Mit solchen Sachen, sagte Wendel, werden die Kinder nun an das Schlagen gewöhnt, und denken, man müsse allemal Böses mit Bösem vergelten.

Wenn ein Kind gefallen ist, oder sich wehe gethan hat, dürfte Niemand thun, als wenn man erschrocken wäre; weil man mit solchen Zeichen des Schreckens die Kinder selbst furchtsam und schreckhaft macht. Man hat daher allzeit gethan, als wenn man gar nichts gesehen hätte, und wenn das Kind schon aus der Nase geblutet hatte, so machte Niemand etwas aus der Sache.

Hingegen warnte Wendel seine Kinder sehr, daß sie ja nicht mit Katzen, oder Hunden scherzen, oder sich etwa gar unter Roß, oder Vieh hinein wagen sollten; weil oft ein einziger Biß, oder Streich für Kinder tödtlich seyn könnte.

Auch sah er fleißig darauf; daß sie beim Spielen nicht durch ihre Unvorsichtigkeit in Lebensgefahr gerathen möchten. Daher hat er allemal wissen müssen, wo die Kinder waren. Denn es hatten sich einigemal sehr traurige Beispiele im Dorfe ereignet. Einmal war ein Kind im Mühlbache ertrunken, und ein anders Kind war von der obern Tenne heruntergefallen, und hatte sich den Fuß gebrochen. Vor

solchen gefährlichen Orten warnte Wendel seine Kinder sehr oft, und erzählte ihnen viel traurige Exempel von Kindern, die aus Ungehorsam gegen ihre Eltern unglücklich wurden; weil sie in Orte hingiengen, wo die Eltern es nicht haben wollten.

Wie Wendel seine Kinder zur Arbeitsamkeit und zum Hausen gewöhnte.

Oft versprach er seinen Kindern einen Apfel, eine Birne, oder ein Butterbrod, wenn sie das Brod oder den Apfel von dem Orte, wo ers hinlegte, geschwind herbeibringen, oder darnach laufen würden. Das war nun für die Kinder recht gut; denn da lernten sie allerlei Geschicklichkeiten.

Er gab ihnen zwar viele Schankungen; aber alles mußten sie erst verdienen, und dabei sagte er allzeit den Spruch: **Ohne Mühe und Arbeit kriegt man nichts in der Welt.** Und so ein Apfel oder Butterbrod schmeckte den Kindern zehnmal besser, als ein anders, welches sie von der Mutter ohne Mühe erlangt hatten; weil uns alles dasjenige süß und angenehm schmeckt, was uns einige Mühe und Anstrengung gekostet hat.

Sobald sie aber nur etwas Ordentliches oder Nützliches thun konnten, so gewöhnte er sie immer zu einem ordentlichen Fleiß. Jedes Kind mußte etwas thun, und müßig ließ er keines gehen, denn er sagte:

Müssiggang ist aller Laster Anfang,
Und hat einen bösen Ausgang.

Da mußten sie Bohnen aus den Schelfen lösen, Erbsen oder Linsen klauben, Wasser holen, das Kind wiegen, dieß und jenes an sein gehöriges

Ort

Ort bringen. Die Mädeln aber mußten spinnen, stricken, flicken, und dafür gab er ihnen manchmal einige Pfenninge, oder Kreuzer, und davon dürften sie sich selbst etwas kaufen, oder den armen Leuten geben. Wenn sie sich etwas kauften, fragte er allzeit genau, zu was sie das Geld angewendet, und wie viel sie dafür gegeben; damit sie frühzeitig das Geld kennen, mit Geld umgehen, den Nutzen desselben einsehen, und hausen lernten.

Im Frühlinge, und im Sommer hatten sie ihre Beschäftigung mit der Gartenarbeit: und man muß sagen, daß fast alle Dorfkinder ihre Freude daran hatten. Diese allgemeine Freude zum Gartenbau hatte man vorzüglich in der dasigen Gegend den PP. Franziskanern, und andern Terminanten, zu danken. Denn diese Herren hatten schon eine geraume Zeit her auf ihrer Kollektur, anstatt ihrer alten unnützen Waare, allerley guten Pflanzensaamen mitgebracht, den sie für das empfangene Almosen in den Häusern austheilten, nämlich Salat- Kolrabi- Wörschig- Rettig- Zelleri- Pori- Zwiebel- und Petersilsaamen: ja auch Nägeleinsaamen, Magensaamen, Tulipanen- und Narzissenzwiebeln, damit die Kinder auch hübsche Blumen im Garten bekämen; bisweilen brachten sie auch Rosmarin und Lavendel zum Pflanzen, wo hernach die Kinder einander grosse Verehrungen machten.

Diese Beschäftigung schien zwar klein und unerheblich; aber die Gartenarbeit ist nicht nur für alle Kinder der angenehmste Zeitvertreib, sondern vorzüglich für Bauernkinder die beste Vorbereitung zum Feld- und Ackerbau. Denn da lernen sie nicht nur Freude an der Arbeit empfinden, sondern erfahren auch frühzeitig, daß dasjenige, was man mit eignem Schweiße erringt,

hundertmal besser schmeckt, als was man ohne Mühe und Arbeit erlangt.

Gewöhnung zur Herzhaftigkeit.

Vor allem hatte Wendel sich vorgesetzt, seine Kinder frühzeitig vor der Furcht zu bewahren, und sie an Herzhaftigkeit zu gewöhnen.

Zur Winterszeit hatte er des Abends, wann die Mägde bis 9 Uhr spannen, oft seine Freude damit, daß er den Kindern einen Apfel irgendwohin stellte, wo die Kinder im Finstern hingehen, und ihn herbeibringen mußten. Wer dann den Apfel zuerst fand, dem gehörte er. Nur warnte er sie, daß sie im Dunkeln sich vor dem Fallen wohl in Acht nehmen, und ja allemal die Hand vors Gesicht halten sollten, daß sie sich den Kopf, oder die Nase nicht verstoßen. Da giengen dann diese Kinder so gut im Finstern hin und her, als wenns heller Tag gewesen wäre, fürchteten sich nicht, und dachten an nichts Arges.

Am Sankt Niklasabende litt er durchaus nicht, daß in seinem Hause ein sogenannter heiliger Vater, oder Bartl, einkehren dürfte. Dieser schädliche Brauch sollte aller Orten billig unter grosser Strafe abgeschafft werden. Man kennt ja Kinder, die Zeitlebens diesen Schrecken nimmer aus dem Leibe haben bringen können, und die noch im gestandenen Alter vor ihrem eignen Schatten erschrocken sind. Ja man weiß sogar Kinder, die wegen solchem Schrecken das Zittern am ganzen Leibe, oder wohl gar die hinfallende Krankheit, bekommen haben. Da haben die Eltern gewiß eine recht schwere Verantwortung.

Schlechte

Schlechte Eltern sagen zwar, daß sie die schlimmen Kinder damit ziehen wollen. Aber wo hat man einmal gehört, daß man Kinder mit Schrecken ziehen könne? Oder wie soll man glauben, daß ein einziger Abend die Fehler einer schlechten Kinderzucht vom ganzen Jahre gut machen werde? Oder wo weiß man ein Beispiel, daß ein solches Kind auf diesen Schrecken ist besser, fleißiger, gehorsamer worden? Daß man sie aber zu Krüppeln, und zu elenden Tropfen geschreckt habe, davon giebts Beispiele genug.

Wendel und Kunegunde haben es auch nie gelitten, daß Knechte oder Mägde von Gespenstern, von Räubern, vom schwarzen Manne, oder von dergleichen dummen Zeuge etwas erzählen dürften. Soche Historien sind größtentheils verlogen, und machen doch die armen Kinder auf ihr Lebtage furchtsam, wo sie doch gar nicht Ursache hätten.

Wenn zur Sommerszeit ein Donnerwetter entstand, so hat zu den Kindern Niemand sagen dürfen: Hörst du, wie der liebe Herrgott auf uns zornig ist! bett nur fleißig, daß er dich nicht todt schlägt! Dergleichen Reden pflanzen den Kindern ganz abscheuliche Begriffe von Gott ins Herz. Auch hat Niemand im Hause sich furchtsam stellen dürfen, wenn es geblitzt oder gedonnert hat. Denn wenn die Kleinen sehen, daß den erwachsenen Leuten im Hause so angst und bang ist, und daß sie bei jedem Donnerschlage zusammenfahren, so denken die Kinder ja gewiß, das Gewitter müsse etwas sehr Fürchterliches und Böses seyn, und da fürchten sie sich dann auch, und möchten oft vor Schrecken sterben. Solche Beispiele schaden.

Wendel sagte: Meine Kinder müssen frühzeitig lernen, dasjenige nicht zu fürchten, was ihnen im Leben so oft begegnen wird. Sie müssen sich frühzeitig mit den Donnerwettern bekannt machen; denn Bauersleute müssen eben zur Zeit, da viele Donnerwetter sind, am öftesten auf weitem Felde beim Mähen, bei der Erndte, auf Reisen, oder sonst unter Wegs seyn. Zudem hat es noch einen besondern Nutzen, wenn man das Gewitter nicht fürchtet, sondern im stillen Vertrauen auf Gott fortlebt. Denn gesetzt, es schlägt ein, so läuft ein beherzter Mann alsogleich um Wasser, oder Mistwasser, und kann oft den Brand im ersten Augenblicke löschen. Wer aber in Furcht und Schrecken ist, der ist zu allem ungeschickt, läßt alles gehen, wie es geht, weiß sich nicht zu rathen und zu helfen, und ist oft nicht einmal im Stande, sich selbst zu retten. Das hat man von der Furcht.

Entwöhnung vom Eigensinne.

Wenn man Kinder allzeit thun läßt, was sie wollen, so werden sie eigensinnig, und machen zuletzt ein Recht daraus, daß man in allen Stücken ihren Willen thun soll. Das ist einer der größten Fehler, den Kinder haben können, und der Grund des Ungehorsams, der an Leib und Seele schadet. Dieses höchstschädliche Laster bei Kindern zu vertilgen, war Wendels erste Sorge.

Wenn ein Kind ohne Ursache weinte, so waren die Eltern und Hausleute ganz gleichgültig dabei, und thaten, als wenn sie gar nicht darauf merkten. Denn wenn man Kindern auf ihr Weinen alles giebt und thut, was sie haben wollen,

so

so merken sie bald, daß das Weinen das gewisse Mittel ist, allzeit zu erhalten, was sie wünschen. Das verstehen die kleinsten Kinder, die man noch auf dem Arme trägt. Daher werden sie allzeit weinen, so oft sie etwas haben wollen.

Aber dieser Kunstgriff galt bei Wendel nichts. Wenn das Kind eine Sache mit Weinen foderte, so konnte es gewiß nichts erhalten. Sobald es aber nicht mehr weinte, und die Sache friedlich begehrte, so gab man ihms, wenn die Sache ihm nicht schädlich war. Dadurch wurden die Kinder gewöhnt, mit Freundlichkeit und ohne Weinen etwas zu begehren, und nicht eigensinnig zu werden. Die Kinder müssen sehen, daß das Weinen das gewisseste Mittel ist, eine Sache ganz gewiß nicht zu bekommen.

Sobald man wollte, daß ein Kind dieß oder jenes nicht haben sollte, so wurde von Vater, oder Mutter nichts anders, als ein ernsthaftes Nein, gesprochen, und dabei bliebs. Da half dann kein Bitten, kein Weinen, und kein Schreyen mehr: es blieb beim Nein.

Was der Vater den Kindern nicht hat erlauben, oder thun wollen, das haben die Kinder durch alles Bitten und Weinen auch von der Mutter nicht erhalten können. Daher fragte die Mutter allzeit, ob es der Vater erlaubt habe? damit sie sich in ihren Befehlen niemals widersprechen möchten.

Auch dürfte keiner einem Kinde etwas thun, oder geben, wenn es trotzen, oder befehlen wollte. Das Kind mußte ohne weiters allzeit bitten. Ohne Bitten war in diesem Hause nichts zu erhalten.

Gewöhnung zum Gehorsame.

Wendel hatte nicht den abentheuerlichen Brauch, daß er seinen Kindern den Gehorsam mit Schelten, Fluchen und Sakramentiren einprägte, wie es viele unbescheidne Eltern zu thun pflegen. Bei solchen Leuten hört man oft die abscheulichen Nämen: Du verfluchtes Kind! du tausend Sakerkind! du Teufelskind! und andere noch entsetzlichere Flüche. Das taugt aber zu nichts anders, als boshafte Kinder noch boshafter zu machen, und ihnen schon in der ersten Jugend die fürchterliche Sprache des Fluchens und Sakramentirens beizubringen.

Sobald von einem Kinde eine Sünde wider den Gehorsam begangen wurde, so folgte zwar allzeit unausbleiblich die Strafe, aber diese Strafe war allemal so eingerichtet, daß das Kind deutlich erkennen mußte, daß es sich diese Strafe selbst durch den Ungehorsam zugezogen hatte. War das Kind nicht zur rechten Stunde beim Essen, so war das Fasten darauf geschlagen, und Wendel sagte: Wer nicht da ist, der ißt nicht. Wenn ein Kind nicht sogleich that, was die Eltern haben wollten, so sonderte man es vom Tische, und von andern Kindern ab, weil man sagte, daß nur fromme und gehorsame Kinder miteinander essen, und miteinander leben sollten. Auch durften ungehorsame Kinder oft nicht bei einer Lustbarkeit seyn, wo die andern waren.

Mit der Hand oder mit einem Stecken schlug Wendel seine Kinder nie; weil aus einem solchen Streiche oft schon gar grosses Unglück entstanden ist, und manches Kind schon gehörlos, oder brüchig ist geschlagen worden. Die ordinari Strafe war für ein boshaftes Kind nur die Ruthe. Aber auch da

haben die Eltern sich verabredet, daß sie nie im Zorne strafen wollten; weil man in der Hitze gern zu viel thut.

Auch wenn die Kinder krank waren, thaten ihnen die Eltern doch ihren Willen nicht; weil sonst alle gute Zucht wieder auf einmal wäre verderbt worden. Sondern sie wendeten alle Mittel an, das Kind zu bereden, daß alles zu seiner Gesundheit und zu seinem Nutzen gereiche, was sie ihm abschlagen mußten.

Gewöhnung zur Friedsamkeit.

Es litten die Eltern auch nie, daß die Kinder sich einander angeben, oder die Hausgenossen verrathen dürften; denn dadurch wären sie sicherlich böse Menschen geworden. Herentgegen dürfte sich auch kein Dienstboth mit Schelten, oder mit Schlagen an einem Kinde vergreifen.

Die Eltern gaben auch keinem Kinde einen Vorzug vor dem andern; sie gaben einem nicht mehr, und nichts bessers, als dem andern, weil sie nicht ein Kind lieber hatten als das andere. Bald bekam dieß, bald jenes etwas, was das andere nicht bekam, damit sich die Kinder daran gewöhnten. Denn wenn die Kinder sehen, daß man eines lieber hat als das andere, so entstehen oft grosse Uebel; sie werden dadurch gehässig, neidisch, feindselig, und bösartig.

Die Kinder wurden demnach recht oft dazu ermahnt, daß sie nicht nur mit andern Kindern, sondern auch selbst untereinander gut auskommen sollten. Sie mußten allzeit friedlich seyn bei ihren Spielen und Ergötzungen; sie dürften sich nicht schelten, oder gar schlagen. Sondern wenn eines

das andere geschlagen hatte, so dürfte es einige Tage hindurch sich mit andern nicht mehr ergötzen, und mußte daheim bleiben. Das that dann dem Kinde sehr weh, und es hütete sich sorgfältig, daß es in Zukunft allzeit friedlich blieb.

Auch dem Gesinde dürften die Kinder nie grob begegnen, oder gar mit demselben zanken, oder sie schlagen. Die Eltern sagten es ihnen bei aller Gelegenheit, wie gut es Gott eingerichtet habe, daß es auch Leute auf der Welt giebt, die um Geld unsre Arbeit thun, und wie schwer es uns fallen würde, wenn wir alle unsre Arbeit selbst thun müßten. Das erfuhren auch die Kinder allemal wirklich um Lichtmessen, wann ungefähr die Dienstbothen ausstunden. Da richteten die Eltern es mit Fleiß so ein, daß die Kinder bald da, bald dorthin ausgehen, allerley Sachen ausrichten, einheitzen, früher aufstehen, das Vieh füttern, und die Küchengeschirre auswaschen mußten; da gemeiniglich sehr kaltes und böses Wetter war. Da sagten dann die Kinder: Ach wenn nur einmal die neuen Leute kämen! Sie hüpften mit Freuden der neuen Magd entgegen, und sagten: Gott seys gedankt, daß du einmal kömmst, wir haben unterdessen gar viel thun müssen. Und da lernten dann die Kinder den Dienstboten gar freundlich begegnen; weil sie solche für sehr nützliche Leute anzusehen gelernt hatten. Da giengen sie dann auch liebreich und freundlich mit den Dienstböten um, und jeder bestrebte sich, ihnen für ihre Arbeit wieder Freude zu machen.

Gewöhnung zur Aufrichtigkeit.

Zur Aufrichtigkeit gewöhnten sie die Kinder so, daß sie ihnen oft vom Lügen sagten, daß es das allerab-

scheulichste Laster wäre. Hatte ein Kind einmal gelogen, so wurde ihm wohl acht Tage nichts geglaubt, wenn es auch noch so wahr war. Es hieß allzeit: „Ja, Kind! ich kann dir das wohl nicht glauben, du hast letzthin auch einmal etwas gesagt, das nicht wahr gewesen ist.“ Da weinte dann das Kind bitterlich, und versicherte tausendmal, es sey ganz gewiß wahr; und da nahm es sich dann künftig viel besser in Acht.

Wenn ein Kind etwas versehen, einen Hafen, eine Schüssel zerbrochen, oder sonst einen Schaden gemacht, so mußte das Kind allemal selbst kommen, und es anzeigen. Dazu wurden alle Kinder von Jugend auf angewöhnt. Wenn sie nun so aufrichtig waren, und ihren Fehler selbst bekennten, so machte man aus der Sache nicht viel, sondern zeigte ihnen nur, wie sie das Ding künftig geschickter angreifen, und den Schaden verhüten sollten. Wenn aber ein Kind den Fehler verbergen wollte, da war allemal doppelte Strafe darauf geschlagen, einmal wegen dem geschehenen Schaden, und hernach wegen der Unaufrichtigkeit. Da sah dann das Kind, daß Aufrichtigkeit mehr nutzt, als Verstellung und Lügen.

Von Schleckerey und Zwackereyen.

In Wendels Hause konnten die Kinder, wie gesagt, ohne Bitten nichts erhalten; also dürften sie auch ingeheim nicht eine Nudel, nicht einen Bissen Brod, verrucken. Denn er sagte oft: solche Leute, die gern aus den Häfen herauszwacken, von der Milch den Rahm wegschlecken, bald Birnen, bald Aepfel mausen, und nichts unbetastet lassen können, solche Leute mag niemand gern leiden, denn sie werden gemeiniglich mit der Zeit

ordent-

ordentliche Diebe. Er erzählte ihnen einigemal die erschreckliche Geschichte von einem geschleckigten Mädchen, das erbärmlich ums Leben gekommen war. Die Geschichte ist diese:

In einem Dorfe war ein Mädchen, das in ihres Vaters Hause an einer Kirchenweihe gar gute Zibeben und Weinbeerlein bekam. Sie sah, daß diese Dinge gar süß und gut waren, und verlangte noch öfter dergleichen essen zu können. Weil sie aber kein Geld hatte, so behielt sie allzeit vom Gelde zurück, wenn sie vom Vater in die Stadt geschickt wurde, Eyer und Butter zu verkaufen: und von dem Gelde kaufte sie sich Zuckerzeltlein und Weinbeerlein, oder sonst etwas Süßes. Das hatte sie sich so stark angewöhnt, daß man sie fast immer aus dem Sacke heraus essen sah. Einst kam sie zu einem Richter in Dienst, und da machte sie es eben so, wie sie es in ihres Vaters Hause gemacht hatte. Weil aber die wenigen Kreuzer von Butter und Eyer nicht klecken wollten, so verlegte sie sich aufs Mausen. Sie griff nach einem zinnernen Teller, nach einem kleinen Kaffeelöffel, und endlich gar nach einem silbernen Eßlöffel. Man mängelte bald die Sachen, und unglücklicher Weise fiel der Verdacht auf die Magd. Es wurde sogleich Untersuchung angestellt, und alles fand man in ihrer Truhe. Der Richter ließ die Diebinn in einen stinkenden Kerker werfen, wo sie von Hunger und Ungeziefer geplagt wurde. Sie wollte noch dazu nicht gestehen, daß die Stücke von ihr aus dem Hause waren gestohlen worden. Sie handelte allerhand Leute in das traurige Spiel. Die Leute, mit denen sie sich aushelfen wollte, waren herzhaft genug, ihr ins Angesicht zu stehen. Da sie aber noch fortläugnete, wurde Anstalt zur Tortur gemacht.

Da peinigt man die Leute auf mancherley Art mit harten Binden, Anstecken und Schlagen, so zwar daß viele schon unter diesen Peinen und Martern gestorben sind. Sie ließ es auf Ernst kommen, und nach langwierig ausgestandenem Hunger, nach übertragnen Mühseligkeiten des Kerkers, starb sie endlich elend, und schmerzlich krank im Gefängnisse, da sie erst achtzehn Jahre alt war. Vielleicht wäre sie gar dem Scharfrichter in die Hände gerathen.

Sehet, Kinder! in dieses frühzeitige Verderben hat sie ihre Schleckerey gestürzt. Weil man ihr zu Hause nichts hat besonders machen können, und sie sich immer nach bessern Bissen hat gelusten lassen, so wollte sie zuletzt ihr Maul mit Diebereyen befriedigen, und so starb sie einen schmerzhaften, und schändlichen Tod.

Diese und dergleichen Warnungen wirkten stark auf die Kinder: und weil man ihnen sagte, daß mit Schleckereyen zugleich schrecklich viel Geld vertändelt werde, so gewöhnten sie sich frühzeitig an die Sparsamkeit, legten jeden Pfenning und Kreuzer, den sie geschenkt bekamen, auf die Seite, und in die Sparrbüchse, und lernten das Geld allzeit nur auf die nützlichste Weise ausgeben.

Gewöhnung der Kinder zur Wohlthätigkeit.

Die Eltern sagten: Wie ihr wünschet, daß man euch thun sollte, falls ihr arm wäret, das thut auch andern. Sie thaten also allen Armen Gutes, verwünschten und schalten keinen, oder gaben ihm bittere Worte. Die Kinder mußten dann selbst den armen Kranken Suppe, Fleisch und Gemüs hintragen, oder sie mußten mitgehen, damit sie die

Freude

Freude solcher dankbaren Armen sehen, und Freude am Wohlthun finden lernten. Und wenn sie dann manchmal armen Kindern, oder Bettelleuten ihr Butterbrod geben mußten, so thaten sie es recht gern, und es war ihnen allemal recht wohl dabei.

Auch Thiere sogar dürften sie nicht quälen, oder ihnen Leids zufügen.

Er erzählte ihnen auch Geschichten, wie sich die Thiere rächen, und schon manche an einem Hundsbisse, oder Pferdestreiche haben sterben müssen. Das schreckte sie wohl auch.

Eltern müssen mit guten Beispielen vorangehen.

Was aber bei der Kinderzucht mehr Eindruck machte, als alle Lehren, war dieses, daß die Eltern selbst den Kindern in allen Stücken gutes Beispiel gaben. Die Eltern waren alles das selbst, was sie gern wollten, daß ihre Kinder seyn, oder daß einmal aus ihnen werden sollte.

Sie führten den frömmsten, tugendhaftesten, und gottseligsten Lebenswandel, und die Kinder sahen und hörten von ihren Eltern ihr Lebtag nichts Unrechts. Was die Eltern ihren Kindern einmal verboten, oder als bös vorgestellt hatten, das thaten sie selbst gewiß niemals. Denn wenn sie so etwas selbst gethan hätten, so würden die Kinder gedacht haben: Ha! Vater und Mutter thun das ja auch; es muß wohl so bös nicht seyn; sie sagen nur so!

Zum grossen Glücke hatten aber Wendel und Kunegunde keinen in die Augen fallenden Fehler an sich; der würde sonst alles verderbt haben. Wäre eines von beyden Eltern dem Zorne, der Rachgier,

Zankſucht, oder gar dem Trunke ergeben geweſen: ſo wäre ſicher aus der ganzen guten Erziehung nichts geworden, und alles andere Gute hätte nichts mehr gewirkt. Denn man kann nicht glauben, was das Beiſpiel thut.

So wollten die Eltern, ihre Kinder ſollten fleißig ſeyn, und den Müſſiggang nicht lieben; folglich arbeiten ſie ſelbſt fleißig, waren immer geſchäftig, und thaten, als wenn ſie die größte Luſt daran fänden. Da lernten auch die Kinder die Arbeit lieben, und fanden auch Vergnügen daran.

Die Eltern wollten, ihre Kinder ſollten nicht unkeuſch werden, ſondern ſich ſchamhaft gewöhnen, weil die Schamhaftigkeit oft mehr, als alle gute Lehren, die Unſchuld bewahrt: daher entblößten ſie nichts an ihrem Leibe, was gewöhnlich bedeckt zu ſeyn pflegt.

Wann es ſehr viel Arbeit gab, ſo klagten die Eltern im Angeſichte der Kinder nie, als wenn es ihnen zu ſauer würde; ſondern ſie ſtellten ſich immer, als wenn ſie von ganzem Herzen vergnügt wären, und verrichteten alle Arbeit ohne Klage.

Reinlichkeit im Hausweſen.

Weil von der Reinlichkeit die Geſundheit nicht nur der Kinder, ſondern auch aller Hausleute, abhangt, ſo war Wendel allzeit bedacht, daß alles im Hauſe rein und ſäuberlich gehalten wurde. Daran hatte auch Kunegunde es nie ermangeln laſſen.

Alles Koch- und Milchgeſchirr hielt ſie eben ſo rein, als den Leib. Ihre Stube, und alle Kammern wurden ausgeputzt, und der Fußboden gewaſchen, ſo oft er ſchmutzig war. Auch mußten alle

Stuben

Stuben im Hause ganz trocken seyn, und täglich frische Luft haben. Sogar im Winter mußte Nachmittags beim Sonnenscheine ein und anders Fenster geöffnet werden, damit der Oeldampf, und die Dünste vom eingeheitzten Ofen, und alle ungesunden Ausdünstungen konnten ausgezogen werden. Daher war auch der Pfarrer in keinem Hause lieber, als in Wendels Hause, weil da allzeit die größte Säuberkeit und Reinlichkeit war. Bei vielen andern Bauern sah es in den Stuben oft nicht viel besser aus, als in einem Schweinstalle: und weil man weder Winter noch Sommer ein Fenster öffnete, sondern das Gestank gleichsam im Schatze aufbewahrte, so stank es in einer solchen Stube nicht anders, als wie auf dem Abtritte selbst.

Der Reinlichkeit muß man es zuschreiben, daß in Wendels Hause viel seltener einer krank wurde, als in andern Häusern; die Dienstboten waren alle viel frischer und muntrer, und die Arbeit gieng ihnen viel besser von Händen. Und die brave Kunegunde hatte alle Tage eine herzliche Freude, wenn sie ihren Mann mit den Kindern und Dienstboten alle frisch und gesund am Tische sitzen, und recht mit Lust essen sah.

Das gefällt dann auch unserm lieben Gott im Himmel recht wohl, wenn wir seine grosse Gabe, die liebe Gesundheit, recht lange zu erhalten suchen, und sie niemals durch eigene Schuld oder Nachläßigkeit verderben und zu Grunde richten. Da giebt er dann seinen reichen Segen dazu, daß alles im Hause fröhlich und munter ist, und daß alle Arbeit recht gut von Statten geht.

Auf den Dörfern werden die alten Hausväter von der Zeit an, da sie ihrem Sohne übergeben,

oder ihre Tochter einheirathen, Austrägler, oder Pfründner genannt. Von dieser Zeit an dürfen sie in den Gemeindeversammlungen nicht mehr erscheinen, sondern sind von den öffentlichen Berathschlagungen auf immer ausgeschlossen. Denn von dem Hochzeittage an ist der junge Gutsbesitzer nicht nur Herr im Hause, sondern auch Rathsherr in der Gemeinde. Dieser kömmt jetzt in den Rath, und der alte ist zu Hause in seiner Pfründstube eingeschlossen.

Man kann leicht denken, daß dieser verkehrte Brauch den Gemeinden oft grossen Schaden bringt, besonders wenn es sich ereignet, daß ein paar brave Männer zu gleicher Zeit Austrägler werden, und statt ihrer ein paar junge Laffen zur Gemeinde kommen. Da ist der Schaden allemal groß. Die Gemeinde verliert ohne Noth geschickte und erfahrne Männer, und kriegt dafür junge unverständige Menschen, die nichts wissen, und nichts erfahren haben.

Verständig und klug kann man Niemand nennen, als den, der viel gesehen, viel gehört, und viel erfahren hat, und der über alles das, was er erfahren hat, richtig nachdenkt, alles merkt, und sowohl Schaden als Nutzen fleißig überlegt. Das kann man aber von einem jungen Menschen nicht begehren, und nicht hoffen. So lange ein junger Mensch noch unter der Obsorge seiner Eltern steht, denkt er wohl Jahr und Tag nicht auf Gemeinsachen. Es ist schon viel, wenn er auf das merkt, was ihn selbst angeht. Lieben, Spielen, Trinken ist oft seine einzige Beschäftigung bis auf den Tag, da er heirathet.

Wenn nun ein solcher Mensch das Gut seines Vaters überkömmt, und das erstemal bei einer wichtigen Berathschlagung in der Gemeinde erscheint!

scheint! lieber Gott! was soll er da wohl Geschei-
des reden, er, der vor einem paar Jahren sich
das erstemal den Bart hat abnehmen lassen? Wo-
her den Verstand nehmen, und nicht stehlen? Das
beste, was solche Leute thun könnten, wäre frey-
lich Schweigen, und hübsch darauf merken, was
ältere Leute sagen.

Aber nichts weniger als schweigen! Junge
Leute schwatzen allemal am ersten, und schreyen am
stärksten. Sie wissen ganz wohl, daß man ihnen
wenig Erfahrung, und eben so wenig Verstand zu-
muthet. Da wollen sie dann mit Vielreden, und
mit Lautschreyen zeigen, daß sie recht viel Verstand
haben. Aber damit zeigen sie nur, daß ihr ganzer
Verstand blos auf der Zunge, und nicht im Hirn
ist. Bei allen Gemeinden wird man wahrnehmen,
daß die jungen Hauswirthe allemal die größten
Schreymäuler sind. Hätte man alle die Prozesse
aufgeschrieben, die die Gemeinden um viel schweres
Geld gebracht haben, so würde man sehen, daß
schon etliche hundert Prozesse blos wegen jungen
Schreyern entstanden sind: und wenn man alle die
Gemeingerechtigkeiten wüßte, die man auf Dörfern
und in Märkten verloren hat, so würde man fin-
den, daß die meisten durch die Unbesonnenheit,
oder durch die Eigennützigkeit der jungen Sprecher
sind verloren worden. — Es ist freylich wahr,
daß auch alte Leute bisweilen wenig Verstand ha-
ben, und oft schlimme Rathgeber gewesen sind.
Aber überhaupt haben die Alten gewiß nicht so
viel Schaden in den Gemeinden angerichtet, als
wie die Jungen.

Diesen schädlichen Brauch wollte Wendelin in
seinem Dorfe abstellen, und sagte daher bei einer
Gelegenheit, da ein junger Maulaufreißer sie eben

um einiges Geld gebracht hatte, vor der ganzen Gemeinde:

Liebe Männer! wenn etwas in unsern Einrichtungen wider die Natur ist, so ist gewiß dieses, daß wir die alten und erfahrnen Männer aus unserm Rathe ausschließen, und dafür nur die jungen Mayer aufnehmen. Das ist in der That die verkehrte Welt. Junge Leute sind eben nicht zu verachten! aber die Alten sollen wir um alles in der Welt nicht aus unsern Gemeinden verstossen. Denn wenn alte und erfahrne Männer nicht mehr guten Rath geben können, was werden junge unerfahrne Leute thun können? Es weiß ja die ganze Welt, daß bei Alten Verstand und Erfahrung ist. Diese müssen wir also vor allen um Rath fragen. Und doch sind diese die allererſten, die wir nicht mehr in unsre Gemeinden lassen, sobald sie eines ihrer Kinder eingeheirathet haben. Denket nur, ob das vernünftig ist. Es kömmt heraus, als wenn wir glaubten, daß die alten Leute den Verstand verlieren, sobald sie dem Sohne ihren Hof übergeben. Das ist wohl noch nie geschehen. Sollten wir denn auf Leute, die erst seit gestern oder vorgestern unsre Gemeinde, und unsre Gerechtigkeiten haben kennen lernen, mehr Vertrauen setzen, als auf Leute, die in dieser Uebung weiße Haare und graue Bärte bekommen haben? Da begehen wir einen Fehler, der in der That nicht mehr grösser seyn könnte, indem wir diejenigen nicht mehr zu unsern Gemeinden lassen, die allzeit unsre besten Freunde und Rathgeber gewesen sind. Lasset doch, ich bitte euch, lasset die Alten, die unsre Väter sind, nicht aus dem Rathe unsrer Gemeinde weg, solange ihre Füsse sie tragen, oder solange sie am Stabe herbeikriechen können. Ihr Alter, und ihre Erfah-

rung

rung muß uns allzeit ehrwürdig seyn, und ihr treugemeinter Rath wird uns allzeit Nutzen und Vortheil bringen. Sie sind nicht mehr hitzig und aufbrausend wie die Jungen. Junge Leute wollen alles über Hals und Kopf durchsetzen, wollen alle Bühel und Berge eben machen, wollen alles über die Knie abbrechen. Die Alten gehen bedächtlich darein; sie überlegen die Sache; sie wissen, was aus jedem Dinge entstehen kann, und schon entstanden ist. Sie kennen unsre Rechte, sie kennen unsre Bräuche, sie kennen unsre Nachbarn, sie kennen unsre Obrigkeiten, sie kennen unsern Nutzen, und kennen unsern Schaden: ja sie allein sind im Stande, unsern jungen Leuten Verstand, Klugheit und Einsicht beizubringen."

Diese Anrede wurde von allen, die auch nur einen halbreifen Verstand hatten, gebilliget. Es wurden zwar viele Ausstellungen dawider gemacht, und den fürchterlichen Bauernspruch: Es ist noch nie so gewesen, hat man da oft wieder hören müssen. Endlich aber giengs doch. Sie sahen, daß diese Einrichtung sie nichts kostet, und daß Niemand dabei das Geringste verliert, sondern die ganze Gemeinde den größten Nutzen davon hat. Man machte daher den Schluß, daß künftighin nebst den Gutsbesitzern auch die Austrägler in den Versammlungen erscheinen konnten, so lange sie wollten, und so lange sie lebten.

Die Gemeinde hatte auch von dieser vernünftigen Einrichtung manchen Vortheil gezogen. Es sind dadurch viele hitzige Uibereilungen, kostbare Streitigkeiten verhütet, und die nützlichsten Scharbeiten veranstaltet worden, die dem ganzen Dorfe und einer späten Nachkommenschaft zum grossen Nutzen gereichen mußten.

In andern Dörfern, wo man die jungen Schreyer allein mußte gelten lassen, wars viel anders. Da gabs bald da bald dort Prozesse. So oft man da in einer Gemeinde von einer nothwendigen Arbeit sagte, so sah Niemand auf den gemeinen Nutzen, sondern Jedermann nur auf seinen eignen. Weil dann ein jeder seinen besondern Nutzen nicht sogleich mit Händen greifen konnte, so wurde anfangs zwar viel gestritten, aber zuletzt wurde doch aus allem Nichts, und die ganze Sache blieb beim Alten. Aus einem kleinen Schaden wurde ein grosser, und wo anfangs ein jeder mit einer kleinen Mühe hätte helfen können, da haben späterhin alle miteinander mit grossen Unkösten büßen müssen.

Dienstfertigkeit macht einem ganzen Dorfe Ehre.

Einsmals kam ein fremder ansehnlicher Herr ins Dorf geritten, der eben auf der Gasse einige Kinder antraf, die er fragte, ob er den rechten Weg nach dem und dem Orte habe. Die Knaben zogen, sobald sie den Herrn sahen, höflich ihre Hüte und Hauben ab, und versicherten ihn, daß er zwo gute Stunden vom rechten Wege abgekommen wäre, und an das verlangte Ort noch vier Stunden hin hätte. Der Herr sah, daß er für heut nothwendig in diesem Dorfe übernachten müßte; weil es schon spät war, und er den kürzesten Weg ohnehin nicht wußte. Er verlangte also von den Kindern, daß sie ihn ans Wirthshaus führen möchten. Das thaten die Kleinen willig, und als der Herr vom Pferde abstieg, gieng jeder hin, und küßte ihm die Hand. Der Fremde verwunderte sich über die Höflichkeit der Kleinen, und wollte einem jeden etwas schenken. Aber da sag-

ten

ten sie, es wäre ihnen vom Herrn Schulmeister verboten, für eine Gefälligkeit, die ihnen nichts kostete, etwas anzunehmen. Der Herr verwunderte sich noch mehr, und brachte es endlich, wiewohl mit vieler Mühe, dahin, daß sie das Geschenk von ihm mit Dank annahmen.

Kaum war der Fremde im Wirthshause, so kamen schon zween Bauern, und boten sich an, alsogleich ihre Pferde zu satteln, und ihn ohne Entgelt bis an Ort und Stelle zu begleiten. Der bedankte sich auf das höflichste, und sagte ihnen, daß diese Verirrung eben nicht viel zu sagen hätte; weil er morgen ohnehin beizeiten dahin kommen könnte.

Als der Herr in die Stube kam, und eben des Wirths Dienstleute beim Abendessen saßen, stunden alle ehrerbietig vom Tische auf, und boten ihm den Tisch beim Fenster an, welcher der beste war. Der Herrr aber hieß sie ruhig sitzen, und bewunderte die Freundlichkeit dieser Leute nicht wenig. Alsdann sagte er zum Wirthe: Ihr habt in diesem Dorfe recht brave dienstfertige Leute: und auch die Kinder sind so manierlich und höflich, als ich sie nie in einem andern Dorfe gefunden habe: sie müssen einen guten Schulmeister haben. Da man ihm nun von dem braven Schulmeister sagte, und von der hübschen Lehrart, die der Herr Pfarrer eingeführt hatte, und von den Büchern, worinn die Kinder lasen, so wunderte der Herr sich gar nicht mehr, daß er diese Leute so dienstfertig und verständig gefunden, und sogar an Kindern so viele Artigkeit gesehen hatte. O liebe Leute! sagte er darauf, danket Gott, daß ihr eine so gut eingerichtete Schule habt. Das ist eine recht grosse Wohlthat. Wenn ihr euren Kindern noch so viel Geld geben könnet, so ist das alles

nichts gegen eine gute Erziehung, wodurch sie verständig und tugendhaft werden.

Mit viel ist gut hausen; aber auch mit wenig kömmt man aus.

Nachdem des Wirths Dienstleute ihr Abendmahl eingenommen hatten, blieb noch ein Mann zurück, der währender Mahlzeit vieles mit dem Fremden geredet hatte. Da der Herr merkte, daß er ein ganz munterer und lustiger Kopf wäre, hieß er ihn noch eine Weile dableiben, und fragte ihn, wer, und woher er wäre.

Der Mann antwortete: Wenn sie es so haben wollen, so will ich Ihnen meine ganze Geschichte erzählen. Ich bin ein Leerhäusler in diesem Dorfe, und ein Tagwerker. Anfangs habe ich bei meinem Hause nicht so viel Erdreich gefunden, daß eine Henne darauf hätte kratzen können. Ich und meine Grethe brachten grad so viel Geld zusammen, daß wir unsre Hütte baar bezahlen konnten. Wir machten uns Hoffnung, daß die Hochzeitgäste etwas Uebriges thun, und sich nicht schmarrisch würden finden lassen. Aber da stund nichts im Kalender. Sie waren selbst meistens arme Schlucker, die nicht viel am Besten hatten. Nach dem Hochzeittage fanden wir, daß uns weiter nichts übrig geblieben war, als drey Groschen an baarem Gelde, und vier Hände und vier Füsse am Leibe. Wir sassen so eine Weile da, und betrachteten unsern ganzen grossen Brautschatz, präg und unpräg, endlich lachten wir, und flugs giengs über die Arbeit her. Wir taglöhnerten miteinander. Mit Mähen, Schneiden und Dreschen verdiente ich das Brod, und mit Dachdecken, Graben-

Grabenmachen, Heckenputzen und Zaunbinden so viel Geld, als wir brauchten. Gabs im Winter gar nichts zu thun, so spann ich Baumwolle, und meine Grethe Flachs in die Wette. An einem Ecke des gemeinen Krautgartens sah ich einen Fleck, der ganz öde lag, und von niemand benutzt wurde. Um diesen hielt ich bei der Gemeinde an, und erhielt ihn ohne Widerrede. Der kostete mich zwar kein Geld, aber unglaubliche Mühe. Ich grub Bäume und Gesträuß von den Wurzeln aus, füllte ein Paar tiefe Gräben ein, leitete den vorbeifließenden Bach auf einen andern Weg, und so habe ich nun ein Stück erhalten, das mich freut, so oft ichs sehe. Ich kann jährlich ein Fuder Heu, und eine gute Leiter voll Grummet wegführen. Vor vier Jahren war ich nicht weniger glücklich. Da schenkte uns unser gnädigster Kurfürst einen Filzgrund, der im Forste lag, den theilten wir zu gleichen Theilen. Mein Antheil brauchte zum Glücke nicht viel Arbeit. Und nun führe ich auch von diesem Flecke ein kleines Fuder Heu, und fast eben so viel Grummet weg. Jetzt habe ich die schönste Kuh im Stalle, die man im Dorfe findet. Damit macht sich meine Grethe lustig. Kurzum: wir haben uns alle Tage satt gegessen, und sind keinem Menschen etwas schuldig geblieben. Mein Sohn, ein Kerl, wie ein Eichbaum, dient bei einem Bauern, und meine Tochter sorgt jetzt für die Kuh, damit meine Grethe den ganzen Tag spinnen, oder tagwerken kann. Ja, Herr! ich sag nur so viel, und das dürfen Sie sicher glauben: **Wer aufm Lande nur arbeiten will, der hats gut. Die Arbeit versagt nicht.**

Diese Erzählung gefiel dem Herrn überaus wohl, er beschenkte diesen Tagwerker überaus reichlich, und sagte: Jetzt sehe ich wohl, daß es mit dem

Bauernstande eben die Beschaffenheit habe, wie mit allen andern Ständen. Wie mans da treibt, so hat mans: und wer seine Sachen besser macht, dem werden sie besser.

Wo dieser Herr nur hinkam, so erzählte er von den guten und dienstfertigen Bauern, von ihrer guten Schule, und von ihren höflichen und braven Kindern.

Nicht wahr, das ist eine Ehre für ein Dorf?

Aber es waren nicht alle Dorfseinwohner gute und gewissenhafte Leute. Auch schlimme waren darunter.

Einer unter denen war ein recht wunderlicher Kopf. Seine Dienstboten konnten ihm nie genug arbeiten. Er zankte und greinte den ganzen geschlagenen Tag mit ihnen. Er wollte überall sparen, wo man nicht sparen sollte. Ob er schon einen starken Feldbau hatte, so stellte er doch im Schnitte keinen Taglöhner ein, daß er bei schönem Wetter das Getraid frühzeitig und gut hätte unter Dach bringen können; er wollte alles blos mit seinen wenigen Leuten erzwingen. Aber er hatte davon gemeiniglich Schaden, wenn ihm bei eingefallenem Regenwetter das Getraid verwitterte. Da schalt er dann wieder, und fluchte in seine Leute hinein, was er wußte.

Sein Weib war nicht viel besser. Sie half ihrem Manne greinen, und fluchte mit. Dabei kochte sie aber auch alle Speisen entweder abgeschmackt, oder so sparsam, daß die Leute nicht satt davon werden konnten. Die Dienstboten sagten oft zu ihrer Herrschaft, mit leerem Bauche kann man nicht arbeiten. Wenn man will, daß der Dienstbot das Seinige thun soll, so muß zuvor die Herrschaft auch das Ihrige thun.

Daher

Daher geschah auch, daß dieser Bauer, den man nur den Ruechen nannte, gemeiniglich den Auswurf von Dienstboten kriegte, die ihn auch bald da, bald dort bestahlen, und sich für den Hunger, den sie leiden mußten, schadlos machten. Auch thaten sie manchen heimlichen Schaden an Schiff und Geschirr, an Roß und Vieh, oder sie verhüteten bisweilen den Schaden nicht, wenn sie schon konnten. Ueberall aber arbeiteten sie ohne Lust und Freude, und man weiß wohl, wie elend die Arbeit ausfällt, die man mit Unwillen thut. Daher war bald der Bauer seiner Dienstboten, und bald die Dienstboten ihres Bauers satt: und in einem halben Jahre hat er manchmal mehrer Dienstboten gehabt, als alle andre Dorfleute im ganzen Jahre.

Es ist sich aber nicht zu verwundern, daß er mit seinen Dienstboten so hart verfuhr; denn der Ruech getraute sich selbst nicht genug zu essen. Alles, was schon zu riechen und zu stinken anfieng, das aß er heißhungerig hinein, und was oft die Schweine hätten liegen lassen, das war für ihn ein Leckerbissen. Eine ordentliche gute Bauernkost war er durchaus nicht gewohnt. Aber wenn er auf eine Hochzeit geladen war, da aß er den ganzen Tag zuvor kaum einen Bissen; hingegen beim Hochzeitmahle schluckte er so gierig, und fraß sich so voll an, daß ers fast mit dem Finger erreichen konnte. Da hat er sich dann auch einmal eine Krankheit an Leib gefressen, für die er dem Bader mehrer hat bezahlen müssen, als wenn er sich zwanzig gute Tage angethan hätte.

Auch mit allen seinen Nachbarn hatte er zu schaffen; er überäckerte, überzäunte, übervortheilte sie, wo er mochte und konnte. Wer ihm schuldig war, den quälte er auf eine grausame Art; und einem seiner Nachbarn, der von ihm viel Geld hatte borgen müssen, hat er ein Feldstück nach dem andern abgepreßt. Kein einziger ehrlicher Mensch hatte ihn lieb, und jeder vermied seine Gesellschaft, nur allein diejenigen, die ihm schuldig waren, mußten ihm ins Angesicht schön thun. Sonst hatte er keinen guten Freund.

Prozesse können ganze Dörfer ins Verderben bringen.

Ein anderer gefährlicher Mann im Dorfe war ein gewisser streitiger Kopf, der seine Freude an Prozessen hatte.

Dieser hatte einsmals die Söldner gegen die Bauern, und die Bauern gegen die Söldner aufgewiegelt, daß sie wegen Ausschlag des Viehes Prozeß gegeneinander anfangen sollten. Einige Söldner hatten zuviel Vieh ausgeschlagen, und die Bauern wollten ihnen die Weide nicht gestatten. Das gab eine grosse Unruhe im Dorfe. Die Sache war wirklich anhängig gemacht, und alle Advokaten des Landgerichtes freuten sich, daß sie wieder einmal Gelegenheit hätten, die Bauern zu schröpfen, und ihnen das überflüßige Blut abzuzapfen.

Die Advokaten haben keine Prozesse lieber, als solche, die ganzen Gemeinden gegeneinander führen. Da wissen sie erstens, daß die Bauern die Prozeßkosten nicht viel achten; weil die ganze Gemeinde dazu beitragen muß, und daß sie eben darum desto

richtiger

richtiger bezahlt werden. Hernach sehen sie auch den grossen Vortheil, den sie an Bauernprozessen haben; weil Bauern sich von den Advokaten hiesein lassen, wie man nur will.

Wendelin war gleich Anfangs dawider, und auch der Pfarrer suchte sie nach Möglichkeit zu versöhnen. Aber bisweilen folgt man dem guten Rathe erst, wenns schon zu spät ist. Es wurden Replik und Duplik eingesandt, und Augenscheine gehalten. Alles kostete schweres Geld; gleichwohl sah man noch lange keinen Ausgang.

Da von Woche zu Woche mehr und mehr Geld gefodert, und Zeit verloren wurde, so wurden nach und nach die streitigen Köpfe durch das immerwährende Geben müde. Man ließ die ganze Gemeinde zusammenkommen. Und da eben Wendelin Führer war, machte er der Versammlung diesen Vorschlag:

Lieben Männer! sagte er, wir führen Prozeß mit unsern Brüdern, und richten dabey sie und uns selbst zu Grunde. Denket nur, alle Behausungen müssen zu diesem Streite beytragen. Aber ich bitte euch, bedenket doch auch, wie theuer wird der Prozes für die Armen im Dorfe, und für diejenigen, die ihren Beitrag durch hartes Taglohn, oder mit Spinnen erwerben müssen? Und endlich was ist denn zum Nutzen des Dorfes gewonnen, wenn auch der ganze Prozeß gewonnen wird? Ihr kennet ja selbst solche Leute, die zusammt einem gewonnenen Prozesse dennoch verdorben sind; was wollen wir wohl von dem unsrigen erwarten, der uns allemal zum Verderben seyn muß, er mag verspielt oder gewonnen seyn? Man hätte dem Rathe unsers Herrn Pfarrers folgen sollen. Der hat gesagt: ehe ihr rechtet und prozessiret, so überlegt zuvor die

Sache, und fraget verständige Leute, die keine Advokaten sind, ob eure Klage gerecht sey; und was dabey herauskömmt, wenn ihr gewinnet? Dagegen rechnet die Prozeßkosten, die vergeblichen Wege, die versäumte Zeit und Arbeit, das Aergerniß, die Feindschaften, die daraus entstehen, und dergleichen. Verständige Leute würden uns gesagt haben, daß wir nie streiten sollen, außer wir hätten einen so richtigen Handel, daß wir ganz gewiß und aufgelegt gewinnen müßten. Sie würden uns gesagt haben, daß wir auch bei einem gewonnenen Prozesse nicht streiten sollen, außer der Gewinn wäre wenigstens zwanzigmal größer als alle Prozeßkosten. Da nun dieß alles bei unserm verderblichen Prozesse nicht eintrift, so wäre mein gutgemeinter Rath, daß wir uns mit Hilfe eines verständigen Mannes vergleichen sollten. Ein magerer Vergleich ist besser, als ein fetter Prozeß, und Prozesse sind ein grosser Schauer im Dorfe.

Diesem Rathe folgten sie auch. Sie unterredeten sich gütlich miteinander, Bauern mit Söldnern, und Söldner mit Bauern. Die Bauern liessen von ihrem Rechte etwas nach, und die Söldner etwas vom ihrigen. So kam einer dem andern um einen Schritt näher, und zuletzt kam man gar zusammen. Das gute Verständniß ward hergestellt, und der Handel hatte ein Ende.

Wie sie miteinander verglichen waren, sagten sie: Hätten wir das nicht gleich anfangs thun sollen? Jetzt ist so viel Geld und Zeit verloren worden! Ey, was sind wir für Narren gewesen?

Unglücklicher Ort, wo Prozesse herrschen!

Man sagt: wer zu viel Korn hat, der stelle sich Mäuse ein: und wer zu viel Geld hat, der fange Prozesse an.

Wie schädlich die Spielsucht ist, und wie man damit in Schand und Armuth gerathen kann.

Auch das Spielen mit Karten, Würfeln und Kegeln ist höchstverderblich, wenn man es zu oft oder um hohe Preise treibt. Durch die Spielsucht werden in Städten und Märkten nach und nach ganze Familien zu Grunde gerichtet; aber auf Dörfern geschieht das noch viel geschwinder. Der Bauer hat wegen stets fortwährenden Abgaben ohnehin nicht viel Baarschaften in Händen: und ist der Bauer einmal geldlos zu einer Zeit, da er nothwendig baares Geld haben sollte, so ists schon schlimm genug. Er wird Salz führen, und seine Pferde schinden müssen, daß sie zuletzt am Pfluge nicht mehr gehen können: er wird es am nothwendigen Schiffe und Geschirre ermangeln lassen, daß der Acker nicht mehr gehörig kann bearbeitet werden: er wird, weil er keine Taglöhner zu bezahlen vermag, das Heu und Getraid verwittern lassen: er wird bei Erhebung der Steuern und Zinsen den Exequirer ins Haus kriegen: oder er wird den Saamen, den er kaufen sollte, karg und sparsam aussäen müssen; und das alles ist für ihn schon ein vorläufiger Schauer im Hause. Man weiß aber, daß niemand öfter geldlos ist, als der Spieler.

Wendelins Schwager war mit dieser Seuche behaftet, und die bekam er ganz von ungefähr. Er war nie ein ordentlicher Spieler gewesen, aber er kam einmal hinter eine Spielgesellschaft, die ihn

ersuchte, nur eine halbe Stunde mitzumachen. Er spielte, und gewann das erstemal einige Gulden, das zweytemal wieder, und das drittemal auch. Das war schon genug, ihm eine unglaubliche Neigung zum Spiele zu machen; denn er glaubte, es brauchte nichts als niedersitzen, und Geld davon tragen.

Aber das Glück, welches bei keinem Spieler lange bleibt, wurde ihm auch bald untreu. Er fieng an zu verspielen, und verspielte das zweytemal, drittemal, viertemal. Er hatte jetzt schon mehr verspielt, als er die erstenmale gewonnen hatte. Das gute Weib machte ihm darüber alle nur erdenklichen Vorstellungen, und bath ihn vor Gott und nach Gott, diese verderbliche Gewohnheit zu lassen. Der Mann, der bei allem dem ein gutes Gemüth hatte, versprach ihr hoch und theuer, den Spieltisch zu meiden, und keine Karte mehr anzurühren. Allein die Spielbegierde hatte in seinen Herzen schon allzu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß er Herr über sich selbst hätte werden können. So oft er eine Spielgesellschaft erblickte, oder vor dem Hause vorbei gieng, wo der gewöhnliche Spielplatz war, so war ihm, als wenn er mit einem Stricke hineingezogen würde. Er vergaß sein Versprechen, setzte sich wieder unter die Kameraden, und spielte, ohne an Weib und Kinder zu denken.

Darüber hätte sich nun das gute Weib fast zu todt kümmern mögen. Der Wohlstand im Hauswesen nahm von Tag zu Tag ab, man machte hin und wieder kleine Schulden, und wo zuvor nichts als Vergnügen und Zufriedenheit war, da sah man jetzt Kummer und bange Traurigkeit. Wendel selbst bot allen Kräften auf, seinen Schwager wieder auf guten Weg zu bringen, stellte ihm die bevorstehende

Ar-

Armuth, und die unvermeidliche Schande vor, die er seinem Weibe und den unschuldigen Kindern aus eigner Schuld über den Hals brächte. Aber all dieses Zureden war umsonst. Der Mann wurde zwar inniglich gerührt, so oft man ihm solche Vorstellungen machte, er sah seinen Fehler ein, und bekennte ihn offenherzig, bisweilen auch mit Thränen, und verfluchte alles Spiel auf ewig. Aber um die Gewohnheit ist es eine erschreckliche Sache.

Er kam einige Wochen nicht mehr zum Spiele, und das Weib glaubte schon, sie sähe vor Freude den Himmel offen. Einsmals, da eben seine Frau nicht zu Hause war, ließen einige Bauern, die eben aus der Schranne zurück ins Wirthshaus gekommen waren, ihn mit vielen Bitten zum Spiele einladen. Er war aber nicht zu bewegen, sondern wendete eine wichtige Arbeit vor, die er eben zu verrichten hätte. Endlich aber, als jene ihm eine Gesandtschaft nach der andern schickten, ließ der unglückliche Mann sich überreden, und in der Hoffnung, wieder zu seinem Gelde zu kommen, vergaß er alle gegebene Treue, und verfügte sich zum Spiele.

Es wurde um hohen Preis gespielt, und das Glück war dem Manne so ungünstig, daß er in Kurzem die ganze Summe verlor, die er mit sich genommen hatte. Er mußte also seine Zuflucht zum Borgen nehmen. Er borgte von seinen Kameraden bald zwey, bald drey, bald noch mehr Gulden. Aber das Geld gieng bald wieder dorthin, woher es gekommen war. Endlich wollte er das Spiel zwingen, und spielte doppelt so theuer als zuvor. Allein das Glück kehrte nicht um, und zuletzt hatte er von seinen Kartenbrüdern so viel Geld aufgenommen, daß ihm gar keiner mehr borgen wollte. Diese

that ihm so weh, daß er vom Tische aufstund, und es verschwor, mit keinem von ihnen mehr ein Spiel zu thun: und damit gieng er voller Unwillen nach Hause.

Seine Spielgesellen machten sich nun wenig Hoffnung, etwas wieder von ihrem geborgten Gelde zu empfangen. Sie ergriffen daher recht ungestümme Mittel. Zween davon entschlossen sich, ihn in seinem eigenen Hause anzufordern, und einer gieng sogar zum Gerichtsdiener, und versprach ihm die Helfte seines Betrags, wenn er mit Gewalt und Drohungen das Geld herausbrächte. Abends um Lichtzeit, da eben auch das Weib schon zu Hause war, trat der Gerichtsdiener mit den andern zween Männern in die Stube des unglücklichen Mannes, und alle foderten mit vielem Ungestümme das Geld ab. Was das für eine Schande für den Mann, und für ein Schrecken für die arme Frau war!

Diese unverhofte Erscheinung setzte den Mann dergestalt in Furcht und Verwirrung, daß er diese schlimmen Gäste ohne Verzug bis auf den letzten Heller befriedigte.

Nachdem sie weg waren, giengen ihm allgemach die Augen auf. Die Kinder weinten laut, und das Weib lag in einer Art von Ohnmacht. Jetzt merkte er seine Schande, und empfand den Jammer, den er über seine ganze liebe Familie gebracht hatte. Als die Frau sich wieder etwas erholt hatte, stund sie auf, und warf einen so wehmüthigen bedeutenden Blick auf ihn, und auf die weinenden Kinder, daß es ihm durch Herz und Seele gieng; darnach fiel sie ihm um den Hals, und weinte, ohne ein Wort zu sagen. Der Mann verstund diese Thränen besser als Worte. Es war ihm, als wenn er

ihr diese Worte hörte: An allem diesem Jammer ist dein Spielen Schuld!

Das gewaltsame Betragen seiner Spielbrüder, die gerechte Betrübniß seiner Frau, und die Empfindung seiner eignen Schuld und Schande, kehrten den ganzen Mann auf einmal um. Er berührte alle seine Lebtage keine Karte mehr; denn er sah jetzt deutlich, daß des Spielers Ende nichts anders als Armuth und Schande ist.

Aber von dem Tage an hat man auch in diesem Hause wieder das alte Vergnügen und die frohe Zufriedenheit gesehen, die zuvor schon eine gute Zeitlang nicht mehr anzutreffen war. Denn von dieser Zeit an hat sich auch die Hauswirthschaft von Tag zu Tag gebessert, und der Mann hat sich zu jedermanns Freude wieder empor geschwungen.

Lernet, Liebe Leute! aus dieser Geschichte, wie leicht die Spielsucht den beßten Menschen in Schande und Armuth bringen kann.

Lernet: wie hart und fast unüberwindlich schwer es dem Menschen ankömmt, ein angewohntes Laster abzulegen.

Lernet: wie süß die Freuden sind, wenn man wieder auf den rechten Weg hereingeht, und wenn man dadurch Weib und Kinder auf Zeitlebens glücklich macht.

Lernet endlich; daß man mit der Besserung bei einem Menschen nicht verzweifeln darf, so lange er noch Ehre im Leibe hat. Sobald aber ihm Schande und Ehre gleichviel gilt, dann ist es mit der Besserung aus, und so viel als auf ewig geschehen. Gott bewahre uns davor!

Feldarbeit an Sonn- und Feyertagen.

Das Jahr vorher war ein sehr regnerischer Sommer gewesen, und die Leute hatten erschrecklich viel Mühe, das reife Getreid auch nur halb trocken vom Felde hereinzustehlen. Was das Verdrüßlichste war, so regnete es gemeiniglich an Werktagen, hingegen an Feyertagen war das schönste Wetter. Da kann man denken, daß hundert vergebliche Arbeiten geschahen, und daß wegen häufigem Regen, und darauffolgendem Sonnenscheine sehr viel Getraid auf dem Felde entweder auswachsen, oder auf andere Art habe verderben müssen. Was man also an Sonn- und Feyertagen recht gut und trocken hätte haben können, das hat man müssen so anschauen, und draußen liegen lassen, daß es einem recht in der Seele weh that. Der schlimme Kalender scheint auch, als wenn er sich ordentlich gegen die Bauern verschworen hätte. Denn im Winter, wo eben nicht viel Arbeit ist, und wo der Bauer ohnehin sich ganze Tage auf der Ofenbank strauzt, da hat man ziemlich wenige Feyertage. Hingegen im Sommer, wo man alle Hände voll Arbeit hat, da sieht der Kalender ganz buntscheckig aus, roth und schwarz durcheinander, und besonders sind um die Mad- und Schnittzeit alle Wochen mit Feyertagen unterspickt. Daß diese Tage in manchem Jahre fürs ganze Land ein grosser Schade sind, hat man schon längst eingesehen; die Grösse des Schadens aber empfindet niemand stärker, als derjenige, der vom Feldbau leben muß.

Das Jahr darnach fieng die Aerndtezeit wiederum mit sehr unbeständiger abwechselnder Witterung an. Da fluchten dann einige Bauern bald

über

über das Wetter, bald über die Feyertage. Aber der Pfarrer ermahnte alle und jede Dorfleute, daß sie sich von den Feyertagen nicht sollen irre machen lassen, sondern alles geschnittene Getraid, auch am Sonntage ohne Bedenken hereinbringen. Am kommenden Sonntage hielt er an sie folgende Anrede:

„Lieben Leute! Es scheint, als wenn wir im heurigen Schnitte wieder eine Witterung zu befürchten hätten, wie vorm Jahre. Aber da wollen wir heuer den Schaden nicht mehr haben, den wir vorm Jahre hatten. Wir wollen die beßte Zeit nicht mehr ohne Arbeit vorbeigehen lassen, wie wir im verfloßnen Jahre gethan haben; sondern wollen wacker darauf arbeiten, es mag Sonn- oder Feyertag seyn."

„Ihr glaubet, die Arbeit am Sonn- oder Feyertagen wäre Sünde. Ich sage euch aber, was Jesus Christus gesagt hat: Der Sonntag ist wegen uns, und nicht wir wegen dem Sonntage; eine nothwendige oder wichtige Arbeit ist an keinem Tage Sünde; der Tag mag so heilig seyn als er will. Das hat Christus uns mit Beispiel und Lehre gar oft gezeigt. Er hat sehr viele Kranke am Sabbate geheilet, obwohl er wußte, daß diese Verrichtung ihm von den Schriftgelehrten zur Sünde gerechnet würde. Der Mensch mit der schwindsüchtigen Hand, der acht und dreyßigjährige Gichtbrüchige, und viele andere Kranke, die Jesus gerad am Sabbate geheilet hatte, würden gewiß haben sterben müssen, wenn die Hilfe um einen Tag später gefolgt wäre. Aber es scheint, als wenn der Herr diese Arbeit mit Fleiß auf den Sabbat verschoben hätte, nur damit er öffentlich, und vor der ganzen Welt zeigen und beweisen könnte, daß auch am größten Feyertage keine einzige Arbeit Sünde ist, durch welche man

dem

dem Nächsten einen wichtigen Nutzen bringen kann. Als daher einsmals die Juden ihn fragten, ob er sich nicht Sünden fürchte, am Sabbate gesund zu machen, so antwortete er: Nein; das halte ich für keine Sünde. Durch eine Arbeit, die dem Menschen wohl thut, wird Gott nicht beleidiget, sondern verherrlichet; eine solche Arbeit gefällt Gott besser, als das größte Opfer in der Kirche. Ihr zieht ja selbst einen Ochsen oder ein Schaf mit grosser Mühe und Arbeit aus dem Brunnen, auch am Sabbate. Als aber die Juden zu ihm sagten, ob er denn die Krankenheilung gerade am Sabbate verrichten müsse! er hätte ja sechs Tage in der Woche; so antwortete ihnen Jesus: Gott im Himmel arbeitet ohne Unterlaß, und ich auch. Ich thu nur, was ich sehe, daß mein Vater im Himmel thut. Dieser thut alle Tage Gutes, nicht nur die sechs Tage in der Woche, sondern auch am Sabbate: ihm ist ein Tag wie der andere, und mir auch."

„Geliebte! Christus sagt, daß der Sonntag wegen uns, und wir nicht wegen dem Sonntage da seyn. Er sagt, daß sogar die abergläubischen Juden um das, was ein Esel oder ein Schaf werth ist, auch an den höchsten Feyertagen gearbeitet haben. Er sagt, daß eine Arbeit, die uns und andern Menschen grossen Nutzen bringt, Gott lieber ist als Opfer. Saget mir, wartet nicht ihr, warten nicht eure Kinder, und eure Hausleute schon lange auf das Brod, welches der liebe Gott uns heuer so reichlich hat wachsen lassen? Ist es nicht Sünde, wenn wir es wegen Feyertagen verderben lassen? Sind ganze Felder voll Getraid nicht weit mehr werth, als ein Ochs oder Schaf? Und ist es nicht Sünde, wenn wir es im Brunnen, ich

will

will sagen, im Regen verderben lassen, oder es unnöthiger Weise in Gefahr setzen?"

„Wir bitten Gott alle Tage im Vaterunser um das tägliche Brod. Jetzt giebt ers uns. Ist es nicht Sünde, wenn wir so eigensinnig sind, und es nicht nehmen wollen? Nimmt denn der Bettler nicht auch am Sonntage das Stücklein Brod an, das man ihm giebt? Geschieht uns recht, wenn der liebe Gott an einem andern Tage die Hand von uns abzieht, und sagt: ihr hättet sollen das Brod annehmen, wanns mir, und nicht, wanns euch gelegen ist. Ihr seyd Bettler, und ich bin Herr."

„Ja, Geliebte! Gott ist der Herr, und wir sind seine Bettler. Wir müssen von ihm annehmen, wann, und was er uns giebt. Ist Gott so gut mit uns, und giebt uns das Brod am Sonntage, so müssen wirs am Sonntage von ihm annehmen. Ist Gott so gut mit uns, daß ihm zum Geben ein Tag wie der andere ist, so soll uns auch zum Annehmen ein Tag wieder andere seyn."

„Mit Bauernarbeit ist es nicht wie mit andern Handthierungen. Fast jeder andrer Handwerksmann kann seine Arbeit verschieben, wie und wann er will. Das kann der Bauer nicht. Gleichwie sein Getraid ohne gute Witterung nicht zeitigen kann, so kann es auch ohne gute Witterung nicht eingebracht werden. Der Bauer kann das Wetter nicht anschaffen; er muß es nehmen, wie es kömmt: die Schnittzeit ist des Jahres nur einmal, und an dieser liegt sein Brod, das Brod seiner Kinder, und das Brod aller derjenigen, die vom Bauern leben müssen. Ist also einmal die Zeit zur Aernte da, so kann er sie so wenig verschieben, als er den Sonnenschein und die gute Wit-

terung nicht verschieben kann. Er muß Hand anlegen, muß die Gabe Gottes mit Dank annehmen, und muß dem himmlischen Vater die Hand küssen, wann er sie ihm reicht."

„Lasset uns also, liebe Brüder; heut das erstemal, und auch künftighin alle Jahre die gute Witterung benutzen, die Gott uns zur Aerntezeit schickt. Nicht der Sonntag allein, sondern alle Tage sind des Herrn. Ich will heute der Erste seyn, der seine Dienstboten zur Arbeit schickt. Zuvor aber wollen wir jetzt unter dem heiligen Meßopfer mit kindlichen Herzen Gott unserm Vater danken, daß er uns durch Jesum Christum so viel Gutes schenkt. Hernach wollen wir nach eingenommener Mahlzeit im Namen Gottes frisch über die Arbeit her, und wollen bis am Abende hereinbringen, was nur die Wägen tragen, und die Pferde ziehen können."

„Wer immer Gottes Segen nicht verschmäht, und Freude an Gottes Gabe hat, der folge mir nach!"

Alles, was gesunde Glieder hatte, rüstete sich sogleich nach geendigtem Gottesdienste zur Arbeit, und man brachte gut und glücklich das Getraid herein, welches schon mehrere Tage in der Weite gelegen war.

Aber zween eigensinnige Männer im Dorfe wollten durchaus nicht beihalten. Diese haben sich über die Sonntagsarbeit nicht wenig geärgert, und eine grosse Strafe Gottes prophezeyt. Ihr Eifer war so groß, daß sie bei jedem Fuder, welches zum Dorfe herein kam, fluchten, und den unchristlichen Wunsch thaten, daß die Wägen samt den Pferden von dem wilden Feuer sollten verzehrt werden. Da der Pfarrer diesen Unfug vernahm, sagte er zu seinen Arbeitern: Lasset diese Leute nur rasen; sie werden von

selbst

selbst wieder aufhören. Da könnt ihr aber sehen, wie weit den Menschen eine abergläubische Andacht bringen kann. Diese Leute glauben, sie würden sich mit der Arbeit versündigen; dabei aber glauben sie, sie thun Gott mit Fluchen, Schelten und Verwünschungen ein grosses Wohlgefallen. Gott bewahre uns vor einem solchen Unsinne!

Etwas von der Stallfütterung und dem Kleebaue.

Da Wendelin nicht das geringste vergaß, seine Hauswirthschaft immer in bessern Stand zu setzen, so fragte er einsmals den Pfarrer über die Stallfütterung, über den Klee- Esper- und Luzernerbau. Solls denn wahr seyn, sagte er zum Pfarrer, was man jetzt in allen Büchern schreibt, daß der Bauer mit dem Kleebaue und mit der Stallfütterung in wenig Jahren reich werden, und ihm die Dukaten nach der Menge ins Haus fliegen müssen? Sapperlot! das wäre so was für mich, und meine Kinder.

Ich will, sprach der Pfarrer, meine Meinung kurz sagen.

Die Stallfütterung nebst dem Kleebaue hat in der That ganz ausserordentliche Vortheile, die wir mit unserm Viehtreiben gewiß nicht haben. Mit dem Kleebaue wird das Futter mehr und besser, das Vieh mehr und besser, der Dung mehr und besser: und wo viel und guter Dung ist, da muß auch das Getreid mehr und besser werden.

Mit der Stallfütterung ist das Vieh vor den meisten Seuchen bewahrt, die es sich am Mehlthaue und Reife, oder in der Hitze aus stinkenden Pfützen und Gräben an den Hals zieht. Die Lungensucht, womit ein einziges Stück Vieh ganze Heerden

ansteckt, rafft oft in einem Jahre gegen tausend Stücke dahin. Diese erschreckliche Seuche bliebe bei der Stallfütterung entweder gar aus, oder es bliebe doch des Nachbars Vieh unbeschädigt. Behält man das Vieh zu Hause, so kann man viele Wiesen zweymädig, und auch die schlechtesten Gründe mit Esperklee fruchtbar machen. Mit der Stallfütterung giebt es zwar viel Arbeit; aber auch mehr Dung, mehr Milch, mehr Butter. Im Kemptischen, und an allen den Orten, wo die Stallfütterung eingeführt ist, ists eine bekannte Sache, daß fünf im Stalle gefütterte Kühe mehr Milch geben, als zwanzig, die ausgetrieben werden. Endlich ist dabei das Hirtenlohn und der Schaden erspart, den das Vieh durch Einbrechen in die Aecker verursacht, oder durch Stechen und Fallen sich selbst zufügt.

Würden erst auch die Grundstücke zusammengetauscht, so, daß jeder seinen Antheil auf einem einzigen Flecke beisammen hätte, so würde unser schönes Land vollends zum Paradies werden; weil alsdann ein jeder auf seinem Grunde und Boden hauen und bauen dürfte, wie er könnte und wollte; da hingegen jetzt ein Nachbar den andern hindert, und wegen der Brache alle drey Jahre unser ganzes schöne Land öde und unbenutzt liegt. In Preußen, wo der verstorbene wirthschaftliche König Friederich sich eine halbe Million nicht hat reuen lassen, diese nützliche Einrichtung in Gang zu bringen, da kennt man den Nutzen schon, den man davon hat. So gewiß es ist, daß diese Einrichtung nicht durchaus allgemein könnte gemacht werden, so gewiß ist es auch, daß sie an allen den Orten, wo dieß geschehen könnte, unaussprechlichen Vortheil bringen müßte.

Diese Einrichtung wäre also wirklich erwünschlich. Dazu gehören aber zwey nothwendige Stücke; der Befehl des Landesfürsten; denn ohne demselben

wird

wird man die Bauernköpfe nie unter einen Hut bringen; zweytens eine starke Summe Geldes aus der Kasse des Fürsten; denn ohne Geld kann der Bauer nichts unternehmen. Beyde diese Stücke müssen beisammen seyn. Der Befehl ohne Geld wird nicht befolgt, und das Geld ohne Befehl wird nicht gut angewendt. Solange diese zwey Stücke mangeln, solange werden den Bauern die Thaler und Dukaten gewiß nicht in den Sack fliegen, und solange dürfen wir allzeit sagen, daß der Kleebau besser aufm Papier steht, als auf unsern Wiesen und Feldern.

Warum es so viele verdorbene Bauern giebt.

Man muß sich recht verwundern, daß in einem gesegneten Lande, wo der Ackerbau die Hauptquelle aller Reichthümer ausmacht, der Bauernstand überhaupt genommen der ärmste und verachtetste Stand ist. Hört man den Bauer klagen, so wirft er alle Schuld auf Mißwachs, Schauer, Viehseuchen und vorzüglich auf die erschreckliche Menge Abgaben, die ihm noch mit jedem Jahre vergrössert werden.

Die Abgaben betreffend, kann man dem Bauer nicht allerdings Unrecht geben. Das ewige Geben versetzt ihn in eine Muthlosigkeit, daß er alle Arbeit scheut und liegen läßt, weil er sieht, daß er mit allem Schweiße und Fleiße seine Sachen doch nicht vorwärts bringen kann. Daraus entsteht dann die Unthätigkeit, oder wie mans aufm Lande nennt, die Faulkeit. Das ist die größte Pest im Lande. Der Bauer arbeitet nicht mehr und nicht weniger, als was er braucht, daß er nicht verhungere.

Der Bauer weiß, daß man ihn nur wie ein Lastvieh, und eine Dorfsgemeinde wie ein Spann Zugochsen betrachtet. Er hört oft in Städten und in

Gerichtsstuben in seine Ohren hinein: daß Gott den Bauer nur zum Esel erschaffen habe, und daß der Bauer unter den Geschöpfen nur ein Mittelding, nämlich halb Mensch halb Vieh, sey. Er sieht, und hat gesehen, und wirds vielleicht noch oft sehen müssen, daß man auf nichts anders ausgeht, als ihn von Jahr zu Jahr tiefer niederzudrücken, ihn den Lastthieren gleich zu machen, und ihm immer unbarmherziger das Blut auszusaugen; denn jedes neue Projekt ist ein Druck für den Bauer, und jede neue Einrichtung wird für ihn eine neue Geißel. Das sieht und empfindet der Bauer.

Der Bauer sieht, daß er alle Lasten tragen muß, und daß er von allen Vortheilen wenig oder gar nichts genießt. Er sieht, daß man ihm beinahe gar nichts mehr übrig läßt, als die Freyheit zu verhungern, oder zu sterben.

O wüßten unsre Fürsten, wie mühselig der größte Theil von Bauersleuten sein Leben zubringen muß, und wie sie nach den schwersten Arbeiten des Tages sich am Abende mit der elendsten Kost begnügen lassen: wahrlich, die Augen müßten ihnen übergehen, und das Herz müßte ihnen bluten, so oft sie diese Elenden daher kriechen sähen, ihre zahllosen Abgaben zu entrichten; unsre guten Fürsten würden mit eisernen Ruthen jeden Projektmacher peitschen lassen, der einen neuen Titel ersinnt, unter welchem dem Bauer eine neue Last aufgelegt wird; sie würden es nie zugeben, daß der erste, der wichtigste, und der zahlreichste Stand der Menschen, nämlich der Bauernstand, zum größten Schaden des Vaterlandes und des Fürsten am allermeisten belastet, und niedergedrückt würde; sie würden es nie zugeben, daß gerad der Bauernstand, der allein Geld ins Land bringt, und allen andern Ständen

das

das Brod ins Maul giebt, in der größten Armuth und Verachtung leben soll.

In diesem betrübten Zustande sieht der Bauer, daß er nach entrichteten Landesherrlichen Abgaben so vielen andern Foderungen der Soldaten, der Jäger, der Schergen, und der Landstreicher nicht gewachsen ist; er wird muthlos und niedergeschlagen, und läßt zuletzt alles gehen, wies geht. Es freut ihn keine Arbeit mehr, und er verachtet sich selbst; weil er sieht, daß er von allen Seiten verachtet wird. Er ist wohl zufrieden, wenn er, vom Schergen ungeschoren, sein täglich Brod essen darf, und zählt das Jahr schon unter die gesegneten, wo kein Pfenning verloren, und keiner gewonnen ist worden. Sollten ihm aber ohngefähr ein paar Gulden am besten bleiben, so geht er mit Freuden damit wallfahrten, läßt bei dem sogenannten wunderthätigen Gnadenbilde eine heilige Messe lesen, und legt den Rest in Stock.

Das mag nun alles dazu helfen, daß der Bauer verderben muß. Aber dem ungeachtet halte ich dafür, daß am öftesten auch der Bauer selbst an seinem Verderben schuld ist. Schauer und Mißwachs geht nach und nach das ganze Land durch: und die Abgaben erstrecken sich alle Jahre über das ganze Land. Wären diese die einzigen Ursachen des Verderbens, so müßten alle Bauern im ganzen Lande längst verdorben seyn, oder gewiß mit nächstem verderben. Das ist aber nie geschehen, und geschieht auch nicht. Ich will nicht läugnen, daß natürliche Unglücksfälle, und die schweren Abgaben den ersten Stoß zum Verderben geben, aber den letzten Stoß giebt der Bauer fast allemal sich selbst. Man gehe das Land aus und ein, so wird man unter zehn verdorbenen Häusern, sowohl in Städten als aufm Lande, gewiß neune finden, wo die erste Ursache des Verderbens entweder am Hauswirthe oder

an der Hauswirthin, oder an allen beyden liegt: und auf den Dörfern wird man finden, daß allemal der Bauer oder die Bäuerinn an ihrem Unglücke die meiste Schuld haben. Man frage nur recht nach, und untersuche den Grund der Sache, so wird man finden, daß entweder der Unverstand, oder der Leichtsinn, oder der Aberglaube, oder die Schleckerey, oder das Saufen, oder das Spielen, oder die Ueppigkeit in Kleidern, oder der Pracht im Bauen, oder endlich die Faulheit die wahre Ursache des Verderbens sind.

Was dabei am schlimmsten ist, so denken solche Hauswirthe Jahr aus Jahr ein an die grosse Verantwortung nicht, die sie sich vor Gott machen, wenn sie durch schlimme Hauswirthschaft sich selbst und viele andere ins Elend bringen. Keine Sünde achtet man weniger, als das Uebelhausen: und vielleicht, wenn man die Sache recht beim Lichte betrachtet, ist keine Sünde gröſſer, und nnverantwortlicher, als eben diese. Einer, der durch Faulheit, durch Trinken, durch Spielen, durch Lust zum Schießen, oder Roßrennen sein Hauswesen krebsgängig macht, denkt gemeiniglich nur auf sich selbst, und glaubt, er sey allein, der dadurch unglücklich wird. An die armen Kinder denkt er nicht. Die, die sind zu bedauern.

Diese werden gemeiniglich auferzogen, wie das liebe Vieh im Stalle. Man giebt ihnen oft weder zu nagen noch zu beißen, kein ehrliches Kleid am Leibe, und zum Bette kaum einen Strohsack. Sie gewöhnen sich nach und nach aus Noth an das Bettlen, und man weiß wohl, was für Sünden und Laster man bei diesem schandvollen Handwerke zu lernen pflegt. Die Söhne und Töchter wachsen heran. Sie sehnen sich nach dem Ehestande, und, weil die lüderlichen Eltern ihnen zum Heirathgut nichts geben können, als Armuth und Noth, so verkaufen sie frühzeitig ihre

Scham-

Schamhaftigkeit und Ehre an den nächsten besten Schleppsack, und bevölkern so das Vaterland mit neuen Bettelleuten, mit Hurenpack und Diebswaare. Das alles hätten die Eltern verhindern können, wenn sie gewissenhafter und sparsamer hätten wirthschaften wollen.

Es ist nichts seltsames, daß ein Haus, wo man vor zwanzig, oder dreyßig Jahren noch baares Geld und Reichthum gefunden hat, durch üble Wirthschaft zu einer Bettelfamilie wird. Da läßt man dann freylich solche Uebelhauser noch eine Zeitlang fortfretten. Aber endlich greift die Obrigkeit zu, Haus und Hof wird vergandtet, die alten lüderlichen Wirthschafter müssen auf und davon, und die unschuldigen armen Kinder werden ganz ihres väterlichen Erbgutes beraubt, und zum leidigen Betteln angewiesen. Wie muß es solche Kinder schmerzen, wenn sie Haus und Hof verlassen, alles einem fremden Menschen übergeben, und überall im Elende herumziehen müssen! Wenn sie bei einem Grundstücke vorbeigehen und denken: das ist auch einmal unser gewesen! O da muß ja eine jede solche Thräne, die aus ihrem Auge fällt, die lüderlichen Eltern bei Gott anklagen, und um Rache schreyen! Daher hört man oft mit Entsetzen, wie solche unglückselige Kinder in der Bitterkeit ihres Herzens ihre eignen Eltern verwünschen, und ihnen noch ins kalte Grab den Fluch nachschicken.

Eltern! bedenket doch die schwere Last dieser Verantwortung!

Es wird wenig Menschen geben, die in ihrem Leben ein pur lauteres Glück genossen haben. Mit Glück und Unglück muß man hausen. Auch Wendelin hat theils gute, theils schlimme Jahre erlebt; über seine Aecker ist viel Segen, aber auch einigemal der Schauer gegangen. Mißwachs und Schneedruck, Reif und Mihlthau haben ihn so wenig verschont als andere.

Aber darum riß er sich nicht die Haare aus dem Kopfe. Er wußte wohl, daß man die bösen Jahre mit den guten vermischen muß; denn wenn schon zuweilen ein Unglück einreißt, so ist darum dem Himmel der Boden nicht aus, und man verdirbt auch nicht gleich. Weil Wendelin von Jugend auf zur Arbeit, Sparsamkeit und Ordnung gewöhnt war, so hatte er die Last des Mangels allemal weit weniger empfunden, und sich weit geschwinder erholt als andere, die in guten Jahren das meiste durchgethan, und in schlimmen Zeiten nichts mehr zuzusetzen hatten.

Oft thun einige den thörichten Wunsch und sagen: jetzt möchte ich etliche tausend Thaler haben, oder so und so reich seyn! Aber dabei versäumen sie sich selbst, vernachläßigen ihre Berufsarbeit, und thun just das Widerspiel vom Reichwerden. Da wird Gott kein Wunder thun. Der Mensch muß allzeit so klug und vorsichtig handeln, als wenn alles von ihm selbst abhienge, und als wenn Gott uns nichts geben wollte, als blos durch unser Zuthun. Das meiste Glück liegt in unsrer Hand. Wer sich auf ungefähres Glück verläßt, der ist verlassen. Wer aber keinen Fleiß spart, und sein Mögliches thut, der erspart sich tausend Uebel, und macht sich unfehlbar glücklich. Es heißt: **Wie mans treibt, so hat mans, und wie man sich das Bett macht, so liegt man.**

Wendels Vater und Stiefmutter hatten ein ehrenvolles Alter erreicht, und den grossen Trost mit sich ins Grab genommen, daß sie ihre Kinder nicht nur zur Arbeit, Mäßigkeit und guten Sitten erzogen, sondern auch alle vor ihrem Ende gut versorgt gesehen hatten.

Auch Wendels Schwiegervater war indeß gestorben. Er hatte bis an sein Ende nie eine Klage über Wendelin gehabt. Er sagte oft, daß er von seiner eignen Tochter nicht hätte verlangen können, was er von

seinem Schwiegersohne empfangen hatte. Solang er arbeiten konnte, that ers: und dadurch hatte man im Anfange der Haushaltung manchen Taglöhner erspart, welches angehenden Hauswirthen ganz wohl thut. Nach und nach aber, da der Mann immer mehr von Kräften kam, mahnte Wendel ihn oft von der Arbeit ab, und hieß ihn zur Ruhe sich begeben; weil indeß die Kinder selbst schon herangewachsen waren, und die meisten Arbeiten verrichten konnten.

Das war dann eine Lust anzusehen, wie in Wendelins Hause sich alles regte und bewegte, und wie alles nicht nur ohne Zank und Greinen, sondern auch ohne besondern Befehl mit Lust und Freude an seine Arbeit gieng. Wendel war aber auch der Mann, der nicht nur alle Arbeit selbst verstund, sondern auch wußte, was und wie viel er einem jeden auflegen dürfte. In seinem Hause war weder Kind noch Dienstbot mit Arbeit überladen. Er sagte: „Mit Gotteshilfe und mit unserm Fleiße werden wir alles gut hereinbringen. Uebereilte und überspannte Arbeit bringt keinen Nutzen. Ich bin selbst Dienstbot gewesen; ich weiß, was Dienstboten wohl thut.“ Das muß aber auch wahr seyn, in Wendels Hause konnte man kaum unterscheiden, was Kinder, oder was Dienstboten wären.

Die Dienstboten behielt Wendel nur solange, bis seine Kinder heranwuchsen, und alle Feldarbeit selbst versehen konnten. Von dieser Zeit an kaufte er ein Stück Land um das andere, und setzte eines nach dem andern in bessern Stand. Auf solche Weise kam die Wirthschaft von Tag zu Tag auf bessern Fuß, und im Vermögen, welches sich stets vermehrte, sah man den Segen Gottes augenscheinlich.

Wendels Frau war die beste Hauswirthin weit herum. Sie hat auf alle Schritte und Tritte gemerkt,

die in ihrem Hause geschahen, und dadurch wurde viel Böses verhütet. Ihr Brod hat sie nicht müssig gegessen; denn im Nothfalle war ihr keine Arbeit zu schwer, keine zu schlecht. Wie ihr Reichthum und Vermögen zugenommen hatte, so kleidete sie sich darum nicht kostbarer als zuvor; sie war nicht stolz oder praleriſch; sie verachtete ihre Nachbarinnen nicht, die nicht so gewerbig und arbeitsam waren, wie sie: sie sprach von jedermann Gutes, und war auch für die Armen eine gute liebe Mutter. Wenn man ihr bisweilen sagte, daß sie gegen die Armen gar zu gut und allzu freygebig wäre, so sagte sie: es ist nicht zuviel, was ich gebe; ich gebe nur einen kleinen Zins für den grossen Segen, den Gott uns gegeben hat.

Auch Wendelin war kein Geitzhals, der alles zusammenscharrte. Er war der festesten Meinung: wenn Gott eine Hauswirthschaft besonders segnet, so geschehe es nur deswegen, damit man die christliche Liebe gegen Arme und Nothleidende mehr ausüben solle; und das that er auch redlich.

Wer es ihm nachthut, der kann versichert seyn, daß Gott ihn auch redlich segnen werde. Wendelins tägliches Dichten und Trachten gieng just nicht aufs Reichwerden; sondern nur, wie er jede Sache am besten und geschicktesten einrichten könnte, daß es Gott wohlgefalle, und daß die Menschen Freude und Nutzen davon hätten. Da kam dann der Segen Gottes von sich selbst, und Wendelin bleibt noch nach hundert Jahren in diesem Dorfe, und in der ganzen Nachbarschaft als ein Mann von wahrer Gottesfurcht und Tugend, als ein Vater von den fleißigsten, und wohlerzogensten Kindern, und endlich als ein Bauer von unermüdetem Fleiße und kluger Hauswirthschaft im gesegneten Angedenken.

Aus-

Auszug

aus Herrn Johann Friedrich Mayers

Katechismus

des

Feldbaues.

Für den baierischen Landmann umgearbeitet,

von

Tit. Herrn Professor Schrank zu Ingolstadt.

Vorbericht.

Der Auszug der Schrift, vor welcher dieser Vorbericht steht, ist dem platten Landmanne, nicht den Gelehrten, gewidmet. Man hat daher auf keine Frage zu antworten, die er nicht vorbringt. Er fragt nicht, warum man nicht lieber ein neues Buch geschrieben habe, statt ein altes, aber brauchbares, für ihn brauchbarer zu machen; warum man hier Zusätze gemacht, dort etwas ausgelassen, an einem andern Orte etwas abgeändert habe; man hat daher keinen Beweggrund, sich darüber zu rechtfertigen. Genug, wenn ihm die vorgetragenen Lehren einleuchten, und behagen.

Vom Feldbaue überhaupt.

Frage: Woraus bestehen alle körperlichen Dinge des ganzen Erdbodens?

Antwort: Aus Wasser, Salz, Oel und Erde.

Fr. Wie kann man dieses erweisen?

Antw. Wenn man dieselben zerlegt, auflöst, und ihre Theile von einander absöndert.

Fr. Wie geschieht dieses?

Antw. Auf mancherley Weise: durchs Wasser oder Feuer, durchs Auspressen, oder durch das Verfaulen. Als z. B. 1) wenn man ein Gewächs zerstößt und auspreßt, so bekömmt man einen wässerichten Saft; 2) wenn man den Saamen, wie gewöhnlich ist, auf der Oelmühle bearbeitet, so bekömmt man ein Oel; 3) brennt man ein Gewächs zu Asche, und lauget diese Asche aus, siedet die Lauge ein, so bekömmt man ein Salz; 4) läßt man aber eine Pflanze verfaulen, so bleibt eine Erde zurück.

Fr. Haben aber alle Gewächse so viel von jedem dieser Bestandtheile in sich als die andern?

Antw. Nein, solches beweist 1) ihr Geruch, 2) ihr verschiedener Geschmack, 3) ihre verschiedenen Farben, 4) ihre Auflösung selbst, da man von einem Gewächse dieses oder jenes mehr, als aus dem andern, erhält.

Fr. Woher kömmt denn dieser verschiedene Geruch und Geschmack?

Antw.

Antw. Entweder 1) aus der Verschiedenheit der Salze und Oele selbst; 2) oder aus ihrer verschiedenen Zusammenmischung der Vielheit nach, 3) oder aus beyden zugleich.

Fr. Was ist aber Schuld daran, daß eine Pflanze diese, eine andere jene Theilchen in dieser und jener Menge einnimmt und besitzt?

Antw. Der verschiedene innere Bau der Pflanze, welcher von Gott in dieser Pflanze so, und anders in jener gemacht ist. Z. B. ein Baum, welcher andere Zweige aufgepelzt erhält, giebt Obst von einer andern Grösse, von einem andern Geschmacke und Geruche.

Fr. Wenn alle Gewächse aus Wasser, Salz, und feiner Erde bestehen, was müssen sie also im Wachsen angezogen haben?

Antw. Nur Wasser, Salz, Oel, und feine Erde.

Fr. Woher erhalten sie aber solche?

Antw. Von allen andern körperlichen Dingen, weil alle andre Körper auch aus den nämlichen vier Theilen bestehen.

Fr. Aber können sie von einem Körper so viel dieser Bestandtheile erhalten, als von dem andern?

Antw. Nein; weil immer ein Körper mehr oder weniger von diesem oder jenem Bestandtheile besitzt, so kann ihnen auch nicht einer so viel geben als der andere.

Fr. Wenn die Gewächse aber von andern Körpern immerhin nach und nach mehrere solche Bestandtheile erhalten, was muß in ihnen nothwendig entstehen?

Antw. Sie müssen dadurch in die Länge und Breite ausgedehnt werden, das ist, sie müssen wachsen.

Fr. Wenn also die Gewächse wachsen sollen, was muß man thun?

Antw. Man muß suchen, es dahin zu bringen, daß sie von andern Körpern ihre Bestandtheile nach und nach zu sich nehmen können.

Fr.

Fr. Wie geschieht aber dieses?

Antw. Es geschieht 1) durch die Natur oder Beschaffenheit der Gewächse selbst, da sie eine anziehende Kraft haben, durch die sie das, was außer ihnen ist, ansaugen; 2) durch die Luft, die solche Bestandtheile, die sie bedürfen, enthält, und an sie abgiebt; 3) durch unsere Beihilfe, Arbeit, Kunst, und unsern auf sie verwendeten Fleiß, da wir ihnen die Bestandtheile zum Ansaugen aus andern Körpern darbieten.

Fr. Wie sind denn also die Gewächse ihrer Natur nach beschaffen?

Antw. 1) Ein Gewächs kömmt ursprünglich aus dem Saamenkorne, 2) dann wächst es in ein Gras oder Kraut, und 3) erzeugt und trägt es endlich selbst wieder Saamen.

Fr. Wie ist denn das Saamenkorn beschaffen?

Antw. Bei dem Saamen finden wir, 1) daß es außen eine Schelfe oder Schale, 2) innerhalb dieser aber ein mehlichtes Wesen habe, 3) zwischen diesem endlich der Anfang des Gewächses, ganz klein, mit Blättern, Stengel, und Wurzel daliegen.

Fr. Wenn ein Gewächs aus diesem Saamenkorne werden soll, wie geht es zu?

Antw. 1) Wird die Schale weich, und springt nach und nach auf, weil das mehlichte Wesen durch die Feuchtigkeit aufschwillt; 2) die kleine Wurzel verlängert sich, und geht gerade in die Erde. 3) Der Stengel und das Blatt entwickeln sich gleichfalls nach und nach, und steigen in die Höhe; 4) das Mehl aber zieht diese Theile nach und nach an sich.

Fr. Wenn nun aber das Mehlichte aus dem Saamenkorne in die Pflanze übergegangen ist, woher bekömmt sie denn die weitern Bestandtheile, daß sie noch grösser wachsen und Saamen tragen kann?

Antw.

Antw. Die Pflanze erhält ihre weitern Bestandtheile von daher, wo sie sich befinden; entweder 1) aus dem Erdboden, worauf sie geflanzet ist, oder 2) aus der Luft, wo sich der Stengel und die Blätter befinden, oder 3) aus dem Boden und aus der Luft zugleich.

Fr. Woraus erhellet es, daß die Gewächse ihre Bestandtheile aus der Luft, und aus der Erde erhalten?

Antw. Daß sie ihre Nahrung erhalten 1) aus dem Boden; solches ist daher klar, weil, sobald der Boden mit Wasser begossen wird, der ganz welke Stock des Gewächses grünt, sich in allen Zweigen füllt, und frech dasteht: der aber, wenn der Boden abtrocknet, wieder nach und nach verwelkt; 2) aus der Luft, solches ist daraus zu ersehen, weil 1) kein Saame keimt, wo er keinen Zugang von der Luft hat; so wird z. B. das Getreid in einigen Orten unter der Erde viele Jahre verwahret, ohne daß es keimt; 2) weil auch einige Gewächse, in die Luft gehängt, wachsen, z. B. Zwiebeln.

Fr. Wie geht aber dieses zu, daß die Gewächse ihre Bestandtheile aus der Luft und Erde anziehen?

Antw. Also, alle Pflanzen haben auf ihren Wurzeln, Stielen, und Blättern unendlich viele und kleine Löchlein, welche nicht mit bloßen Augen, aber durch das Vergrösserungsglas deutlich gesehen werden, wodurch diese Bestandtheile in sie hineindringen können.

Fr. Wie müssen denn also diese Bestandtheile der Pflanzen beschaffen seyn, wenn sie in diese Löchlein hineingehen sollten?

Antw. Noch kleiner, als diese unendlich kleinen Löchlein.

Fr. Wie werden die Bestandtheile der Pflanzen, nämlich Oel, Salz, Erde, also verfeinert und klein gemacht?

Antw.

Antw. Das geschieht allein durch die Wirkungen der Natur, des Feuers, und des Wassers, welche diese Dinge auflösen, und in ungemein kleine Theile vertheilen, dabei sie sich mit dem Wasser verbinden, und sodann in die Pflanzen eingehen.

Fr. Aber wie kann denn Wasser und Oel sich verbinden?

Antw. Solches geschieht durch das Salz; denn wenn man Oel, Wasser und Salz mit einander abreibt, so werden sie einander annehmen, und sich mit einander verbinden.

Fr. Wenn auch dieses Wasser in die kleinen Löchlein eindringt, wie kann es denn in die Pflanzen aufsteigen?

Antw. Alle Pflanzen bestehen aus eben so viel, und so ungemein kleinen Röhren, als sie Löchlein haben, durch diese kleinen Röhre steigt das Wasser in die Pflanze, nachdem es zuvor in der Erde in einem Dunste aufgelöset worden.

Fr. Bleibt dieses Wasser alles in der Pflanze?

Antw. Nein, alle diese kleinen Röhre werden zwar immer enger, je höher sie werden, bleiben aber doch nicht nur unten, sondern auch oben, offen; durch diese obern Oeffnungen dünsten sie dann gar vieles wieder weg, wie dieß das Thau beweiset.

Fr. Was ist das Thau?

Antw. Das Thau ist dasjenige feine Pflanzenwasser, welches, wenn es bei Tage warm gewesen, von den Pflanzen und der Erde in die Luft übergeht; weil nun des Abends die Luft eher kühle wird, als die Erde und die Pflanzen, so dünsten diese doch fort; diese Dünste verdicken sich aber in der schon kältern Luft, und fallen wieder in wässerichter Gestalt zurück, oder bleiben gleich an den Pflanzen als Wassertropfen hangen.

Fr. Woher kann es erfahren werden, daß das Thau ein Wasser ist, so aus den Pflanzen und der Erde herausgeht?

Antw. Wenn man des Tages, da alles abgetrocknet ist, einen Hafen auf den Grasboden stürzet, und ihn über Nacht so stehen läßt, so wird man früh Morgens, wenn man ihn wegnimmt, die Stelle, die er bedeckte, mehr naß und bethauet finden, als eine andere, die nicht bedeckt war; welches genugsam zeiget, daß das Thau nicht von oben herab, sondern von unten aus der Erde, und den Pflanzen herauskomme.

Fr. Wenn also das Wasser aus den Pflanzen wieder weggeht, so haben sie ja keine Nahrung von ihm, und können nicht durch dasselbe ernährt werden und wachsen?

Antw. Das können sie gleichwohl, denn es geht nur das Allerfeinste weg: die Salze, Oele und Erdentheile aber, und sogar ein grosser Theil Wasser, bleiben zurück, und setzen sich in der Pflanze an.

Fr. Aber da die Salze und Oele auch sehr fein sind, sollten diese nicht auch weggehen können?

Antw. Ja, wenn die Hitze des Tages sehr groß gewesen ist, werden sie davon auch mit herausgetrieben; daher hat manchmal das Thau einen Geruch und Geschmack an sich, und verschiedene Theile der Pflanzen werden von den austretenden Oelen klebricht.

Fr. Wenn also das Thau und die Ausdünstung Wasser, Salz und Oel aus der Erde wegführt, so muß ja die Erde endlich alles Wasser, Salz und Oel verlieren?

Antw. Ja, aber sie kommen ihr durch Regen und Sonne, und das Thau selbst wieder zu.

Fr. Da aber die Pflanzen selbst vieles Oel und Salz einschlucken, so muß ihr doch vieles entgehen?

Antw.

Antw. Ja allerdings; aber nur so viel Oel und Salz, als die darauf stehenden Pflanzen angenommen haben.

Fr. Kann eine solche Erde also gleichwohl noch Pflanzen ernähren?

Antw. Ja freylich; solche nämlich, derer Wurzeln entweder tiefer, oder nicht so tief, dringen, als die Wurzeln der vorigen; oder solche, die nicht so viel dieser Bestandtheile vonnöthen haben.

Fr. Können also die einmal gesäeten Pflanzen auf demselben Acker nicht wiederum gesäet werden?

Antw. Ja; aber erst nach einigen Jahren.

Fr. Warum das?

Antw. Weil die Erde die Bestandtheile, die sie ausgesogen haben, nach und nach wiederum aus der Luft, und durch andere Wege erhält.

Fr. Was folgt also daraus?

Antw. Man muß beim Feldbaue nicht alle Jahre einerley Früchte auf eben denselben Grund säen oder anbauen, sondern auf solchem mit andern Gewächsen abwechseln.

Fr. Wie viele Jahre muß man aber auf dem Acker aussetzen, ehe man die nämliche Frucht, die man schon einmal da angebauet hatte, wieder anbauet?

Antw. Je längere Zeit, oder je mehrere Jahre man aussetzet, je besser ist es; 3 bis 6 Jahre.

Fr. Aber bestättiget auch das die Erfahrung, daß eine Frucht, alle Jahre auf eben demselben Felde gebauet, nicht mehr gedeihet, oder doch nach und nach immer schlechter geräth?

Antw. Allerdings: das kann man mit Lein, mit Weizen, mit Hülsenfrüchten, als Erbsen u. d. gl. erproben. Nehmet Erde in einen Topf, leget Erbsen darein; wenn diese eine Hand lang gewachsen sind,

so reißet sie aus, und säet, so oft ihr wollet, andere Erbsen darein, es wird am Ende kaum eine mehr keimen, welches aber eine andere Frucht darein gesäet, thun, und schön fortwachsen wird.

Fr. Warum kann also nach etlichen Jahren wieder die Frucht da wachsen, deren Bestandtheile doch schon vorher ausgesogen waren?

Antw. Weil die Erde indessen wiederum so viele Bestandtheile aus der Luft gesammelt, und so viele Bearbeitung erhalten hat, als diese Frucht eben fodert.

Fr. Es scheint also, daß nur das Oel und das Salz mit dem Wasser die Bestandtheile der Pflanzen ausmachen, und daß die Erde selbst, darinn sie stehen, sie nicht nähre?

Antw. Für sich allein betrachtet, nährt die Erde die Pflanzen sehr wenig, oder gar nicht, das sieht man aus folgenden Erfahrungen: 1) der Saamen, den man in Moos, Heu, Lumpen, oder klein geschnittenes Papier, oder wohin man will, säet, und fleißig begießt, wächst auch ohne Erde schön auf. 2) Der Saamen in der Erde, die dürre ist, und nicht begossen wird, keimt nicht einmal. 3) Man nahm Erde, die man ganz gedörret hatte, man wog sie ab, setzte eine Weide, oder eine Felberstaude, die man ebenfalls abwog, in dieselbige, und nachdem sie etliche Jahre hindurch groß gewachsen war, da man sie in dieser Zeit immer begossen hatte, nahm man sie heraus, und befand, daß sie um viele Pfunde zugenommen, die Erde aber um kein Loth abgenommen hatte. Welches deutlich beweist, daß sie alle ihre Bestandtheile vom Wasser erhalten habe.

Fr. Was thut also die Erde beim Feldbaue?

Anw. Sie bewahret die Bestandtheile, die sie durch das Wasser und andere Wege erhalten hat,

in sich auf, und reichet sie den Pflanzen zur Nahrung dar.

Fr. Wenn die Erde den Pflanzen diese Bestandtheile darreichen soll, wie muß sie beschaffen seyn?

Antw. 1) Sie muß die Bestandtheile der Pflanzennahrung gern, in vollem und richtigem Maaße anzunehmen im Stande seyn; 2) sie muß sie lange in richtigem Maße behalten können; 3) sie muß sie den Pflanzen in richtigem Maße zu übergeben vermögen.

Fr. Müssen die Bestandtheile der Pflanzen in gleichem Maße gemischt seyn?

Antw. Nein; denn ein Gewächs bedarf und liebt ein grösseres Maß dieser oder jener Bestandtheile, als das andere, z. B. der Reis, die Melonen und Kürbisse, lieben viel Wasser; einige andere Pflanzen, die aber bei uns mit Vortheil nicht gebaut werden können, viel Salz.

Fr. Wie muß also eine Erde beschaffen seyn, damit sie die Bestandtheile der Pflanzennahrung gern annehme, lange behalte, und den Pflanzen gehörig mittheile?

Antw. Sie muß 1) gehörig schwer seyn, weil sonst das Wasser geschwind abfließt, und die Wurzeln nicht genugsam haften können; 2) aber auch gehörig locker seyn, weil sonst die Wurzeln sich nicht weit und tief genug ausbreiten können, auch das Wasser zu lange stehen bleiben, und Fäulniß hervorbringen würde.

Fr. Ist es denn nöthig, daß sich die Wurzeln weit und tief ausbreiten?

Antw. Freylich wohl; denn je mehr sie durchkriechen, je mehr Nahrung finden sie, die sie anziehen können; denn in mehr Erde stecken allemal mehr nährende Theile, als in wenigerer Erde von eben der Art.

Fr. Sind denn alle Erdarten von Natur so, wie sie seyn sollten, wenn wir uns von ihnen vollkommenen Wachsthum der Feldfrüchte versprechen wollen?

Antw. Einige sind wohl so von Natur, andere aber nicht.

Fr. Wo steckt also der Fehler bei denen, die nicht so sind?

Antw. Entweder darinn, daß sie zu schwer oder zu locker sind, oder es fehlen alle Bestandtheile der Pflanzennahrung.

Fr. Wie muß man thun, wenn die Erde zu schwer, oder aber zu locker ist?

Antw. Man muß auf die zu schwere Erde eine lockere, oder auf die zu lockere eine schwere aufführen, und sie so miteinander vermischen.

Fr. Was muß man aber thun, wenn einem Felde alle Bestandtheile der Pflanzennahrung fehlen, das ist, wenn es zu mager ist?

Antw. Man muß einen Körper aussuchen, welcher von Natur recht viele Bestandtheile der Pflanzen, nämlich Oel und Salz in sich hat, und solchen mit dem schon zubereiteten Felde mischen. In dessen Ermanglung kann man bei gewissen Umständen auch einen solchen Körper auf das Feld bringen, welcher die Bestandtheile aus der Luft recht vorzüglich anzieht.

Fr. Welche Körper sind denn die, welche vor andern Körpern recht viele Bestandtheile der Pflanzen enthalten?

Antw Die verfaulten Theile und Auswürfe aller lebenden Geschöpfe.

Fr. Wie vielerley dergleichen lebendige Geschöpfe giebt es?

Antw. 1) Die Pflanzen selbst; 2) die Thiere.

Fr.

Fr. Warum sollten denn die verfaulten Theile und Auswürfe der Thiere und Pflanzen sonderlich gut seyn, ein Land fruchtbar zu machen?

Antw. 1) Wo diese Dinge in Verwesung gehen, da erzeugt sich häufiges Salz, welches man daraus sieht, daß in Ställen und auf Gottesäckern so viel Salpeter (Saliter) anschießt, welcher ein wahres Salz ist. 2) Daß verfaulte Theile oder Auswürfe von Thieren und Pflanzen ölig seyn, sieht man schon daraus, weil sie schmierig aussehen und stinken; alle schmierigen Sachen aber, wie auch alle riechenden und stinkenden sind ölicht.

Fr. Sollte aber unter diesen Dingen kein Unterschied seyn, und eines die Erde fruchtbarer machen, als das andere?

Antw. Allerdings: dasjenige, welches mehrere solche Bestandtheile enthält, kann auch mehrere für die Pflanzen abgeben.

Fr. Welche unter diesen Geschöpfen enthalten denn die meisten dieser Bestandtheile?

Antw. Die Thiere; weil die Erfahrung lehrt, daß eben da, wo Thiere oder thierische Körper faulen, das meiste Salz anschießt, und die faulenden Thiere, und ihre Abgänge, weit schmieriger aussehen, als faulende Pflanzen.

Fr. Ist aber nicht unter den Pflanzen und Thierarten selbst wieder ein Unterschied?

Antw. Allerdings: denn eine Pflanze enthält mehr Bestandtheile, als die andere, und ein Thier mehr, als das andere.

Fr. Welche Thiere enthalten mehr Salz und Oel, als andere?

Antw. Die mehr Salz und körnichtes oder ölichtes Futter geniessen, und es besser verdauen, als andere.

Fr. Welche sind die?

Antw. Der Mensch, das Geflügel, das Mastvieh, und die Schafe.

Fr. Was folgt daraus?

Antw. So werden auch ihre Bestandtheile und natürlichen Auswürfe, Harn und Koth, eine bessere Nahrung für die Pflanzen abgeben.

Fr. Wie würden alle Auswürfe der lebendigen Thiere, in Absicht auf die Güte, der Ordnung nach zu stellen seyn?

Antw. In dieser Ordnung: 1) der Auswurf von Tauben, Vögeln und Hühnern; 2) vom Esel; 3) von Schafen; 4) vom Menschen; 5) vom Rindviehe: a) vom fetten, b) vom magern; 6) vom Pferde; 7) vom Schweine.

Fr. Wie müßte der Mist beschaffen seyn, der frühe düngen sollte?

Antw. Er müßte sich durch die Gährung leicht auflösen lassen.

Fr. Welcher Mist kann sich leicht auflösen?

Antw. Der Mist der Thiere, die ihre Speisen wohl kauen und verdauen.

Fr. Welches Vieh verdauet vor andern am besten?

Antw. 1) Alle, die ihre Fütterung wohl kauen und wiederkauen, z. B. die Schafe und das Rindvieh; 2) welche in ihren Verdauungsgefässen dazu ein besonderes natürliches Geschicke haben, z. B. die Tauben und Vögel, welche in ihrem Magen Sand, und kleine Kieselsteine zerreiben.

Fr. Wann können aber die Pflanzen und Thiere sammt ihren Auswürfen andere Gewächse düngen, oder ihnen zur Nahrung dienen?

Antw. Alsdann, wann sie in unendlich kleine Theile aufgelöst worden sind.

Fr.

Fr. Wodurch geschieht diese Auflösung?

Antw. Durch die Gährung, Moderung und Fäulung.

Fr. Was ist die Gährung?

Antw. Sie ist nichts anders, als eine Zertheilung eines Körpers in die allerfeinsten Theile durch den Beitritt eines andern Körpers.

Fr. Wie geht aber diese Gährung bei todten Pflanzen und Thieren, und ihren Auswürfen vor?

Antw. Jeder von diesen Körpern enthält Feuchtigkeiten, alkalische (das ist kalkartige) Salze und Oele. Die Feuchtigkeiten, und sogar ein Theil der flüchtigern Salze und Oele, gehen durch die Ausdünstung fort, und werden, weil der Körper todt ist, durch keine Nahrung weiter ersetzet; in die leeren Räume dringt aus der Luft Wasser, und ein Salz von einer ganz andern Natur ein, welches das alkalische Salz mächtig einsaugt, und in sich aufnimmt. Dadurch entsteht zwischen den Körpertheilen ein starkes Reiben, und endlich eine Wärme durch die in ihnen enthaltenen Feuertheile, welche beyde Dinge abermal das Ihrige beitragen, den Körper auseinander zu setzen, und in seine Bestandtheile aufzulösen. Ein Beispiel davon ist ein gährender Misthaufen.

Fr. Wo kann also diese Gährung vorgehen, und geschwinder erfolgen?

Antw. An der Luft, und in der Sonnenwärme.

Fr. Wenn die Sonnenwärme die Gährung befördert, so ist es ja recht gethan, wenn man den Mist frühzeitig aufs Feld führt, und ihn dort in kleinen Haufen liegen läßt, damit ihn die Sonne recht erwärmen könne?

Antw. Keineswegs; denn die Sonne, wenn sie unmittelbar auf einen faulenden Körper scheint,

trocknet ihn nur aus, und jagt gar alle Feuchtigkeiten und alles Oel samt einem grossen Theile des daran klebenden Salzes davon; daher dann nichts übrig bleibt, als eine todte wenig brauchbare Erde.

Fr. Was ist also der Dung?

Antw. Es ist nichts anders, als Wasser, Salz, Oel, und feine Erde, die durch die Gährung theils von einander getrennet, und weniger aneinander hangend gemacht, theils neu hervorgebracht worden sind; zugleich aber sind sie hinlänglich gemischt, und durch den Beitritt eines mehrern Wassers, und der Sonnenwärme geschickt, sich in seifenartige Dünste auflösen, welche eigentlich die Nahrung der Pflanzen ausmachen.

Fr. Auf was muß man also hauptsächlich bei dem Dünger sehen?

Antw. Darauf, daß man 1) solche Stücke dazu wähle, welche entweder am meisten Bestandtheile der Pflanzen enthalten, oder an der Luft anziehen; 2) diesen Dung unter die Erde bringe, damit seine Ausdünstung in die Luft dadurch gehindert werde, und seine Dünste in die auf ihm liegende Erde, und in die Pflanzen mehr übergehen; 3) wenn er mit der Erde wohl gemischt, und allenthalben hin auf dem Acker wohl vertheilet ist, damit er den Gewächsen überall nahe liege, daß man dann den Saamen aussäe, oder die Gewächse aufpflanze.

Fr. Wird man auf ein Feld so viel Dung brauchen, als auf das andere?

Antw. Nein, denn das Feld, so seine gehörige Fettigkeit erhalten hat, bedarf des Dunges nicht so viel, als ein anderes, weil es aus der Luft schon viel nährende Theile anzieht, und sie besser in sich bewahret.

Fr.

Fr. Bedarf man von dem einen Dunge so viel, als von dem andern?

Antw. Nein, man bedarf des bessern nicht so viel als des schlechtern, weil jener mehr Bestandtheile der Pflanzen enthält, als dieser.

Fr. Bedarf man zu einem Gewächse so viel Dung, als zu dem andern?

Antw. Nein, zu dem nicht so viel, das nicht so viel Bestandtheile zur Nahrung nöthig hat, als zu dem, das derselben eine größere Menge bedarf.

Fr. Düngt eine Düngart schneller, als die andere?

Antw. Ja, weil sich eine eher durch die Gährung auflöst, als die andere.

Fr. Welche Dungart löst sich geschwinder, welche löst sich langsamer auf?

Antw. Der Dung, dessen Theile mehr verbunden sind, löst sich langsamer: und der, dessen Theile minder fest verbunden sind, löst sich schneller auf: z. B. der Mist der Thiere, die wohl verdauen, wie der Mensch und das Rindvieh, kömmt schon halb verfault von ihnen, ist also schon mehr aufgelöst, als der Pferdemist, in welchem sich noch ganze unversehrte Strohtheile oder Haberkörner befinden; daher auch der erste sich schneller zu einem brauchbaren Dunge verwandeln wird, als der letzte.

Fr. Wenn man also von einem Dunge beyde Vortheile ziehen will, daß er nämlich bald und auch anhaltend düngen soll, was muß man bei der Zubereitung des Dunges beobachten?

Antw. Daß man die zweyerley Dungsorten zusammen mische, deren die eine sich bald, und die andere aber langsam und spät auflöset.

Fr. Wenn man eine Mist- oder Dungstätte anlegen wollte, wo müßte diese angeleget werden?

Antw.

Antw. Die Miststätte selbst müßte der Sonne entweder gar nicht, oder doch nicht der heissesten Tageszeit, ausgesetzet, folglich entweder gegen Mitternacht, oder gegen Morgen, angeleget; und von einem Gebäude wider die heissen Sonnenstrahlen gedeckt seyn.

Fr. Warum dieses?

Antw. Damit der Mist den Tag hindurch nicht zu sehr von der Sonnenhitze aller seiner Feuchtigkeiten beraubet werde, denn zu aller Fäulung gehört Feuchtigkeit; die Sonne führt aber sowohl diese, als auch die Oele, und die Salze fort.

Fr. Was hätte man auf die Miststätte zu bringen?

Antw. 1) Alle natürlichen Auswürfe von allen lebendigen Kreaturen, Koth und Harn; 2) alle anderen Bestandtheile ihres Körpers: Haare, Klauen, Hörner, Gebeine, Haut, Blut, ihr Fleisch endlich selbst; folglich, 3) zerhacktes altes Lederwerk, wollene alte Kleidungen, Hornspäne der Kammacher, Abgang in Roth- und Weisgerbereyen, den Ausguß aus der Küche, und dergleichen, 4) allerhand Gewächse: Stroh, Auskehricht, Laub, kleingehackte Tannen- Fichten- und Föhrenäste, Holz, und 5) alles, was davon herkömmt: Sägespänne (Sackkleyen), Asche, Asche der Wäscherinnen und der Seifensieder, Ruß aus dem Ofen und den Kaminen, Laugen, 6) alte Laimenwände, gelöschten Kalk, Gassenerde, Schlamm aus den Seen und Weihern, Salz, Gyps und andern Steinstaub. Dieses und noch mehr anderes wohl untereinander gemenget, und der Gährung überlassen, giebt den reichesten Dung.

Fr. Was bedürfen aber alle diese Dinge, wenn sie zusammen in eine Gährung gesetzt werden sollen?

Antw.

Antw. Wärme, Feuchtigkeit und Luft.

Fr. Wie wird also die Miststätte angelegt?

Antw. 1) Auf der Morgen- oder Mitternachtseite an einem Gebäude, das sie vor der Sonne schützet; 2) an freyer Luft; 3) so, daß eine Vertiefung den Mist faßt! 4) daß darauf der Harn des Viehes im Stalle auslaufen, aber 5) nicht leicht ungebraucht weglaufen kann.

Fr. Was hat man aber zu thun, wenn man die Miststätte auf der Morgen- oder Mitternachtseite nicht anbringen kann?

Antw. Dann soll man Bäume herumsetzen, die ihren Schatten darauf hinwerfen.

Fr. Wenn durch den Regen zu viel Wasser in die Miststätte einläuft, so muß es wieder auslaufen; was wird hier zu thun seyn?

Antw. Man muß entweder 1) dahin sehen, daß der Ablauf dieses sehr düngenden Wassers sich in eine Wiese ergieße, oder aber 2) man muß solches in Fässern auf Aecker und Wiesen führen, und es darauf hin und her ausgießen; 3) oder die Miststätte mit einem Dache versehen, welches man aufdecken, und bei anhaltendem vielen Regen wieder zudecken kann.

Fr. Wann kann diese Aufführung des Wassers geschehen?

Antw. 1) Auf Brachäcker allezeit, wann sie von Früchten leer sind; 2) auf die Wiesen aber nur bei regnerischem Wetter.

Fr. Warum auf die Wiese nur bei regnerischem Wetter?

Antw. Weil das Mistwasser, wenn es durch den Regen nicht gemildert wird, zu ätzend und zu scharf ist, und alles Gras samt den Wurzen wegfrißt.

Fr. Wie müssen die Fässer beschaffen seyn?

Antw.

Antw. Sie müssen ein grosses Spundloch haben, das etwa einen halben Schuh, oder darüber, weit ist; statt des Zapfens hat man einen hölzernen Hahn, unter demselben ist ein hölzernes grob ausgearbeitetes Kästlein angebracht, das allenthalben durchlöchert, und breiter als lang ist. Wenn man nun auf dem Orte ist, den man begiessen will, reibt man den Hahn auf, und das düngende Wasser rinnt bei allen diesen Löchern heraus.

Fr. Aber wie viel braucht man des Dunges zu einem Felde überhaupt?

Antw. So viel, als das Vieh, so von dem Felde gefüttert wird, und davon zu seinem genugsamen Unterhalte Fütterung haben kann, Dung macht.

Fr. Wie kann man solches alles richtig erweisen?

Antw. Also: so viel die Früchte oder das Gras, welches künftig auf dem Felde wachsen, und also auch künftig auf dem Felde gebaut werden soll, Bestandtheile bedarf, so viel haben die darauf erhaltenen, und dem Viehe zum Futter gegebenen Gewächse Bestandtheile enthalten; daher kann ich durch seinen Dung wieder so viel geben, als ich von dem Felde erhielt, und ich nun aufs neue von ihm wieder zu ärndten suche.

Fr. Allein das Vieh frißt doch nicht alles; die Menschen genießen auch vieles, es wird auch davon vieles verkauft, so, daß also nicht alle Bestandtheile der Pflanzen auf das Feld wieder zurückkommen, die man von ihm eingeärndtet hat?

Antw. 1) Was das Vieh nicht frißt, und welches der Mensch genießt, kömmt doch durch die Auswürfe des Menschen auch wieder auf das Feld zurück. 2) Von einem Felde muß man kein Stroh, Heu und dergleichen verkaufen, sondern es muß alles verfüttert werden, wenn man anders ein guter

Land-

Landwirth seyn will. 3) Sollte Korn und dergleichen verkauft werden, so kann man diesen Abgang durch allerhand andre Sachen gar leicht ersetzen.

Fr. Wodurch kann dieser Abgang dem Felde ersetzet werden?

Antw. 1) Wenn man von Dingen, die auf dem Felde nicht gewachsen sind, seinem Vieh einstreut, z. B. Tannen = Fichten = Föhren = Aeste, Laub, Sägespänne, und dergleichen. 2) Ersetzt die Natur durch Regen und Schnee aus der Luft dem Felde mehr wieder, als durch Verkaufung des Getreides abgeht.

Fr. Wie viel Vieh zum Dung bedarf also ein Landmann?

Antw. So viel er auf seinen Gärten, Aeckern und Wiesen, die er, im rechten Verhältnisse unter sich, besitzt, wohl und gut des Jahrs hindurch ernähren kann.

Fr. Welches ist das rechte Verhältniß zwischen Aeckern und Wiesen?

Antw. Dieses, wenn sich die Wiesen zu den Aeckern verhalten, wie 9 zu 21, das ist, wenn man neun Tagwerke Wiesen hat, so kann man auch 21 Tagwerke Aecker haben. — Jedoch läßt sich dieses nicht so genau bestimmen; denn wo der Boden schlecht ist, und erst durch den Dung gebessert werden muß, braucht man freylich mehr Wiesen, als man jetzt angegeben hat.

Fr. Wie viel bedarf man also an Feldern, Aeckern, Wiesen und Gärten?

Antw. 1) So viel, als man zum Unterhalte seines Viehes nöthig hat; ferner 2) zum Unterhalte seiner und der Seinigen bedarf, auch so viel man 3) mit den Seinigen hinlänglich genug bearbeiten kann, und 4) doch dabei etwas zurücklegen, und seine herrschaftlichen Abgaben bestreiten

kann,

kann, endlich 5) daß dadurch die Bevölkerung des Landes nicht gehindert wird.

Fr. Wie viel Land kann denn ein Landwirth bearbeiten?

Antw. Wenn er sein Feld mit seiner Hand allein bearbeiten soll, sehr wenig, und nicht so viel, daß er sich und die Seinigen ernähren kann.

Fr. Was bedarf also der Landwirth zum Beistande, um hinlänglich genug Feld für sich und die Seinigen bearbeiten zu können?

Antw. Beistand an Menschen und Vieh, denn die wenigsten seiner Arbeiten kann er ohne andere drey Mitarbeiter verrichten: er bedarf Jemand, der sein Haus mit Kochen, Waschen, Backen ꝛc. besorgt, Jemand, der ihm, wenn er z. B. den Wagen ladt, Heu und Garben hinauf giebt; und Jemand, der nachrechet, und das übrige auffammelt. Das erste thut das Weib, das zweyte und dritte der Knecht und Magd.

Fr. Wenn er Weib, und Knecht, und Magd hat, wie viel Viehes bedarf er?

Antw. Vier oder drey Ochsen zur Arbeit für sich und den Knecht, drey oder zwo Kühe zur Küche, vier oder drey Rinder zur Nachzucht, 15 oder 10 Schafe zur Kleidung.

Fr. Wie viel bedarf er dazu an Feldungen?

Antw. Wenn der Boden nicht schlecht ist, 21 oder 27 Morgen Aecker, 9 oder 12 Tagwerke Wiesen, den Morgen zu 256 Ruthen, und jede Ruthe zu 16 baierischen Schuhen gerechnet.

Fr. Warum sollten denn die Bauernhöfe nicht größer und erweiterter seyn können?

Antw. 1) Weil der Bauer bei solchen Höfen für sich und die Seinigen Unterhalt genug und satt findet, 2) weil man sieht, daß größere Höfe

nach-

nachläßig gebaut werden, welches der vermeinte Ueberfluß verursachet; 2) weil durch grössere Höfe die Bevölkerung des Landes gehindert und aufgehalten wird; weil da nur einer wohnt, wo zween in der Ehe leben und Kinder zeugen, und doch vollkommen gut leben, und Nutzen schaffen könnten.

Vom Ackerbau insonderheit.

Fr. Wie muß denn der Ackerbau bestellt werden, wenn er tüchtig bestellt seyn soll?

Antw. Also, daß der Acker so viel und gute Getreidsorten abwirft, als er nur nach seiner Grösse abwerfen kann.

Fr. Wenn man ihn also bestellen will, auf was hat man zu sehen?

Antw. Darauf 1) daß der Erdgrund zur Empfangung der Bestandtheile der Früchte recht tüchtig gemacht werde; 2) daß man solchem Erdgrunde die Bestandtheile der Früchte wirklich verschaffe, und daß er sie zur Nahrung der Pflanzen verschließe, und beständig richtig abgebe; 3) daß man in denjenigen Saamen einstreue, welcher der beste und nützlichste ist.

Fr. Wenn der Acker tüchtig gemacht werden soll, die nöthigen Bestandtheile zu empfangen, sie in sich zu verwahren, und solche den Pflanzen zur genugsamen Nahrung zu übergeben, wie muß er bearbeitet werden?

Antw. Man muß ihm 1) genugsame Erde, und diese 2) von einer richtigen und erforderlichen Schwere verschaffen.

Fr. Was heißt das: der Acker soll genugsam Erde haben.

Antw. Er soll so viel Erde der Tiefe nach haben, daß er 1) genug, und so viel Bestandtheile der Pflanzen in sich aufnehmen kann, als sie be-

dürfen; denn je mehr er Erde hat, je mehr solcher Bestandtheile können sich da anhängen, 2) daß er so tief Erde habe, als die Wurzeln der Pflanzen einschlagen; denn je mehr sie in die Erde lang auswachsen, je mehr können sie auch Bestandtheile von derselben einsaugen und erhalten.

Fr. Wie tief soll also ein Acker Boden haben und aufgeackert werden?

Antw. So tief, als die Wurzeln der Pflanzen, die man auf ihn säet, in den Boden einwurzeln. 1) Beim Getreide 3 bis 4 Zoll tief, 2) beim Wurzelwerke aber, nach ihrem natürlichen Wachsthume verhältnißmässig tiefer.

Fr. Allein, wenn man den Grund der Ackerfelder so tief aufackert, wird nicht unfruchtbare Erde hervorkommen?

Antw. 1) Bei guten Feldern, die tiefen, guten Erdgrund haben, wird keine unfruchtbare Erde hervorkommen; 2) bei schlechtern Feldern wird sie zwar hervorkommen, sie wird aber eben dadurch nach und nach in gute ausarten.

Fr. Wie wird aber ein hervorgeackerter schlechter Grund in gute Erde ausarten?

Antw. 1) Dadurch, daß die Luft ihn mit ihren Oelen und Salzen, durch Regen und Schnee durchdringt, und diese sich an ihn anhängen; 2) dadurch, daß die Luft, die sogar die härtesten Körper oft in kurzer Zeit in eine Erde verwandelt, einen solchen Grund locker, und eben dadurch fruchtbar macht; 3) durch den aufgeführten Dung, der mit ihm gemischt wird, und ihm noch mehr Oele und Salze mittheilet.

Fr. Soll denn die Auflockerung eines schweren unfruchtbaren Grundes so gar viel zur Fruchtbarkeit beitragen?

Antw.

Antw. Gewiß, denn je mehr sich die Wurzeln in die Erde ausbreiten können, desto mehr Nahrung saugen sie ein; je mehr Nahrung sie einsaugen, desto besser wächst die Pflanze.

Fr. Wäre es denn auch wohl gut, wenn man einen Acker, denn man besäen will, öfter, als es gewöhnlich ist, pflügte?

Antw. Freylich wohl, wenn die Lage des Ackers nicht zu abhängig ist, und es die übrigen Feldarbeiten erlauben.

Fr. Warum ist die Auflockerung nicht gut, wenn die Lage des Ackers abhängig ist?

Antw. Weil man in Gefahr wäre, daß die Regengüsse die so sehr aufgelockerte Erde wegführen möchten.

Fr. Hat man aber wohl eine Erfahrung, daß dieses öftere Pflügen vortheilhaft gewesen sey?

Antw. Allerdings, es giebt Bauern, die zu wenig Dung haben, ihre Aecker gehörig dungen zu können, sie haben aber eben so schönes Getreide, als ihre Nachbarn, blos weil sie noch einmal so oft, als ihre Nachbarn, pflügen, vieler anderer Beispiele nicht zu gedenken.

Fr. Wenn sich die Bestandtheile der Pflanzen in der Erde anhängen, darinn bewahret werden, den Pflanzen mitgetheilt, folglich die Pflanzen selbst in ihr versorget seyn sollen, wie muß sie beschaffen seyn?

Antw. Sie muß eine richtige Schwere haben; nicht zu schwer und nicht zu leicht seyn.

Fr. Wenn der Erdgrund zu schwer ist, was entstehet daraus?

Antw. 1) Kann die Luft mit ihren salzigten und ölichten Theilen mit dem Wasser nicht leicht eindringen. 2) Wenn sie eingedrungen sind,

so verweilet das Wasser zu lange, und wird schädlich. 3) Die Wurzeln können sich nicht gehörig ausbreiten, folglich die Bestandtheile der Pflanzen nicht genug anziehen.

Fr. Woher kömmt es also, daß mancher Acker zu naß und zu feucht ist?

Antw. Daher 1) weil sein Erdgrund zu zähe und zu schwer ist, oder wenn er auch leicht wäre, weil 2) unter der obern leichten Erde Thon (Degel) oder Letten liegt, der das Wasser nicht durchläßt.

Fr. Wie kann man ein Feld, so wegen dem unten liegenden Thone das Wasser nicht durchläßt, verbessern, und diesem Fehler sicher abhelfen?

Antw. 1) Kleine Beeten (Beifange) von 5 bis 6 Furchen gemacht, und diese Beeten 2) hoch aufgeschlagen, daß sie einen hohen Rücken bekommen. 3) Oft ist es auch genug, wenn man auf einen solchen Acker zerstossenen ungebrannten Gyps aufstreut, wofern er zu haben ist.

Fr. Wenn der Grund zu leicht ist, was folgt daraus?

Antw. 1) Die eingedrungenen Bestandtheile entkommen, und verdünsten wieder zu frühe; 2) die Wurzeln stehen zu wenig fest, und können die Bestandtheile nicht gehörig einsaugen. 3) Die Erde friert leicht auf, die Wurzel wird vom Regen ausgewaschen, und der Saame verkömmt, durch Frost, Regen und Wind.

Fr. Wie ist nun beyden Uebeln abzuhelfen?

Antw. Man muß beyde Erdarten mit einander mischen.

Fr. Welche Erde ist zu schwer?

Antw. Der Thon oder Letten (Laim, Degel).

Fr. Wie kennt man den Thon?

Antw. 1) Wenn er naß ist, ist er schmierig, und läßt sich in allerley Gestalten formen; 2) Wenn man diese Figuren trocken werden läßt, und in ein Feuer bringt, werden sie fest und gemeiniglich roth; 3) wenn man auf den trocknen Thon einen scharfen Eßig gießt, so bleibt er unverändert, als wenn man Wasser durchgegossen hätte.

Fr. Mit was soll man einen thonichten Grund vermischen.

Antw. Mit Kalkmergel, mit zerstossenem ungebrannten Gyps, mit Kalk, mit altem Mauerwerke.

Fr. Warum Kalkmergel? Giebt es mehrerley Mergel?

Antw. Es giebt allerdings mehrerley Mergel, nämlich Kalkmergel, Thonmergel und Sandmergel, wie nämlich entweder der Kalk oder der Thon, oder der Sand den größten Theil davon ausmacht.

Fr. Wie erkennt man den Mergel?

Antw. 1) Er zerfällt in der Luft; 2) Er braust mit scharfem Eßig auf; 3) Angefeuchtet ist er schmierig, läßt sich in allerley Figuren bilden; 4) in gemeinem Feuer wird er nur ein wenig fester.

Fr. Was hat der Mergel für eine Farbe?

Antw. Er hat allerley Farben, bald ist er blau, bald gelb, bald grau und so fort, aber auf die Farbe kömmts nicht an; wohl aber auf seine Bestandtheile, ob er mehr Kalk, oder mehr Thon habe.

Fr. Welcher Mergel ist der beste, der Kalkmergel oder der Thonmergel?

Antw. Auf einem zu leichten Grunde ist der Thonmergel, auf einem zu schweren aber der Kalkmergel zum anwendbarsten.

Fr. Wie kennt man es aber, ob man Kalkmergel oder Thonmergel habe.

Antw. Man kauft sich in der Apotheke um ein paar Kreuzer Scheidewasser, in dieses wirft man ein ganz kleines Bröcklein von dem Mergel, den man vor sich hat; löset es sich darinn so stark auf, daß nur der kleinste Theil davon zurückbleibt, so hat man einen Kalkmergel; löset sich aber nur wenig auf, so hat man Thonmergel.

Fr. Wie ist denn das Sprichwort zu verstehen: Der Mergel macht reiche Väter und arme Kinder.

Antw. Wenn man auf einen guten Boden Kalkmergel bringt, so löset er die in demselben enthaltenen Oele sehr stark auf, und führt sie den Pflanzen zu, die dadurch sehr herrlich wachsen. Das macht reiche Väter. Weil aber durch diese Auflösung die Erde endlich aller ihrer Quelle beraubt wird, und diese Väter, die auf den Mergel allein alles halten, sehr wenig, oder gar nicht, dungen; so wird endlich, aber freylich spät, die Erde entkräftet, und kann die Pflanzen nur kümmerlich ernähren; daher werden die Kinder arm.

Fr. Wie oft darf man also Mergel auf seinen Acker aufführen?

Antw. Alle sechs Jahre; aber dazwischen muß man gleichwohl das Dungen mit Mist nicht unterlassen, so wird der Acker beständig sehr herrliche Früchte bringen.

Fr. Wie läßt sich der Gyps erkennen?

Antw. 1) Er läßt sich, da er doch wie ein Stein aussieht, mit der Hand zerbrechen, und mit dem Messer schaben; 2) Er braust weder mit Eßig, noch auch mit Scheidewasser auf; 3) Wenn man ihn brennt, und nach dem Brennen zerstößt, und mit Wasser vermischt, so wird er fest.

Fr. Wie erkennt man den Kalk?

Antw.

Antw. 1) Er braust mit scharfem Eßig auf; 2) wenn man ihn stark gebrennt hat, so zerfällt er an der Luft. 3) Vor dem Brennen zerfällt er aber nicht an der Luft; 4) wenn man ihn nach dem Brennen mit Wasser vermischt, braust er damit auf, erhitzet sich, und wird zu Brey oder Mus.

Fr. Wo findet man den Mergel, den Gyps, und den Kalkstein?

Antw. 1) Den Mergel findet man in allen Ländern, und da allenthalben, wo leichtes, weisses, oder blaßgelbes Leimenfeld ist, in verschiedenen Tiefen unter der Erde; an den Ufern vieler Flüsse oder grosser Bäche, und so weiter. 2) Den Kalkstein findet man gewöhnlich nur in Gebirgen; 3) den Gyps findet man in der Nachbarschaft des Kalksteines.

Fr. Wie macht man es mit dem Gypse, um ihn recht zur Verbesserung des Ackers geschickt zu machen?

Antw. Er wird, wie er vom Berge kömmt, in einer Stampfmühle zerstossen, und der Staub auf den Acker gebracht.

Fr. Und wie geht man es mit dem Kalksteine an?

Antw. Er wird 1) entweder auch so, wie er vom Berge kömmt, zerstossen, und der Staub auf den Acker gebracht; oder, weil er roh meistens zu hart ist, so wird er 2) gebrannt, dann mit einer grossen Menge Wassers abgelöscht, und diese milchsuppenartige Brühe auf den Acker gebracht.

Fr. Wenn nun der Acker zur Empfangung der Bestandtheile der Pflanzen tüchtig und geschickt gemacht ist, wie werden sie ihm wirklich übergeben.

Antw. Theils durch die Natur, die Luft, den Schnee, und den Regen; theils durch die Kunst und den Fleiß, mit dem sogenannten Dung oder Mist.

Fr. Wenn er nun die Bestandtheile der Pflanzen aus der Luft im Regen und Schnee erhalten soll, wie muß der Acker beschaffen seyn?

Antw. Die Luft, Regen und Schnee müssen in alle Theile seines Grundes eindringen können, damit sich Salz, Oel und Wasser überall anhängen mögen.

Fr. Wenn das geschehen soll, was ist mit ihm zu thun nöthig?

Antw. Er muß locker gemacht, und also durch den Pflug und die Egge oft herumgeworfen, und die Erde zermalmet werden.

Fr. Was ist also die Ursache, daß der Acker oft gepflüget, und geegget werden soll?

Antw. 1) Daß der Pflanzen Bestandtheile sich in ihm überall wohl anhängen, und 2) daß die Wurzeln überall hinauswachsen, und solche Bestandtheile genugsam einsaugen können. 3) Daß kein Unkraut sie ihnen zuvor wegnehmen möge, ehe sie ausgesäet werden, so muß dasselbe hiedurch ausgerottet werden.

Fr. Wie oft muß ein Acker bis zur Saat also gepflüget und geegget werden?

Antw Je öfter, je besser, 4mal auch 5mal mit dem Pfluge und der Egge.

Fr. Aber kann man den Acker auch nicht durch allzubieles Pflügen zu mürbe machen?

Antw. Nein, recht mürbe gemacht schadet niemal, ausgenommen wenn es auf die Saat zu lange nicht regnet, und folglich der Saame nicht keimen kann.

Fr. Wie könnte man in diesem Falle dem Schaden entgehen?

Antw. Wenn man, nachdem der Saame eingeegget ist, den Acker mit einer Walze überfährt, oder auch eine Heerde Schafe darüber treibt, die ihn eintreten, und ihm die übermäßige Lockerheit benehmen.

Fr. Wie muß eine solche Walze aussehen?

Antw.

Antw. Es ist ein eigner Stock, der durchaus ohngefähr gleiche Dicke hat; durch seine Axe geht ein ziemlich weites Loch, und durch dieses wird eine eiserne Stange durchgesteckt, die mit einer andern bogenförmigen so verbunden ist, daß sie von einem Pferde, oder einem paar Ochsen über den Acker gezogen werden könne, und unter dem Ziehen sich der Stock immer um die Axe wälze. Vorne bei dem Ringe wird das Pferd, oder das Paar Ochsen angespannt.

Fr. Aber könnte denn ein schlecht gepflügter und scholligter Acker Schaden anrichten?

Antw. Ja; denn in solchem kann wegen der grossen Schollen 1) der Saamen nicht hervorkommen, und erstickt, denn wo die Luft nicht zukommen kann, gähret und keimet nichts; 2) die Wurzel kann sich nicht genug ausbreiten, folglich nicht genug Nahrung einsaugen.

Fr. Wann soll der Acker zur Saat das erstemal gestürzet oder gepflüget werden?

Antw. Je eher, je besser, schon vor dem Winter auf die Saat des folgenden Frühlinges und Herbstes.

Fr. Warum aber schon vor dem Winter?

Antw. Weil dadurch 1) das Unkraut den Winter hindurch abstirbt, gähret, und selbst düngt; 2) weil dadurch die Luft, die Winterfeuchtigkeiten und ihre Salze und Oele besser eindringen können; und 3) weil die Schollen durch den Frost recht mürbe gemacht werden.

Fr. Ist dieses Ackern noch vor dem Winter auf allen Aeckern gut, und anzurathen?

Antw. Es ist gut auf eben liegenden, aber nicht auf sehr abhängenden Aeckern.

Fr. Warum ist es nicht gut auf sehr abhängenden Aeckern?

Antw. Weil man davon auf denselben mehr

Schaden als Nutzen hat, denn die vielen Winterregen entführen einem solchen Acker zu viele Erde.

Fr. Bekäme also ein so gepflügter Acker genugsame Pflanzen-Bestandtheile aus der Luft durch Regen und Schnee?

Antw. Nein, wenn er alle Jahre Früchte tragen soll.

Fr. Was wäre also zu thun, wenn er doch stets besäet und geärndtet werden sollte?

Antw. Man müßte ihm durch Fleiß und Kunst noch mehr Dung zuführen.

Fr. Wie viel Wägen voll Dung oder Mist bedürfte man zu einem Morgen Acker?

Antw. Zu einem mehr, als zu dem andern.

Fr. Zu welchem Morgen Acker bedürfte man mehr, zu welchem weniger Dung?

Antw. 1) Der Acker, der weniger Bestandtheile aus der Luft erhält, bedarf mehr Mist, 2) der mehr aus der Luft erhält, braucht weniger Dung.

Fr. Welcher Acker wird aus der Luft die mehresten Bestandtheile der Pflanzen anziehen, in sich nehmen, und in sich bewahren?

Antw. Derjenige, der eine richtige verhältnißmäßige Festigkeit und Lockerheit besitzt.

Fr. Wie viel Wägen voll Mist, von 4 Ochsen gezogen, bedarf man also auf einem Morgen eines solchen wohlbestellten Ackers?

Antw. Sieben, auch nur sechs Wägen voll.

Fr. Wie viel bedarf man auf den, der zu schwer oder zu leicht ist?

Antw. Neun bis zehn Wägen voll, und doch giebt er noch wenig Früchte.

Fr. Sollte man aber ein solches zu leichtes oder zu schweres Feld nicht durch recht vielen Dünger zwingen können, daß er eine gute Aernte gebe?

Antw.

Antw. Nein, denn zu viel Mist auf einem Acker 1) zeugt viel Gras, und 2) treibt zwar viel Geströh, aber taube schlechte Körner; 3) er widersteht dem auflockernden Froste nicht, wodurch der grünende Saame entgeht; 4) er verursachet bei vielem Regen Fäulniß des Saamens.

Fr. Soll man also ein solches Feld unbenutzt liegen lassen?

Antw. Nein, man soll auf das zu leichte Feld nebst dem Miste auch schwere Erde, z. B. Thon aufführen; auf das zu schwere Feld Kalkmergel, Gyps, und dergleichen, auch dasselbe öfter pflügen, als es sonst gewöhnlich ist.

Fr. Wann ist der Mist auf den Acker zu führen?

Antw. Es wäre rathsam 1) unmittelbar zuvor, wenn man säen will, denn dadurch würde er in der Gährung seine Bestandtheile sogleich dem Saamen mittheilen, und weniger in die Luft verdünsten; 2) gleich bei dem ersten Ackern, also lange zuvor, und weit eher, als man säen will; denn durch das öftere Herumwerfen des Ackers würde er besser mit der ganzen Ackererde gemischet werden, und allenthalben Nahrung geben.

Fr. Beydes kann nun nicht zusammen geschehen, welches ist nun von beyden das Beste?

Antw. Wenn man ihn nicht zu spät, und nicht zu früh aufführet, also in der Mitte der Zubereitung des Ackers, vor dem zweyten Umpflügen.

Fr. Warum dieses?

Antw. Weil der Mist dabei 1) auf dem Acker durch das Nachfolgende zwey- und dreymalige Ackern besser ausgetheilet wird, 2) noch nicht ganz bis auf die Saatzeit vergohren ist, 3) und auch im Vergähren sich viele seiner Bestandtheile an die Erde anhängen, und weniger verdünsten, 4) weil auch sonst, wenn in einem Orte viel Mist beisammen läge,

solcher im Gähren den dahin fallenden Saamen faul machen und verderben würde, welches aber durch das öftere folgende Umackern gehoben wird.

Fr. Was ist aber zu thun, um diese Verdünstungen noch mehr zu verwehren?

Antw. Daß man den Mist, so bald er aufgeführet ist 1) richtig überall hin auf dem Acker gleich austheilet, und sobald dieses gleich nach der Auffahrt geschehen ist, ihn 2) auch unterackert, ihn also lange ruhen läßt, beim dritten Ackern, da er heraufgeworfen ist, ihn bald wieder unterackert, und dann bald zur Saat schreitet.

Fr. Warum ist es nicht gut, den Mist lange oben auf dem Acker liegen zu lassen, oder den Acker erst auf den Saamen oben zu düngen?

Antw. Weil ihn die Sonne den Tag hindurch sehr austrocknet, folglich seine Salze und Oele verflüchtiget, daher seine Dungkraft verdünstet, und meist verloren gehet.

Fr. Wenn nun also der Acker vollkommen gut bestellet ist, und er der Pflanzen Bestandtheile in hinlänglich richtigem Maße besitzet, was ist jetzt noch übrig zu thun?

Antw. Daß man den Saamen, welcher der beste und nützlichste ist, einstreuet.

Fr. Welcher Saame ist also der beste?

Antw. Derjenige, welcher zu einer vollen Zeitigung gekommen ist, alle seine Theile, Keime, Mehl, Schaale, unbeschädigt enthält, und mit keinem Unkraute vermischt ist.

Fr. Warum soll der Saame der beste seyn, der alle seine Theile in vollkommenem Zustande enthält?

Antw. Weil die Pflanze sonst nicht keimen oder wachsen könnte, denn wäre er beschädigt, so könnte er keine neuen Bestandtheile von aussen annehmen;

nehmen; wäre das Mehl in unvollkommenem Zustande, so hätte der Keim keine Nahrung: wäre die Schaale schadhaft, so entstünde daher eine Fäulniß oder andere Krankheit.

Fr. Wie erhält man einen solchen vollkommen guten Saamen?

Antw. Auf mancherley Weise: 1) wenn man ihn zu Zeiten von den Ländern und Ortschaften her erhandelt, wo er so vollkommen ausfällt, z. B. den Leinsaamen aus Liefland. 2) Wenn man die in die Scheuern gebrachten Garben das erstemal nur etwas weniges abdrischt, und diesen zuerst ausfallenden recht gezeitigten Saamen zur Saat anwendet. 3) Wenn man die Körner, welche bei dem Werfen auf der Tenne ihrer Schwere wegen am weitesten hinausfallen, zum Saatkorn wegnimmt.

Fr. Kann man ihn aber allzeit vom Unkraute vollkommen säubern?

Antw. Von dem meisten durch das Sieb, aber doch nicht von allem, denn die Trespen, der Lulch und dergleichen bleiben allzeit zurück.

Fr. Wie erhält man also Saamen, der ganz vom Unkraute rein ist?

Antw. 1) Wenn man ihn von andern Orten her, wo die Früchte nicht so unrein sind, eintauscht; 2) die Kornähren, ehe sie gedroschen werden, ausliest; 3) sich das Korn, das arme Leute auf dem Ackerfelde zusammen suchen, austauschet oder einkauft.

Fr. Wenn man den Saamen von andern Gegenden oder abgelegenen Ländern her einkaufen will, welche Länder muß man hiezu wählen?

Antw. Diejenigen, welche rauher sind, und unter kältern Himmelsstrichen liegen, als die unsrigen, z. B. so schlägt der Lein aus Liefland in Deutschland vortrefflich an.

Fr. Wenn man aber nicht Gelegenheit hat, von so entfernten Ländern Saamen zu bekommen, was ist zu thun?

Antw. Man hat gar oft in seinem eigenen Vaterlande verschiedene Gegenden, davon die einen rauher oder magerer sind, als die andern; z. B. der Saamen von der Gegend um München schlägt in Mittelbaiern gut an.

Fr. Welche Getreidsaamen sind die nützlichsten auf einem Acker?

Antw. 1) Diejenigen, welche die Menschen zur Nahrung ihres Leibes und Lebensunterhalt nicht entbehren können; 2) welche überall im Handel den höchsten Preis, und den besten und beständigen Absatz haben; 3) welche auf dem Ackerfelde am besten wachsen und gedeihen.

Fr. Welche Getreidearten sind diejenigen, die wir am nöthigsten haben, und die immerhin gute Kaufwaaren bleiben werden?

Antw. Roggen, Weitzen, Vesen, Gerste, Haber, Erbsen, Linsen, Hirsen (gelber Brey) Wicken und dergleichen.

Fr. Werden diese Fruchtarten auf einem, wie auf dem andern, Ackerfelde gedeihen, und erwünscht aufwachsen?

Antw. Nein, das sieht man aus der beständigen Erfahrung.

Fr. Woher kömmt dieses, daß nicht jede Fruchtart auf allen Aeckern gut fortkömmt?

Antw. Weil 1) eine jede Fruchtart ihr gewisses Mas von Salz, Oel, feiner Erde und Wasser bedarf, und 2) weder jeder Acker das nämliche Maß enthält, welches die Pflanze hauptsächlich zu ihrer Nahrung bedarf, noch 3) wenn er es auch enthalten sollte, es wegen seiner Schwere

oder Lockerheit nicht jeder Art Pflanzen nicht hinlänglich zum Ansaugen darreicht.

Fr Wenn aber ein Acker das richtige Maß der Pflanzen Bestandtheile enthielte, sie auch der Pflanze gebührend mittheile, würde man wohl auf ihn alle Jahre einerley Saamen und Pflanzen säen und bauen können?

Antw. Nein, denn die Saamen von der nämlichen Art haben schon so viele Bestandtheile weggenommen, daß die Erde für die folgenden zu arm und zu mager würde.

Fr. Aber könnte man keine andere Fruchtart bauen?

Antw. Ja, weil nicht jede Fruchtart eine gleiche Menge der Bestandtheile fodert.

Fr. Was ist also bei dem Ackerbau räthlich und nützlich?

Antw. Daß man nicht alle Jahre auf eben denselben Acker eben dieselbe Art Saamen säet, sondern alle Jahre mit den Saamenarten abwechselt. Z. B. so wächst kein Baum lustig fort, der auf die Stelle gepflanzet wird, wo einer seiner Art vorher gestanden, und eben erst ausgegraben worden ist.

Fr. Wie lange muß man warten, oder wie viele Jahre muß man vergehen lassen, bis man auf den Acker die Saamenart wieder aufsäet, die man schon einmal eingesäet hatte?

Antw. Je mehr Jahre dazwischen verstreichen, je besser ist es: nicht vor dem dritten Jahre, im 4, 5, 6ten Jahre erst wieder. z. B. Wörsing, Kohlrabi, etliche Jahre nacheinander auf eben dasselbe Beet gepflanzt, gerathen, nicht mehr, und ihre Wurzeln werden knollicht voll schädlicher Maden; sie aber auf ein anders Beet gesetzet, so gedeihen sie wieder, jenes Beet 2 oder 3 Jahre mit

Wurzeln

Wurzeln bebauet, ist ihnen alsdann wieder zum Wachsthum erwünscht.

Fr. Welche Getreidarten können noch bei hinlänglichem Miste auf leichtern Feldern gebauet werden?

Antw. Roggen, Haber, Wicken.

Fr. Welche Getreidsorten erfodern zu ihrem Anbaue schweren Boden?

Antw. Weitzen, Dünkel, Gerste, Erbsen, Linsen, Hirsen (gelber Brey).

Fr. Wo können sie aber alle gesegnet gebauet werden?

Antw. Auf einem Felde, welches seine richtige Schwere und Lockerheit durch die regelmäßige Mischung der Erdarten erhalten hat.

Fr. Giebt es keine Getreidart, die auch auf dem magersten Boden gut fortkömmt?

Antw. Ja, und diese ist der Buchweitzen (Heidenbrey) der, wenn der Boden recht mager ist, nicht fingerlang wird, aber voll Saamen ist.

Fr. Ist es vortheilhaft, diese Getreideart zu bauen?

Antw. Auf magern Gründen allerdings sehr vortheilhaft, denn 1) trägt er eben daselbst am reichlichsten; 2) giebt es ein zwar etwas schwarzlichtes, aber gutes, gesundes, häufiges Mehl; 3) blüht er sehr lange, und giebt dadurch den Bienen, die jeder Landwirth, der sie liebt, fleißig anziehen soll, reichliche Nahrung. 4) Bessert er den Acker.

Fr. Aber wenn er so lange blühet, wird er denn gleichwohl durchaus gleich zeitig?

Antw. Keineswegs; es öffnen sich oft wirklich noch frische Blüthen, wenn schon die ersten Körner ausfallen.

Fr. Wie hat man sich denn mit der Aerndte zu verhalten?

Antw.

Antw. Wenn die meisten Körner schwarz, der gröste Theil der übrigen braun, und die Stengel handbreit (im Falle der Buchweizen hoch ist) über der Wurzel gelb sind, so wird er ausgezogen.

Fr. Ausgezogen? Also nicht gemäht?

Antw. Nein, nicht gemäht; denn dadurch würden die schwarzen Körner größtentheils verloren gehen, weil sie sehr leicht abfallen.

Fr. Fallen sie aber durch das Herumtragen nicht auch aus?

Antw. Sie dürfen auch nicht herumgetragen werden; sondern an einem schönen Sommertage versammelt man eine Menge Kinder auf dem Acker; jedes hat ein Fürtuch umgebunden, davon auch die untern Ende aufgebunden sind. So gekleidet ziehen sie die Buchweizenpflanzen Stück für Stück aus, reiben die Körner zwischen den Händen in ihr Fürtuch; und werfen das leere hinter sich.

Fr. Und wenn sie so ihr Fürtuch voll haben?

Antw. So leeren sie dasselbe auf ein grosses Leintuch aus, das außer dem Acker ausgebreitet ist. Bei diesem Leintuche steht ein Knecht, der die Körner in die Säcke füllt, welche er auf dem Abende nach Hause führt.

Fr. Was thut man mit dem Stroh, das die Kinder weggeworfen haben?

Antw. Das wird getrocknet, und dann zum Einstreuen nach Hause geführt.

Fr. Kann man es nicht auch als ein Futter brauchen?

Antw. Das vom gemeinen Buchweizen nicht, weil es zu wenig saftig ist.

Fr. Giebt es denn noch eine Art von Buchweizen?

Antw. Ja, er heißt von seinem Vaterlande Siberien der siberische.

Fr. Ist eben so gut, wie der gemeine?

Antw. Er ist noch besser; denn 1) giebt er mehr aus; 2) achtet er die Kälte weniger; 3) kann auch das Stroh davon verfüttert werden.

Fr. Auf welchen Boden muß man mehr Saamen von jeder Getreidsorte ausstäen, auf guten oder auf magern?

Antw. Auf magern Boden.

Fr. Warum das?

Antw. Weil das Getraid auf magern Boden nicht viel zusetzet, man mag es dicht oder dünne säen; aber auf fettem Boden setzt es gar sehr zu, und bestaudet sich ungemein, wenn es nicht dicht gebauet wird, wie man das allenthalben an jenen Getraidstauden sieht, die ungefähr weiter von den übrigen abgesöndert stehen.

Fr. Worauf hat man beim Ausstäen zu sehen?

Antw. 1) Daß der Saame überall gleich ausgestreuet werde, damit nicht zu viel Saamen an einem Orte Mangel an Nahrung leide, da unterdessen an andern Orten, wie leer sind, die Pflanzenbestandtheile unangesogen zurückbleiben und verkommen; 2) daß er nicht bei regnerischem Wetter eingeegget werde, damit der Acker keine harte Kruste bekomme, unter welcher der Saame nicht hervorkommen kann.

Fr. Wann, und zu welcher Jahreszeit sollen die Getraidsorten gesäet werden?

Antw. Es sind einige Fruchtsorten, die nur im Frühlinge bei angehender Wärme gesäet werden können, als Haber, Hirse, Linsen, Erbsen, Wicken; andere im Herbste, und im Frühlinge zugleich, als Roggen, Weizen, Dinkel, Reps, Gerste.

Fr.

Fr. Was ist die Ursache, daß einige Fruchtsorten nur im Frühlinge gesäet werden, da doch andere im Herbste und Frühlinge gesäet werden können?

Antw. Weil einige zu zart sind, und Winterkälte nicht ertragen können, auch zur Zeitung keine lange Zeit brauchen.

Fr. Welche Aernte von den Früchten, die gesäet werden können, und wirklich entweder im Herbste, oder im Frühlinge, wie man will, gesäet werden, wird am besten ausfallen?

Antw. Die Aernte von der Herbstsaat; Stroh und Korn wird vollkommener und mehlreicher, weil solche Früchte längere Zeit haben, sowohl zuzusetzen, und sich zu bestanden, als auch ihre Bestandtheile nach und nach hinlänglich genug ansaugen zu können.

Fr. Kann man nicht durch die Kunst, und durch gewisse Arten von Beitzen den Saamen, ehe man ihn aussäet, diejenigen Theile beibringen, durch welche die Aernte reichlicher und besser ausfällt?

Antw. Nein; denn wenn auch diese Beitzen wirklich eine fruchtbar machende Kraft haben sollten, so kann sich dieselbe nicht weiter erstrecken, als daß es den ersten Trieb beim Keimen befördert, sobald aber dieser vorbei ist, und die junge Wurzel ihre Nahrung aus der Erde holt, und das junge Pflänzlein die ihrige theils aus der Wurzel, theils aus der Luft empfängt, fällt das Saamenkorn ab, und kann also weiter nichts nützen.

Fr. Was hat man aber von den Erfahrungen zu halten, die die Verkäufer derley Dungsalze vorgeben?

Antw. Daß sie nicht mit der gehörigen Genauigkeit gemacht worden sey, und also nichts beweisen.

Fr. So soll es denn nicht wahr seyn, daß man mittels des Einquellen oder Beitzens mit weniger Saamen gleichwohl eine reichere Aernte bekomme?

Antw. Es ist allerdings wahr, daß diese Leute auf einem ziemlichen guten Boden von ihrem wenigern eingequollenen Saamen eine reichere Aernte erhalten haben, als sie sonst von ihrem mehrern, und nicht eingequollenen, Saamen auf eben demselben Felde nicht erhielten; aber das kam nicht vom Einquellen, sondern blos davon her: daß sie weniger Saamen hatten, und daher weitläufiger säeten.

Fr. Wie kann man das wissen?

Antw. Einige erfahrne Landwirthe haben eine gleichgrosse Menge vom ungebeitzten, und vom gebeitzten Saamen gleichdicht auf gleiche Stücke eben desselben Ackers gesäet, und die Aernten waren vollkommen gleich; sie haben aber auch eine kleinere Menge sowohl vom gebeitzten als ungebeitzten Saamen auf zwey andere gleiche Stücke ebendesselben Ackers gleich dünne gesäet, und diese zwo Aernten waren untereinander wieder vollkommen gleich, aber gleichwohl besser, als die zwo von den Ackerstücken, wo sie dicht gesäet hatten.

Fr. Kann man aber durch das Beitzen des Saamens nicht den Brand verhüten, und schädliches Ungeziefer von dem Getraide auf dem Felde, und in dem Boden abhalten?

Antw. Durch das Beitzen kann man das Ungeziefer keineswegs verhüten; aber dem Brande kann man zuvorkommen.

Fr. Wie geht dieses zu?

Antw. Man nimmt eine ziemlich grosse Menge gelöschten Kalkes, und rührt ihn in einer noch grössern Menge Wassers ab, daß es ein starkes Kalkwasser werde, oder man nimmt statt alles dessen eine Menge alten, abgefaulten (beileibe nicht frischen) Urins, schüttet dann einen Theil des Saamens hinein, und rührt ihn mit diesem Kalkwasser oder Urin,

wohl

wohl ab; alles, was in die Höhe geht, wird mit einem Schöpflöffel weggenommen, und wenn nichts mehr mehr in die Höhe geht, der Saamen herausgenommen, auf einem reinen Orte wohl ausgebreitet und getrocknet; so macht man es dann stückweise auch mit dem übrigen Saamen, bis man allen so abgewaschen hat.

Fr. Welches ist die Ursache dieses Verfahrens?

Antw. Es ist dieß eigentlich eine bloße Reinigung des guten Saamens von dem anklebenden Brande, und von den brandigen Körnern. Wäre man versichert, daß das Brandmehl nur von außen die ganz gesunden Körner beschmutzet hätte, und daß sich kleine Körner darunter befänden, die den Brand auch in ihrem Innern hätten, so würde man diese Abwaschung eben so gut im klaren Brunnenwasser vornehmen können.

Fr. Warum muß man denn wegen jener Körner, die den Brand inwendig haben, und sich vielleicht unter den Saamen unbemerkt befinden möchten, starkes Kalkwasser, oder abgefaulten Harn nehmen?

Antw. Weil diese Körner geringer sind, als die gesunden, mithin in einem starken Kalkwasser oder abgefaulten Harn oben auf schwimmen, in welchem die guten gesunden Körner noch zu Boden fallen; aber diese brandigen Körner sind schwer genug, daß sie eben so gut, als die gesunden, in einem blossen Wasser, oder auch in einem schwachen Kalkwasser, zu Boden sinken.

Fr. Sind es denn diese brandigen Körner, aus welchen die brandigen Halme hervorwachsen?

Antw. Nein; ein brandiges Korn, das in seinem Innern den Brand hat, kann nicht keimen, folglich gar keinen Halm treiben.

Fr. Warum müssen sie denn so fleißig von den gesunden Körnern abgesöndert werden?

Antw. Derowegen, weil der schwarze Staub, der sich auf oder in einem Korne befindet, der Saamen einer kleinen Schwammenart ist, die sich auf den noch ganz kleinen Aehren, die noch in der Milch sind, aufsetzet, und sie verderbt; man muß daher sich der größten Sorgfalt befleißigen, daß man den Saamen dieser bösen Schwammenart nicht selbst auf den Acker bringe.

Fr. Kömmt denn dieser Saame von der bösen Schwammenart nur mit den Körnern auf das Feld?

Antw. Man kann ihn auch mit dem Dunge auf das Feld bringen, wenn sich unter demselben ein Stroh befindet, das von einem brandigen Getraide, und noch nicht genug verfault ist; auch mit dem Sacke, in welchem der Saame eingefaßt wird, oder mit dem Säetuche, kann man das schon reine Getraid wieder verunreinigen, wenn sie nicht ganz neu gewaschen sind.

Fr. Was soll man mit jenem Saamen machen, den man abgeschöpfet hat?

Antw. Man kann ihn in reinem Wasser einige Male abwaschen, und dann dem Geflügel vorwerfen.

Fr. Kann man den Brand sonst auf keine andere Art verhüten?

Antw. Es giebt Landwirthe, die nur zweyjährigen Weizensaamen bauen, und keinen Brand in ihren Weizenäckern haben, unterdessen die Aecker ihrer Nachbarn, die heurigen oder neuen Saamen bauen, voll Brand sind.

Fr. Auf was gründet sich dieß?

Antw. Darauf, daß die Saamen verschiedener Pflanzen ihre Fähigkeit zu keimen nur eine kurze

Zeit

Zeit behalten; nach der Erfahrung dieser Landwirthe behält also der Saamen desjenigen Schwammes, den wir Brand heissen, diese Fähigkeit nicht zwey Jahre lang.

Fr. Aber ist es nicht möglich, den Dinkel oder Weizen, wenn er durch die unter dem Getraide befindlichen brandigen Aehren im Ausdreschen durchaus schwarz gefärbt worden, wodurch auch das Mehl selbst schwarz wird, durch ein einfaches, leichtes, keinen Aufwand verursachendes Mittel vollkommen zu reinigen, daß er zum Verkauf geschickt werde, und weisses Mehl gebe?

Antw. Ja, man brenne gelben Leinen, zermalme ihn, und schütte zu jedem Sacke voll Dinkel oder Weizen 6 bis 8 Pfund, rüttle alles wohl durcheinander, und bringe ihn auf die Gerbemühle.

Fr. Wie kann man das Getraide auf dem Kornboden vor dem Wurme bewahren?

Antw. Es giebt kein ganz unfehlbares Mittel, unterdessen räth man an, in der Scheune jede Lage mit etwas Salz zu bespritzen, und wenn man das Getraide aufschüttet, so soll man das nämliche noch einmal thun.

Fr. Was ist also der Nahrungssaft der Pflanzen?

Antw. 1) Das Wasser, welches mit Salz, Oel, und den feinsten Erden vermischt ist, und 2) ihnen durch den Dung zugeführet wird, welcher auf dem Acker gähret, und sich zu der Pflanzennahrung in Dünsten auflöset.

Fr. Wer also einen Dung zum Befruchten der Aecker haben will, was bedarf er vorzüglich dazu?

Antw. Lebendige Thiere, und zwar solche, die 1) ohne viele Kosten bei schlechterm Futter gehalten werden können, 2) die guten und bessern Mist,

als andere, machen; 3) die viel, und mehrern Dung als andere abwerfen; 4) die dabei zu mehrerem und mancherley Nutzen und Gebrauche verwendet werden können.

Fr. Welches ist dieses Vieh?

Antw. 1) Die Schafe, 2) das Rindvieh.

Vom Wiesenbaue insonderheit.

Fr. Wenn man aber dieses erhalten und ernähren soll, was bedarf man dazu?

Antw. Wiesen, auf welchen man das Futter für dieselben erhält.

Fr. Soll man auf solchen das Vieh weiden?

Antw. Nein, sondern man soll das Gras darauf abmähen, und es theils im Sommer grün im Stalle verfüttern, theils zu Heu machen, und es zur Winterfütterung in die Scheune bringen.

Fr. Warum soll man aber das Vieh gar nicht auf dem Felde weiden?

Antw. Weil man dadurch weit mehr Schaden als Nutzen hat.

Fr. Welches würde der Schaden seyn, der aus der Hütung entstünde?

Antw. Durch das Weiden erkranket das Vieh, und es entstehen die Viehseuchen daraus ganz natürlich, da das Vieh dem Regen, der Kälte und der Hitze abwechselnd und stets ausgesetzt ist, und viel Ungesundes hineinfrißt und säuft, wodurch mancherley ganz unvermuthete Krankheiten entstehen müssen, die sehr unrichtig der Hexerey zugeschrieben werden. 2) Läuft es sich zu sehr ab, wodurch es dürre, und das junge Vieh im Wachsthume verhindert wird, die Kühe aber dadurch die Milch versagen. 3) Das meiste Gras wird auf den Weiden besudelt, vertreten,

ten, und das wenigste benutzt und gefressen. 4) Das Gras wird, ehe es sich besaamen kann, abgefressen, wodurch die guten Grassorten ausgehen, und nur schlechtes und weniges Gras hervorwächst. 5) Es werden ungeheure Strecken Feldes erfodert, wenn sich auch nur wenige hundert Stücke Vieh ganz darauf ernähren solten, da man von ihnen im Stalle drey- und viermal so viel Vieh mehr erhalten könnte, wenn diese Strecken zu Wiesen angeleget würden. 6) Dadurch, daß solche unübersehliche Weiden geduldet werden, wird die Bevölkerung gehindert, folglich hat der Landmann auch den guten Verkauf seiner Waare nicht, den er in einem bevölkerten Lande haben würde. 7) Der Dung des Viehes, den man zur Düngung der Aecker ganz unumgänglich nothwendig bedarf, wird durch den Weidegang völlig unnütze verschleppet.

Fr. Aber wie soll eine Kuh aufnehmen, wenn sie immer im Stalle verbleiben muß?

Antw. Wann man an der Kuh die Zeichen merkt, daß sie den Stier zulassen möchte, so darf man beide nur auf dem Hofe zusammen lassen, oder für diese kleine Zeit auf eine Wiese führen. Man hat dabei den Vortheil, daß man es genau weiß, wann der Stier bei dieser oder jener Kuh zugekommen ist, man kann daher nachzählen, um der Kuh zu rechter Zeit vor dem Gebären (Werfen), zur Ader zu lassen, welches das Kälbern ungemein erleichtert, und viel Unglück verhütet.

Fr. Was hat man von jenen zu halten, die ihr Galtvieh, ohne Aufsehen, in den Wäldern herumgehen lassen?

Antw. Daß sie sehr unvorsichtig handeln, und ihre Wirthschaften schlecht verstehen; denn 1) ist es der Gefahr ausgesetzt, vom nächsten besten gestoh-

len zu werden; 2) fehlt es einem solchen Viehe an der Wartung, es ist Tag und Nacht allen oft schnellen Abwechslungen der Witterung ausgesetzt, und verfällt in gar mancherley Krankheiten; 3) bringt es oft Krankheiten mit in den Stall, und stecket den ganzen Stall an; 4) verderbt es den jungen Anflug des Holzes, geräth wohl gar auf fremde Aecker und Wiesen, welches dann alle Augenblicke zu Pfandstrafen, grossen Verdruß und andern Unannehmlichkeiten Anlaß giebt.

Fr. Sollen also auch die Schafe im Stalle gefüttert werden?

Antw. Nein, sondern auf dem Felde, und zwar da, wo Menschenhände nicht bauen oder einärnten können; auf Hügeln, Bergen, Einöden, Brachäckern, abgeärnteten Aeckern; denn je rauher die Gegend ist, je gesunder ist die Fütterung für die Schafe.

Fr. So verschleppen die Schafe aber ihren Mist?

Antw. Ja, den Tag hindurch, und doch nicht ganz unnütz, wenn sie z. B. auf den Aeckern geweidet werden; des Nachts aber im Pferge auf den Aeckern eingeschlossen, düngen sie, wenn man diese Aecker bald umbricht, und ihr Mist untergeackert wird.

Fr. Was wäre also aus den bisherigen Viehweiden zu machen?

Antw. Die sind alle in Aecker und Wiesen zu verwandeln.

Fr. Was ist eine Wiese?

Antw. Diejenige Strecke Feldes, auf welcher die lange Fütterung des Viehes wächst, welche abgemähet, grün oder als Heu verfüttert wird.

Fr. Wie vielerley Wiesen giebt es?

Antw. Zweyerley Arten: 1) die Wiese, auf welcher das Gras für sich, und von Natur wächst,

welche

welche die natürliche Wiese heißt; 2) die Wiese, auf welcher der Grassaamen ausgesäet wird, und die durch Kunst angebauet wird; sie heißt die künstliche Wiese, und ist sehr nützlich.

Fr. Wo soll man die natürlichen Wiesen anlegen?

Antw. Da, wo es nicht rathsam ist einen Acker anzulegen, wo 1) Ueberschwemmungen, die die lokkere Erde des Ackers wegführen würden, zu besorgen sind; 2) wo es für den Acker zu feucht ist, 3) wo man der Wiese, von irgend einem Orte her, eine gut und fruchtbare Wässerung geben kann.

Fr. Wenn nun auf einer solchen angelegten Wiese gutes und viel Gras wachsen soll, was hat man in Absicht auf sie zu thun?

Antw. Man muß 1) die Hindernisse eines vollkommenen Graswuchses wegräumen und vertilgen; 2) die Mittel dagegen hinzuthun, durch welche ein gutes Gras häufig hervorwächst.

Fr. Welches sind die Hindernisse des vollkommenen Graswuchses?

Antw. Deren sind mehrere: 1) das häufige Moos (Mieß), 2) Gesträuche, Ameisenhaufen, der Maulwurf und dergleichen, 3) zu lange stehen bleibende und allzuviele Wasser.

Fr. Wie sind diese Hindernisse zu heben und auszureuten?

Antw. 1) Das Moos wird vertilget durch Aufstreuung des Aschens der Wäscherinnen, der Seifen- und Salpetersieder (Saliterer), des Gypsstaubes, und durch einen eisernen Rechen, durch den man es im Frühlinge herausreißet. 2) Gesträuche werden ausgehauen und ihre Wurzel ausgegraben, darauf der Boden wieder geebnet. Ameisenhaufen werden im späten Herbste ausgegraben, mit heißem Wasser begossen und auf die Aecker geführet. Der Maulwurf

wird mit den bekannten Fallen gefangen. 3) Das allzuviele und zu lange stehenbleibende Wasser muß durch mehrere Gräben gegen die Tiefen abgelassen werden.

Fr. Wenn aber das Wasser alle Bestandtheile der Pflanzen enthält, und sie ihnen zuführt, wie sollte das Wasser schaden können?

Antw. Wenn von den Bestandtheilen, Wasser, Salz und Oel, eines im Ueberflusse vorhanden ist, so schadet es mehr, als es nutzet. Ein allzulange stehendes Wasser fault, und bringt die guten Grassorten selbst zum Faulen; es erweichet den Boden zu sehr, und die Luft wird von der Erde und den Wurzeln abgehalten, mithin keine hinlängliche Wärme, und zu wenig von den öligen Bestandtheilen an dieselben gebracht.

Fr. Wenn allzuvieles Wasser schadet, sollte der Abgang des Wassers nicht auch schaden?

Antw. Allerdings: denn da das Wasser den Pflanzen alle Bestandtheile zuführet, so bekommen sie dieselben ohne Wasser nicht, sie können daher nicht wachsen, sie schmachten, verderben, und sterben endlich gar ab.

Fr. Wie ist diese Hinderniß des Graswuchses zu heben?

Antw. Daß man, wo es möglich ist, durch eine Wässerung der Wiese zu Zeiten Feuchtigkeit giebt, wann die Regen fehlen und ausbleiben.

Fr. Welche Wässerungen sind hier die besten?

Antw. Diejenigen, welche 1) gegornes Wasser, so durchs Stehen gegoren hat, enthalten, aus Viehtränken, Seen, Mistlachen, aus den Dorfschaften; 2) derer Wasser nicht kalt, sondern im Stehen durch die Sonnenhitze den Tag hindurch warm geworden sind.

Fr. Wie kann man dieses erhalten?

Antw.

Antw. Wenn man an einem Orte, woraus das Wasser auf die Wiese geführet werden kann, eine Quelle oder einen sonstigen Zulauf etwa von einer Strasse oder einem Bache hat, eine Vertiefung oder einen kleinen Teich machet, solchen wohl verwahret und mit einer Schleuße versieht, durch die man bei dürrem Wetter die Wiese in verschiedenen Zeiten befeuchtet.

Fr. Wird aber eine solche Wässerung bei allen Wiesen angebracht werden können?

Antw. Nein, weil man nicht überall Quellen und Zuflüsse haben kann.

Fr. Welches ist aber das Mittel, eine Wiese, welcher die Wässerung fehlet, recht tragbar zu machen?

Antw. Nichts sonst als der Dung.

Fr. Welcher Dung würde für die Wiese der beste seyn?

Antw. Derjenige, welcher 1) viele Grasbestandtheile enthält, 2) viel dergleichen aus der Luft anzieht, 3) sich nicht zu schnell auflöst, folglich Salz, Wasser, und Oel nicht so bald ausdünstet, und 4) das Wild, die Hirschen, Rehe, u. s. f. nicht anlocket, sich vorzüglich da zu nähren.

Fr. Ist dieser Dung von lebendigen Thieren schon hinlänglich?

Antw. Ja, aber nicht allein; und man hat meistens nicht Dung genug seine Aecker recht gut zu düngen, daß also für die Wiesen nicht viel übrig bleibt.

Fr. Welche aus den übrigen Düngungsmitteln schlagen am besten an?

Antw. Der Schlamm aus Seen, Viehtränken, die Gassenerde, alte Wände, alte Backöfen, und dergleichen, denn diese haben viele Bestandtheile in sich die Pflanzen zu ernähren, halten sie länger in

sich, lösen sich langsam auf, und geben der lockern Wiese eine fruchtbare Festigkeit.

Fr. Da man aber diese Dungsorten nicht allzeit, und in keinem hinlänglichem Maße haben kann, hat man keine andere, so diesen gleich kömmt?

Antw. Ja, den Staub von zerstossenen Kalksteinen, von den harten Mauersteinen, vom Mergelsteine, vom Laufsteine, sonderlich vom Gyps, Alabaster und Marmor, welcher Staub das beste Gras und den Klee im Uebermaße auf 2 bis 3 Jahre lang hervortreibt, die Luftsalze und Oele anzieht, die in der Erde befindlichen auflöst, sie langsam abgiebt, in manchen Orten im Ueberflusse und unentgeltlich zu haben ist, mit sehr geringen Kosten zerstossen und zubereitet werden kann, in mässiger Menge aufgesäet die gröste Wirkung thut, und das Wild gar nicht anlocket.

Fr. Düngt denn nicht auch das Salz oder Hallbötzig, das bei Salzsiedereyen mehrentheils weggeworfen wird, oder auch die Asche?

Antw. Ja, vortreflich, wenn es viel regnet; allein bei dürrer Witterung verbrennet es alles, kostet Geld, und lockt das Wild über die Massen an, alles, was damit besäet ist, abzufressen.

Fr. Wie viel braucht man Gypsmehl oder zerstossenen Kalk zu einem Morgen oder Tagwerk Wiesen?

Antw. Fünfzehn bis zwanzig Metzen Gypsmehl, mehr oder weniger, wie man will; weniger wird nutzen, mehr wird nicht schaden; vom Kalkmehl braucht man aber weniger.

Fr. Auf welchen Wiesen sind diese Dungmittel am dienlichsten?

Antw. 1) Auf festen laimichten Wiesen; 2) auf feuchten Sumpfwiesen, besonders, wenn sie vorher die nöthigen Ablaufgräben erhalten haben.

Fr. Wann soll es aufgestreuet werden?

Antw. Im Frühjahre, je eher je besser; im Winter auf den Schnee; auch schon im Herbste.

Fr. Wie ist der Gyps am besten zu gebrauchen, gebrannt oder ungebrannt?

Antw. Nicht gebrannt, sondern ungebrannt; denn der Gyps hat die Eigenschaft, daß er gebrannt, wenn hernach Wasser dazu kömmt, steinfest wird.

Fr. Wie wird er am leichtesten zermalmet?

Antw. Auf einer Oel-Loh-oder Walkmühle, oder in einem Troge, in welchem man das Obst zum Moste zerquetschet, wenn der Stein vorher etwas mit einem Hammer zerschlagen ist.

Fr. Wie wird der Kohlstaub auf die Wiese gebracht, gebrannt, oder ungebrannt?

Antw. Er kann gebrannt oder ungebrannt mit gleich gutem Erfolge und Nutzen gebraucht werden; ungebrannt kann man ihn zu jeder Zeit mit gleich gutem Nutzen auf die gemähete Wiese bringen; gebrannt aber nur im späten Herbste, im Winter, oder zu Anfange des Frühlinges.

Fr. Wird aber der gebrannte Kalk die Graswurzeln nicht verbrennen?

Antw. Man muß ihn nicht ungelöscht auffühen; am besten ist es, wenn man es so macht: man löset den ungelöschten Kalk mit einer grossen Menge Wassers auf, daß er ganz wie eine Milchsuppe aussieht, mit diesem füllt man ein grosses Faß an, das statt des Zapfens eine Pippe hat, an die Pippe ist ein lederner Schlauch befestiget, der unten ein Loch hat. Nun führt man das Faß auf die Wiese, ein Mann folgt ihm, und hat das Ende des

Schlau-

Schlauches in der Hand. Ist man nun auf der Wiese, wird der Hahn aufgerieben, und der Mann, der das Ende des Schlauches in der Hand hat, schlingt den Schlauch beständig hin und wieder, so, daß alles bespritzt wird.

Fr. Wird aber der Gypsstaub und das Kalkwasser die Wiese nicht verderben, und alle Kraft aus ihr herausziehen?

Antw. Nach vielen Jahren möchte es wohl geschehen, wenn man nicht zuweilen einen andern Mist, als alte Lumpen oder andere Abgänge von Thieren und Pflanzen anführet.

Fr. Wie lange wird die Wirkung des Gypses oder Kalkes anhalten?

Antw. Ungefähr zwey bis drey Jahre hintereinander.

Fr. Wann soll man den Mist und die übrigen Abgänge von den Thieren und Pflanzen auf die Wiese führen?

Antw. Gewöhnlich geschieht dieses sehr frühzeitig im Frühlinge; aber viele Landleute thun es kurz vor dem Winter, und diese thun besser, bekommen auch schöneres Gras.

Fr. Warum das?

Antw. Durch die Kälte und das Schneewasser wird der Dung und der Mist recht gut und stark aufgelöset, und viel häufiger unter die Erde gebracht, als wenn man ihn erst im Frühlinge auf die Wiese bringt.

Fr. Wenn eine Wiese gar zu sumpficht wäre, würde da der Dung oder Mist auch anschlagen?

Antw. Ja, aber vorher muß man 1) durch hinlängliche Gräben die Feuchtigkeiten abzapfen; 2) die Stelle mit Kalkmergel, Sand und Gyps über und über wohl befahren, damit der Boden besser auf-

auftrockne, und künftig die Feuchtigkeiten besser abgebe.

Fr. Allein, wie sollte eine Wiese, welche wenige und noch überdieß schlechte Grassorten erzeuget, bessere Grasarten erhalten?

Antw. Auf folgende Weise: 1) selbst die Luft führt öfters durch die Winde bessere Grassaamen zu. 2) Man muß solche Wiesen öfters mit Heublumen aus der Scheune bestreuen. 3) Man kann nichts besseres thun, als wenn man nach Abmähung des Heues und des Grummets die Wiese mit dreyblättrigem Kleesaamen, des Jahrs einmal, besäet. 4) Bei der Heuärndte warte man nicht, bis das Gras auf solchen schlechten Wiesen zeitig ist, und der Saamen ausfalle; man mähe vielmehr alles eher ab, und bestreue die Wiese mit den Heublumen von einer guten Wiese, worunter Kleesamen gemischt ist.

Fr. Was heißt man eine künstliche Wiese?

Antw. Sie ist diejenige Strecke Feldes, auf welche man, nachdem sie vorher tüchtig gepflüget und bearbeitet worden ist, den Saamen von denjenigen Grassorten, die man beliebet, einsäet und baut.

Fr. Was für Kräuter und Gräser werden für eine künstliche Wiese angerathen?

Antw. Der rothe und dreyblättrige Klee, der ewige Klee (auch Luzernerklee und Schneckenklee genannt); die Esparzette oder das Heiligheu; und das Raygras.

Fr. Was hat man von diesen Futterkräutern zu halten?

Antw. 1) Das Raygras ist ein böses Unkraut, das auf unsern Feldern von sich selbst wächst, und auch in den Winkeln der Höfe vorkömmt, es giebt ein schlechtes mageres Heu, und ist dem Viehe nicht sehr gesund, wie dann die Pferde ganz traurig werden. 2) Der rothe dreyblättrige Klee aber ist gar ein herrliches Futter für das Vieh, giebt dreymal mehr aus, als anderes Gras, macht den Boden, in dem er wächst, besser, braucht nicht viel Arbeit beim Bauen, und die Kühe, die man damit füttert, geben vortrefliche Milch, aus der man die schönste Butter bekömmt, folglich auch vieles und gutes Schmalz erhält.

Fr. Auf welchem Lande ist der dreyblättrige Klee zu bauen?

Antw. Er hasset alle feuchten, sumpfichten Plätze, und liebt gar keine Wässerung, es müßte nur ein Jahrgang gar zu trocken seyn, da man wohl behutsam etwas weniges Wasser auf das Kleefeld leiten könnte; aber dann müßte man die Schleuße gleich wieder schliessen. 2) Ein gemässigt schwerer Boden ist für ihn der beste; doch geräth er auf leichtem Boden, wie auf dem schweren, ganz gut.

Fr. Wie wird der Klee gebaut?

Antw. Dieß ist schon im ersten Bändchen des Unterricht-Noth- und Hülfsbüchleins, unter Nro. 32, von dem braven Bauern Wilhem Denker gelehrt worden. In diesem eben erwähnten Bändchen stehen auch sonst noch manche gute Anweisungen, den Feldbau zu verbessern und so zu betreiben, daß man wahren Nutzen und Vergnügen davon haben kann; daher also dieser Auszug geschlossen und wegen des Uibrigen dorthin verwiesen wird.

Bauern Emsig und Fleißig. Wir danken unterthänig, gnädiger Herr! daß Sie so gütig waren, uns mit diesen schönen Büchern und den darinn enthaltenen Lehren bekannt zu machen, und bitten um die Abschriften von Ihren gemachten Auszügen recht angelegentlichst.

Pflegskommissär. Sie sollen gedruckt werden diese Auszüge, damit sie jedermann, der die Bücher nicht selbst besitzt, oder sich anschaffen will, nützen kann.

Verwalter. Bei Vorlesung der Auszüge, die Sie, Herr Pflegskommissär! aus der Wendelinischen Lebensbeschreibung und dem Mayerischen Feldbaukatechismus gemacht haben, fand ich, daß dadurch die Numern 18 bis 33 in dieses Büchleins erstem Bändchen sind vollkommen berichtiget und neue Zusätze angefügt worden; daß wir also nicht nöthig haben, uns weiter mehr über gedachte Numern zu berathschlagen.

Pflegskommissär. Dies war auch meine Absicht, als ich die Auszüge machte. Da nun über die Gegenstände der übrigen Numern, theils in dem ersten Bändchen selbst, theils in dem besonders folgenden Anhange das Erforderliche gesagt ist, so füge ich hier blos noch einen Theil einer Rede an, die jünsthin ein geschickter Geistlicher des Augustiner Ordens zu Ingolstadt, über den Nutzen des Erdkäfers, Carabus auratus Linn. an einige Landleute hielt. Die Stelle lautet, wie folgt:

Ueber den Nutzen der Erdkäfer.

(Carabi Linn.)

„In dem ersten Bändchen des Unterrichts- Noth- und Hülfsbüchleins könnet ihr diejenigen Insekten und Ungeziefer, die euch grossen Schaden auf dem Felde, in den Gärten, und auf dem Getreideboden verursachen, verzeichnet finden. Auch werdet ihr darinn die Mittel gefunden haben, wie man selbe Schaden zu thun verhindert, oder sie wohl gar ausrotten kann. Ihr dürft den vorgeschriebenen Mitteln gewiß, und sicher trauen; denn ich zeige euch nichts, wie ich schon öfters versichert habe, ausser es gründet sich auf Erfahrung, die theils von sehr geschickten Männern, theils von mir selbst gemacht worden ist. Nun aber kann ich euch auch dafür gut stehen, daß alles das, was ich von den so nützlichen Thierchen, den Erdkäferchen, euch erzähle, durch tausendfältige Beobachtung der geschicktesten und gelehrtesten Männer erprobt ist. Ich habe aus der Ursache, nämlich, daß ihr dieses so nutzenreiche Insekt recht möget kennen lernen, eine Art davon in Kupfer stechen lassen. (Sieh Kupferplättl Lit. M.) — Ja, meine lieben Freunde! mir ist es auf meinen Reisen, und auch hier bei euch oft recht bange geworden, wenn ich gesehen habe, daß diese der Oekonomie so nützliche Käferart von unwissenden Land- und Bauersleuten, Gärtnern, und Afterökonomen in Menge zertreten wurde. Man hat überhaupt sich von Zeit zu Zeit immer beworben, die Schädlichkeit dieser Insekten zu entwickeln, aber nur wenig bekümmerte man sich um den Nutzen derselben! am wenigsten aber um diese,

deren

deren Nutzen man kennt und weiß, unter euch bekannt zu machen. Ich glaube daher, alles das zusammen genommen, hat Gewicht genug, daß wir dahin trachten die Insekten kennen zu lernen, und uns künftig mit genauer Sorgfalt zu bekümmern, daß wir ihr Leben erhalten, und die Nutzlichen den tödtenden Füssen des Unwissenden entrissen.

Wahrheit, meine Freunde! traurige Wahrheit ist es, daß die Insekten und Würmer so vielen Schaden an unsern Bäumen, auf den Feldern, und in den Gärten verursachen; zur erstern Verderbniß trägt hauptsächlich der weisse Wurm, Engerling, Mühlwurm, oder die Larve des Maykäfers (Melol. vulgaris Fabr.) das meiste bei. — Die größten Verderber unserer Saaten sind die Regenwürmer, die bald die Körner, bald die jungen Pflänzchen unter die Erde ziehen; dazu kommen auch die nackten Rotzschnecken (*) besonders wenn wir feuchte Frühezeit haben.

Und möchte man nicht oft weinen, wenn wir in unsern Küchengärten alles zerfressen sehen von den unausstehlichen Blattläusen, und nicht minder höflichen

*) Wider die Rotzschnecken ist unter den künstlichen Mitteln gewiß das das beste und bewährteste, wenn wir, so bald man Schnecken spürt oder sieht, rings um das Feld Gerstenkraite (Gerstennageln) säen; denn so wie der Schneck unsern Feldern zueilt, und an die Kraite kömmt, so hängt sich selber an ihren Schleim oder Rotz, und hindert sie den Weg weiter fortzusetzen, so, daß sie an der Gränze des Feldes zusammengerollter sterben; sind sie schon im Felde, so muß man die Gerstenkraite auf dasselbe, oder zwischen die Furchen streuen.

lichen Erdflöhen (Chrif. olerac Linn). Nun aber, wo nicht allen doch den meisten von diesen unfreundlichen Gästen ein Ziel zu setzen, hat man verschiedene Mittel auserdacht, und doch kann ich versichern, daß wir kein besseres haben, als dasjenige ist, so uns der liebe Schöpfer in die Natur gelegt und selbst an die Hand gegeben hat. Dieses Mittel aber ist eine gewisse Käfergattung, welche sehr zahlreich, und den gelehrten Männern unter dem Namen Erd- und Laufkäfer (Caracus Linn.) bekannt ist.

Sie sind sehr zahlreich, und ihrer Arten sind recht viele, Grosse und Kleine, aber alle zum nämlichen Nutzen, zur nämlichen Absicht und Zweck, nämlich zur Tilgung der Insekten und ihrer Larven. Eben so, wie unsere Abbildung ist, sehen fast alle aus, nur daß sie in der Grösse und Farbe verschieden sind. Der abgebildete heißt vergoldeter Laufkäfer (Carabus auratus) sonst auch Goldschmied, Geiger, Feldgrille, diesen müßt ihr euch wohl merken, damit ihr ihn genau kennen lernt, und im Frühjahre wie im Sommer und Herbste, selbst bei seinen Raubjagden beobachten könnet. Es ist wirklich unterhaltend anzusehen, wie sie manchmal an einem Maykäfer (Melol. vulg. Fabr.) hangen, und sich nicht eher, trotz aller Gegenwehre, abtreiben lassen, bis ihre Beute aufhört zu leben, damit sie selbe dann ruhig verzehren können.

Nun will ich euch sagen, daß alle diese Erdkäfer (Caräbi Linn.) unter Steinen, Blättern der Bäume, im Grase, in den Gärten, auf den Feldern, und überhaupt da, wo ein Raub zu

spüren

spüren ist, wohnen, ja man findet selbe sogar auf den höchsten Bäumen, einige fliegen in der Luft umher, die meisten aber laufen aus Mangel der Flügel auf der Erde, zu diesen letztern gehört auch unser abgebildeter. Dieser ist den ganzen Tag beschäftiget, es ist ewiges Streifen, Rauben, und Morden. — Raupen, Würmer, Schnecken, Käfer, Schmetterlinge (Zwifalter), alles ist vor ihnen des Lebens nicht gesichert, kurz, sie fallen über alles, was Insekt heisset, und wenn es auch zwey- und dreymal grösser ist, mit einer Wuth, die ihres gleichen nicht hat, tödten und verzehren alles, oder schleppen es getödteter in ihre Schlupfwinkel.

Ich hoffe aus diesem Erzählten werdet ihr es einsehen, daß diese Käferart sehr nützlich für den Landwirth sey und Schonung verdienet. Aus dieser Ursache solltet ihr selbe auch euren Kindern kennen lehren, damit diese nützlichen Thierchen der Muthwille des schadenfrohen Knabens nicht peinige, oder gar morde. Findet ihr einen auf dem Wege, der sich vom Felde verirret hat, o so nehmet euch die Mühe, und werfet selbe wieder in den Acker, sind aber eure Haus- und Küchengärten noch nicht besetzet damit, so folget meinem Rathe, und traget einige von den Feldern hinein, ihr werdet in Bälde die größte Wirkung sehen, ihr werdet euern Schöpfer eifrigst danken, daß er für euch und alle Menschen ein so nützliches Thierchen erschaffen hat, und ihr werdet euch, wenn ihr selbe wieder andern Menschen zeiget, meiner immer erinnern und mir danken, daß ich sie euch habe kennen gelehrt.

Ueberhaupt aber rathe ich euch kein Insekt, wo ihr von dessen Schädlichkeit nicht überzeuget seyd, aus Vorsatz oder Muthwillen zu tödten; denn wir haben noch gar viele gute, und nützliche darunter.

Ich könnte euch auch noch mehr davon zeigen und erzählen, aber vielleicht gebe ich euch nach einiger Zeit einen ordentlichen Unterricht gedruckt in die Hände, und lehre euch darinn alle Schadhafte und Nützliche kennen.